te
en
ung

3.50

Geschichte

der

Deutschen Einwanderung

in

Amerika.

Geschichte

der

Deutschen Einwanderung

in

Amerika.

Von

Friedrich Kapp.

Erster Band.

Die Deutschen im Staate New-York bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Mit einer Karte.

Leipzig
Verlag von Quandt & Händel.
1868.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Vorwort.

Das Werk, dessen ersten Band ich hiermit veröffentliche, hat Jahre lang, zu Zeiten mehr, zu Zeiten weniger, meine Mußestunden in Anspruch genommen. Einzelne Abschnitte waren schon 1856 und 1857 geschrieben, andere sind erst kürzlich vollendet worden. Oft warf ich voll Schmerz und Erbitterung meine Quellen weg, und erst nach Monate langer Pause konnte ich mich zur Wiederaufnahme meiner Arbeit entschließen.

Ich habe gleich im vorliegenden Bande einige Kapitel bringen müssen, welche ebensosehr zum Verständniß der spätern Erzählung dienen. Sonst hat die Theilung meines Gegenstandes nach politischen und geographischen Gränzen durchaus nichts Willkürliches, weil die verschiedenen Niederlassungen weder in räumlichem noch in geistigem Zusammenhang zu einander stehen. Wenn dieser erste Band die Aufnahme findet, welche zur Fortsetzung der Arbeit ermuthigt, so soll ihm bald ein zweiter und letzter folgen, welcher die Geschichte der deutschen Einwanderung in Pennsylvanien und Maryland, in Virginien, Nord-Carolina und Georgia, ja selbst in Maine und Louisiana bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts fortführt. Die moderne Einwanderung werde ich dagegen nicht behandeln, da sie mit Ausnahme der Gebiete, welche sie gemeinschaftlich mit den Eingebornen der Kultur erobert, noch nicht abgeschlossen ist, also auch noch nicht Gegenstand der Geschichtsschreibung sein kann.

Ich halte es nicht für überflüssig, zu bemerken, daß ich sämmtliche Orte und Landschaften des Staates New-York, von welchen im Laufe der Erzählung die Rede ist, besucht und daß ich mich an den bedeutensten, wie im Schoharie- und Mohawk Thale, länger und öfter aufgehalten habe. Von den Männern, welche mich durch ihre Gefälligkeit gefördert und namentlich durch Mittheilung von Quellen unterstützt haben, erwähne ich hier ganz besonders die Herren George Bancroft und J. Ro-

meyn Brodhead, den Geschichtsschreiber des Staates New-York, dann General J. Watts de Peyster in Tivoli bei Rheinbeck, die Herren Pfarrer Lintner und Belfour, sowie die Herren Johann Gebhardt jr. und Friedrich Baare in Schoharie und Herrn August Kapp in Mannheim. Für die vortreffliche Uebersetzung der beiden im Anhang mitgetheilten Lieder bin ich Frau Marie Bloede ganz besonders verpflichtet.

Ich nehme durch meinen augenblicklichen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten eine gewisse glückliche Doppelstellung ein. Als dem Geschichtsschreiber der amerikanischen Deutschen wird mir die lohnende Aufgabe, durch die Erzählung der Geschichte ihrer Vorgänger in meinen hier ansässigen Landsleuten den berechtigten Stolz des freien Bürgers zu heben, sowie ihr Verständniß der amerikanischen Entwicklung und die richtige Auffassung ihrer Stellung im hiesigen Leben zu fördern. Für die Heimath dagegen liefert meine Arbeit einen fast ganz unbekannten, noch lange nicht genug gewürdigten Beitrag zur Krankheitsgeschichte unsres Volksthums während der vorausgegangenen beiden Jahrhunderte und deckt als die Hauptquelle, aus welcher die Massenauswanderung ihre Kräfte schöpfte, die jammervolle Zerrissenheit und Ohnmacht unsres Vaterlandes auf. Also anknüpfend an die Bestrebungen und Kämpfe der Gegenwart, hält die Geschichte der deutschen Einwanderung dem heutigen Geschlecht zur Beschämung für unsere Vergangenheit und zum Trost für unsere nationale Zukunft auf der einen Seite die frühere politische Verkommenheit unsres staatlichen Lebens, auf der andern aber die bürgerliche Tüchtigkeit des vom heimischen Drucke befreiten Deutschen als treuen Spiegel vor.

Ich hoffe und wünsche, daß meine hiesigen Landsleute die Geschichte ihrer Vorgänger mit Nutzen lesen und auf sich wirken lassen mögen.

In Deutschland trifft mein Buch auf eine ihm günstige politische Strömung. Seit dem vorigjährigen Kriege arbeiten alle denkenden Männer zunächst auf die Beseitigung des Zustandes hin, welchen Bismarck als den „ganz unhistorischen, gott- und rechtlosen Souverainitätsschwindel deutscher Fürsten" charakterisirt. Dieser mit dem Gedeihen der Nation unverträgliche Zustand bildet auch den düstern Hintergrund meiner Erzählung. Möge sie, wenn auch in noch so geringem Grade, die endliche Abrechnung beschleunigen helfen!

New York, 6 Mansfield Place,
18. Oktober 1867.

Friedrich Kapp.

Inhaltsverzeichniß.

Geschichte

der

Deutschen Einwanderung

in

Amerika.

Erstes Kapitel.

Einleitung. Charakter der deutschen Einwanderung.

Die bedeutendsten europäischen Völker sind bei der Entdeckung und Ansiedlung Nord-Amerika's betheiligt, indessen haben höchstens Spanier und Franzosen, Engländer und Deutsche mehr oder minder bleibende Spuren ihrer Kolonisationsversuche zurückgelassen und auf die Entwicklung des amerikanischen Volkscharakters einen heute noch fortwirkenden Einfluß ausgeübt.

In den für die Eroberung des neuen Welttheils geführten Kämpfen stellen die Romanen die Offiziere ohne Heer, von den Germanen dagegen die Engländer ein Heer mit Offizieren, die Deutschen endlich ein Heer ohne Offiziere.

Spanier und Franzosen unternahmen kühne Eroberungszüge, wie die fahrenden Ritter, suchten in den Sümpfen Florida's den Quell der ewigen Jugend, durchstreiften den halben Kontinent nach Gold, bekehrten die Indianer mit dem Feuereifer der ersten Apostel und zwängten den Geist ihrer Begleiter und Nachfolger in die engen Stiefel ihrer religiösen und politischen Vorurtheile. Nachzügler des spanischen Konquistadorenthums und Plänkler der französischen Weltmacht, wetteiferten sie in der amerikanischen Wildniß mit einander in ihrer Hingabe an die Interessen der Kirche und der Krone. Mit kühnem politischem Blick gründeten sie ein großes Reich, welches, den Lorenzstrom mit den Seen und dem Mississippi verbindend und diesen entlang bis zum mexikanischen Golfe fortlaufend, die englischen Niederlassungen auf den schmalen atlantischen Küstensaum beschränken sollte. Für die Spitzen dieses neuen

Reichs war wohl gesorgt, aber es fehlte an der gesunden Grundlage, an der nothwendigen Voraussetzung eines Staates, am Volke; die Ziele waren zu weit gegriffen, die Pläne zu maßlos, die ganze Schöpfung schwebte in der Luft. Diese tapferen Eroberer wähnten in ihrer Verblendung, daß sie die in der Heimath bewährten Netze weltlicher und geistlicher Polizei mit demselben Erfolge über die neue Welt spannen könnten, um auch in Amerika die Triumphe des damals in Europa aufblühenden Absolutismus zu feiern; sie hatten keine Ahnung davon, daß zur Gründung eines mächtigen Kolonialstaates vor Allem ein selbst thätiges, selbst denkendes und sich selbst bestimmendes Volk gehört. So mußten ihre Schöpfungen zerfallen, und auch der Ruhm ihrer glänzenden Thaten, die äußeren Spuren ihres Daseins sind vom Boden Amerika's so gut wie verwischt. Der kastilische Löwe und die weißen Lilien sanken mit den Bäumen, in welche sie zum Zeichen der erfolgten Besitznahme eingehauen waren, und nur ausnahmsweise erinnert uns ein glücklich angelegtes Fort, der verständig gewählte Platz einer Niederlassung oder der Name eines Flusses an den politischen und soldatischen Scharfblick ihrer ersten Gründer und Erforscher.

Hinter Champlain, Marquette und Lasalle, den Entdeckern, und hinter Frontenac, Galisonnière und Montcalm, den Soldaten, rückte eine unscheinbare, aber mächtige Armee her. Es waren die untersten Schichten der bürgerlichen Gesellschaft, kleine und arme Leute, die sich keiner stolzen Führer rühmen konnten, aber jeder für sich dachten und handelten und bewußt oder unbewußt die Träger der großen Ideen waren, welche auf politischem Gebiete die Reformation vollendeten und in der Heimath das Königthum durch das „Gemeinwohl" verdrängten. Nüchtern und fleißig, richten diese englischen Ansiedler ihren Blick auf das nächste Ziel und unterwerfen zuerst den Boden ihrer Herrschaft. Jeder Axtschlag, den sie führen, jeder Wald, den sie ausroden, jede Furche, die sie ziehen, befestigt ihren Besitz. Nicht im Sturmschritt fliegen sie durch das Land, wie die Franzosen, sondern langsam und sicher kriechen ihre Niederlassungen gleichsam vor. Keinen Fußbreit gewonnenen Bodens geben sie wieder auf, und stets rückt in die Stelle des Vordringenden ein Hintermann ein. Der Farmer, welcher nur mühsam sein Leben fristet, vertritt, wenn der Ruf an ihn ergeht, seine Mitbürger eben so gut im Kirchen- oder Gemeinde-Rathe oder als Gesetzgeber. Er liebt den Krieg nicht, denn er hat Besseres zu thun; allein wenn's sein muß, kämpft er tapfer und zähe für Haus und Hof. Der Geist dieser

Männer ist durch Denken und Selbstzucht gereift, und wenn die Schranken, innerhalb deren sie sich bewegen, auch eng sind, so gewinnt ihr Thun gerade durch diese Beschränktheit desto mehr an Kraft und Sicherheit.

Während Neu-Frankreich von der Gewalt großgezogen und mit künstlichen Reizmitteln gehoben wird, legen die ausgestoßenen und vernachlässigten Söhne Englands unter Schwierigkeiten aller Art, unscheinbar und bescheiden, aber in selbstvertrauendem Muthe den Grund zu Neu-England. Hier die Demokratie, der Protestantismus und die Pflugschaar, dort der Feudalismus, das Papstthum und das Schwert. Der Puritaner liebt die Freiheit, nennt Niemanden seinen Herrn, aber er beugt sich gehorsam dem Gesetze, das er selbst gemacht hat, und vermehrt durch energischen Fleiß seinen Wohlstand; der Neu-Franzose kennt nur blinden Gehorsam gegen die Gebote des Mutterlandes und der Kirche, ja ist stolz in seiner Abhängigkeit von ihnen. Priester und Soldat denken und handeln für ihn, sie bewachen und beschützen ihn von der Wiege bis zum Grabe. Neu-England ist das Kind der Reformation und Revolution, eine durchaus moderne Kolonie, in welcher Alle mit ameisenartiger Geschäftigkeit Hand mit anlegen und sich durch möglichst ausgedehnte Verwerthung ihrer geistigen Fähigkeiten ein menschenwürdiges Dasein erkämpfen. Neu-Frankreich gleicht einem mittelalterlichen Lager, in dessen ausgedehnten Zelten eine stets schlachtbereite Armee ausruht, um auf den ersten Ruf des Führers zu neuem Krieg und neuen Abenteuern auszuziehen.[1]

Aehnlich ist es in Pennsylvanien, wo sich die Quäker eine Freistätte gründeten, ähnlich im Süden, wo zum Theil die vertriebenen englischen Aristokraten die neuen Kolonien ins Leben riefen. Auch diese Männer waren, trotzdem daß sie mit den ihr Vaterland revolutionirenden Ideen einen unglücklichen Kampf geführt hatten, doch so gut Engländer wie die Uebrigen; sie trugen ihre Gemeindeeinrichtungen und nationalen Anschauungen, die alle in der Selbstregierung wurzeln, übers Meer und prägten, oft ohne es selbst zu wissen, den sittlichen und politischen Geist der Heimath in ihren Schöpfungen aus. So drangen die englischen Ansiedler in etwas mehr als einem Jahrhundert allmälig von der Küste aus bis an die Alleghanies vor und stießen im Ohio-Thal zu derselben Zeit mit den Franzosen zusammen, als mit dem Fall von Quebeck deren Herrschaft auf amerikanischem Boden für immer gebrochen wurde. Neu-Frankreich sank dahin, aber Neu-England blühte mit jedem Tage mäch-

tiger und stärker empor. Wie es heute noch der Kopf und das Gewissen Amerika's ist, so war es auch damals schon der Ausdruck des Geistes, der die englische Einwanderung über diejenige aller übrigen Völker stellt.

Der Zeit und Bedeutung nach folgen hinter Spaniern, Franzosen und Engländern die Deutschen. Der Charakter dieser Einwanderung ist Demuth, Verzagtheit und duldende Ergebung. Sie rettet kaum das nackte Leben über den Ozean und ist sogar dafür dem Himmel noch dankbar. Psalmen und geistliche Lieder singend ziehen sie aus der Heimath, wie die evangelischen Salzburger, die Herrnhuter oder die verfolgten Lutheraner. Zum Abschied zünden ihnen die Franzosen die Felder und Dörfer an, wie den armen Pfälzern und Schwaben; aber sie haben kaum mehr die Kraft zu einem Fluche gegen ihre Dränger, zum Hasse gegen ihre einheimischen Peiniger. Vertrieben aus ihrer Heimath, schutzlos den Mißhandlungen des Auslandes preisgegeben, eine Beute der Seelenverkäufer in Holland und England, eilen diese Unglücklichen von dannen, um nur den rohesten Bedrückungen daheim zu entgehen. In Amerika angekommen treten sie meistens in eine neue Knechtschaft, die sogar nahe an Sklaverei gränzt. Sie wollen nur nicht bis aufs Blut ausgesogen sein; ein paar Hufen Landes sind das höchste Ziel ihres Ehrgeizes. Dem entsprechend kann sich die deutsche Einwanderung auch nur in die bereits bestehenden Verhältnisse einschieben und keine selbstständige Stellung einnehmen. Im Gefolge der Engländer oder als deren Vorposten ausgesandt füllt sie die täglich weiter vordringenden Reihen der Ansiedler aus und bildet durch ihre Ausdauer sowohl als ihre Unverwüstlichkeit, ihre Zahl und ihre Arbeitskraft ein unentbehrliches, äußerst schätzenswerthes Element der neuen Bevölkerung; allein sie bezeichnet keinen qualitativen Fortschritt in der kolonialen Entwicklung des Kontinents. Deutschland — so hart es heut zu Tage dem nationalen Stolze klingen mag — nimmt im vorigen Jahrhundert Amerika gegenüber die Stellung ein, in welcher China gegenwärtig zu Kuba steht; es liefert den englischen Kolonien bloß Hände zur Arbeit. Die deutschen Auswanderer sind die Kulis des achtzehnten Jahrhunderts, sie spiegeln das Elend, den Jammer und Verfall der einst so mächtigen Heimath wieder.

Nicht daß es ihnen ganz an hervorragenden Männern gefehlt hätte, die, wenn auch geringer an Zahl, doch an Geist den Engländern ebenbürtig waren; allein die Leistungen der bedeutenderen Deutschen kamen selten ihren eingewanderten Landsleuten und noch weniger dem alten

Vaterlande zu Gute. Sie waren im Dienste und Interesse der fremden Nation verrichtet und standen weder in räumlichem noch geistigem Zusammenhange mit der Heimath. Diese kannte überhaupt anderthalb Jahrhunderte nach dem westfälischen Frieden keine politischen Ziele und Interessen, geschweige denn jene kraftbewußte, rücksichtslose Selbstsucht, welche den Kern jeder nationalen Politik bildet, und stieg mit jedem Jahre mehr von ihrer frühern Höhe und Machtstellung herab. In England dagegen traf der Schwung und die Blüthe des bürgerlichen Lebens mit der Ausströmung der Massen zusammen, welche als die treuen Kinder eines mächtigen Gemeinwesens den Ruhm und die Ehre des Mutterlandes in der Fremde noch erhöhten. England schwang sich in Folge seiner geglückten Revolutionen täglich mehr zur Weltmacht empor und verpflanzte auf amerikanischen Boden den reichen Segen germanischer Thatkraft und germanischen Geistes, als deren Bannerträger sich Deutschland während des Mittelalters im Osten und Norden Europa's so glänzend bethätigt hatte.

Es ist unerläßlich und zugleich erhebend, einen flüchtigen Rückblick auf diese große Epoche im Leben unseres Volkes zu werfen, welche kaum mehr als Geschichte in der Seele der Gegenwart lebt; denn sie lehrt uns, daß Deutschland während seiner bürgerlichen Blüthe die größte kolonisirende Nation war, und gestattet den Schluß, daß zur Zeit seines Verfalls nur die Verkümmerung seines staatlichen Lebens, nicht aber etwa die geringere persönliche Tüchtigkeit des Einzelnen unser Vaterland von der großen Kolonialpolitik ausschloß.

Vom elften Jahrhundert an drangen seine Söhne als Bezwinger, Lehrer und Zuchtmeister der Nachbarn in die Fremde, und schufen deutschem Handel und Gewerbfleiß, deutscher Sitte und deutschem Recht in den Gebieten jenseits der Elbe, Oder und Weichsel, ja über das deutsche und baltische Meer hinaus eine heimische Stätte. Alle nordischen Meere, Buchten und Eilande wurden von ihnen durchspäht, bei den Wenden und Preußen, Finnen und Russen, in Schweden und Norwegen, in Dänemark und England waren diese tapferen Ritter und muthigen Bürger zu Hause. Nicht als dienstbare Knechte, kummervoll und duldend wie die Auswanderer des achtzehnten Jahrhunderts, sondern als stolze und gebietende Herren zogen sie aus und wußten überall verlassene Landstriche zu kolonisiren oder unterlegene Volksstämme der eigenen Bildung zu gewinnen. Das waren keine bloßen Abenteuerfahrten, gleich den Kreuzzügen, in welchen Kraft, Leben und Vermögen des Einzelnen ziem-

lich nutzlos vergeudet wurden, sondern Unternehmungen voll idealen Schwunges und doch mit einem nüchternen politischen Ziele, welches — ein in der Geschichte des Mittelalters einzig dastehendes Beispiel! — durch die vereinigten Anstrengungen, durch die gemeinschaftliche Arbeit des Adels — Deutsche Ritter — und des Bürgerthums — Hansa — erkämpft wurde. Noch heute sind die deutsche Provinz Preußen, die Städte an der Weichsel und Ostsee, die deutschen Kolonien in Kurland und Liefland beredte Zeugen dafür, mit welchem staatsmännischen Scharfblick deutsche Männer volle drei Jahrhunderte hindurch mit dem Schwert, dem Pflug und der Handelsfaktorei gleichzeitig vorrückend eroberten und kolonisirten; wie sie, lediglich auf ihre eigene Kraft angewiesen, oft selbst gegen das Gebot des Reichs, als tonangebende Land- und Seemacht im Norden Europa's herrschten. Und als sie endlich im 15. und 16. Jahrhundert dahinsanken, der Orden zum starren Junkerthum verknöchert, die Hansa durch die Neugestaltung des Welthandels, sowie die zur staatlichen Einheit sich zusammenraffenden Völker ihrer alten Oberherrschaft zur See beraubt, da offenbarte sich selbst in ihrem Untergang noch der Glanz ihrer reichen Geschichte, die Größe ihrer stolzen Vergangenheit.[2] Der Orden erholte sich nicht mehr von seiner ersten großen Niederlage bei Tannenberg, wo sein Heer von 26,000 Reitern und 53,000 Mann Fußvolk nach erbittertem Widerstand von 163,000 Slaven geschlagen wurde. Die Hansa aber erlag fünf Vierteljahrhunderte später als Großmacht in dem Verzweiflungskampfe, den Jürgen Wullenweber im Bunde mit dem König von England gegen die Königin von Schweden und Dänemark führte. Der große lübecker Bürger und Bürgermeister der ersten Hansestadt, der demokratische Führer, der noch einmal in gewaltigem Anlauf die alte hansische Politik in ihrem ganzen großartigen Umfange wieder aufnahm, aber an der Wucht der veränderten Welt- und Handelsverhältnisse scheiterte, der republikanische Staatsmann fällt durch Verrath in die Hände eines winzigen Fürstleins, desselben Heinrichs von Braunschweig, welcher von Luther der Hanswurst genannt wurde, und welcher jetzt seinen gefürchteten Feind unter grausamen Martern hinrichten ließ. Es ist, als ob das tragische Geschick Wullenweber's seine Schatten auf das nunmehr hereinbrechende Unglück des deutschen Volkes würfe: sein Bürgerthum wird von dem an der Reformation sich erhebenden und stärkenden Territorialfürstenthum allmälig unterworfen und geknechtet.

Fortan ist der Deutsche von der Herrschaft des Meeres ausgeschlossen,

sein Handel wird bloßer Binnenverkehr, und mit dem Handel sinkt das Handwerk. Während die Nachbarvölker sich konsolidiren und aus dem zerfahrenen und zerfallenden Feudalismus zur modernen Absolutie emporstreben, verblutet Deutschland fast an der Reformation; es ist nicht mehr stark genug, die Befreiung des Geistes von der Autorität auch zugleich zum Prinzip seines staatlichen und gesellschaftlichen Lebens zu machen. Der letzte Rest seiner frühern Weltstellung wird durch den dreißigjährigen Krieg vernichtet, welcher den deutschen Mittelstand und mit ihm die Kraft und Energie der Nation zerstört.

Aus dem allgemeinen Zusammenbruch der bisherigen Ordnungen, Stände und Zünfte geht ein unterthäniges und duldendes, weil verarmtes, lediglich auf die Befriedigung des nackten Bedürfnisses angewiesenes Geschlecht hervor. Unter den Kriegen und Verheerungen der auf den dreißigjährigen Krieg folgenden Zeit und bei dem mit jedem Jahre zunehmenden Verlust an Kapital und Intelligenz bricht die Kraft und Leistungsfähigkeit des Volkes immer mehr zusammen. Der Mangel an jeder Art Erziehung und Bildung hat nothwendiger Weise eine ebenso große Unwissenheit, Rohheit und Verwilderung im Gefolge. Ursache und Wirkung arbeiten einander in die Hände, um die wirthschaftlichen Zustände mit jedem Tage mehr zu zerrütten. Die härteste Noth läßt sich ertragen, wenn sie nicht zu lange dauert; sobald sie aber stabil wird, lähmt sie den Geist, stumpft ihn ab und drückt den Menschen auf den Standpunkt des Thieres herab. Das materielle Elend ist nur der Vorläufer des sittlichen, welches ihm auf dem Fuße folgt, der Hunger demoralisirt, und wem er in den Eingeweiden wühlt, der kriecht elend an der Scholle hin und ist selbst froh, sein reiz- und inhaltloses Leben zu fristen, der vergißt um des Lebens willen die Aufgaben des Lebens.

Die öffentlichen Lasten und Steuern fielen fortan fast ausschließlich auf Bürger und Bauern, ja für die letzteren traten zum allgemeinen Drucke noch ungemessene Frohnen und der Jagdunfug hinzu. Mit der Vernichtung des äußern Wohlstandes, der methodischen Untergrabung der nationalen Arbeit, den zahlreichen Verkehrshemmungen und Plackereien jeder Art erschlaffte und verdarb der früher unternehmende und kräftige deutsche Mittelstand immer mehr, und aus dem freien Manne ward ein ängstlicher, in sein Schicksal ergebener Spießbürger.[3] Der blinde Gehorsam gegen „die von Gott eingesetzte Obrigkeit" wurde fortan von den aufstrebenden Territorialherren zum religiösen und politischen Dogma ausgebildet. Der Staat war das persönliche Eigenthum

des Fürsten von Gottesgnaden. Die zahme Bevölkerung, welche sich schüchtern und verkrüppelt aus dem Schutt und den Ruinen ehemaligen Wohlstandes erhob, fühlte kaum das Entwürdigende dieses Unterthanenverhältnisses, dieser niederträchtigen Knechtung; die vereinzelt vorkommenden besseren Naturen aber waren zu schwach, dagegen anzukämpfen.

Es gab nur einen Weg, sich diesem Zustande zu entziehen, und dieser Weg war die Auswanderung. Bis dahin hatten der gedrückte Bauer und Bürger sich kaum nothdürftig von den härtesten Schlägen erholt; erst gegen Ende des Jahrhunderts fingen sie an, sich aus der sittlichen und physischen Herabstimmung scheuen Blicks zu allgemeineren Gedanken zu erheben. Nicht daß sie gewagt hätten, gegen ihre heimischen Dränger aufzustehen und mit einem kräftigen Faustschlag der geistlosen Komödie ein blutiges Ende zu machen. Dazu waren sie zu schwach und abgemattet, andererseits aber fühlte sich der freche, von Frankreich genährte Despotismus des Landesfürstenthums desto stärker.

Nein, der gedrückte Unterthan entging dem heimischen Elende nur durch die Flucht. Verzagt, der eigenen Kraft nicht trauend, fremder Anregung folgend und alles Fremde als etwas Höheres unbedingt bewundernd, gab er, wo er nur konnte, das Vaterland ohne Bedauern, ohne Schmerz auf. So nahm allmälig die Auswanderung immer größere Verhältnisse an, wandte sich nach Norden und Süden, vor allem aber nach Amerika und wuchs im Laufe der Zeit derartig, daß selbst die strengsten Regierungsverbote wenig gegen das täglich zunehmende Uebel halfen. Das ohnehin schwer verarmte Deutschland gab fortan einen guten Theil seiner besten Productivkraft, seines Kapitals an Menschen und Geld an das Ausland ab, und empfing dagegen französische Sitte und Unsitte, fremde Luxuswaaren und Abenteurer. Ueberall in Deutschland fanden diese Schmarotzer eine willkommene Stätte; seine arbeitenden, schaffenden Kräfte aber mußten in der Fremde ein Feld der Bethätigung suchen; ein schlechter Tausch, bei welchem wir doppelt verloren und allmälig zu verbluten drohten. Es kann eben nicht genug betont werden, daß gegen Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Entfremdung der Nation von ihrem eigenen Wesen den höchsten Gipfel erreichte, daß mit dieser traurigen Zeit die Flucht aus dem Vaterlande, die Auswanderung beginnt und täglich weiter um sich greift.

Zweites Kapitel.

Peter Minnewit aus Wesel am Rhein.

Natürlich äußerten sich die entsittlichenden Folgen der im vorigen Kapitel geschilderten Zustände nur langsam und allmälig. Die politische Entwicklung Deutschlands bewegte sich schon lange auf abschüssiger Bahn, während der Kern seines Volkslebens noch unangefressen war. Erst mit dem Ausgang des dreißigjährigen Krieges vollendete sich auch sein gesellschaftlicher und ökonomischer Ruin. Alle Schichten der Gesellschaft wurden mit hineingezogen, am meisten aber die Massen. In den gebildeten und besitzenden Klassen erhielt sich dagegen immer noch ein gewisser Fond von Tüchtigkeit und Kraft, und selbst in seiner schlechtesten Zeit fehlte es Deutschland nicht an bedeutenden Männern, welche in jedem gesunden Staatsleben Großes geleistet und ihr Volk mächtig gefördert haben würden, dem kränkelnden, dahinsiechenden Gemeinwesen aber wenig oder gar nichts nützen konnten. Einzelne hochstrebende Geister wandten sich ins Ausland und erwarben sich in dessen Dienst persönliche Ehre, Auszeichnung und Ruhm. Darum gab es bis zur französischen Revolution kaum einen fremden Staat, der unter den Förderern seines Ansehens im Kabinet oder im Felde nicht einen heimathlosen Deutschen zählte.

Die Geschichte der Deutschen in New-York hat, ehe sie sich zur Massenauswanderung wendet, von zwei solchen Männern zu erzählen, welche nach Amerika verschlagen wurden und einen nachhaltigen Einfluß auf die Geschichte des Landes ausübten. Der eine von ihnen, Peter Minnewit aus Wesel, verließ Deutschland noch während des

dreißigjährigen Krieges; der andere, Jakob Leisler aus Frankfurt a. M., wanderte etwa ein Jahrzehnt nach dessen Beendigung aus. — Das gegenwärtige Kapitel hat es zunächst mit Peter Minnewit zu thun.

Neu=Niederland — das jetzige New=York — ist bekanntlich durch Hendrick Hudson, einen englischen Seefahrer in holländischen Diensten, entdeckt worden. Er wollte die nordwestliche Durchfahrt finden und landete statt dessen im September 1609 im Hafen des heutigen New=York auf der Insel Manhattan. Hudson erstattete bei seiner Rückkehr einen glänzenden Bericht über seine Entdeckungen, durch deren Schilderungen bestochen, einige amsterdamer Kaufleute ein paar Schiffe ausrüsteten, welche bei ihrer Rückkehr eine reiche Ladung Pelze von der Insel Manhattan zurückbrachten. Es wurde daraufhin beschlossen, dort eine Handelsfaktorei zu errichten, welche das Sammeln von Pelzen und den Handel mit den Indianern zu bewachen hatte. Diese Faktorei entstand 1613, im Jahr 1615 aber folgte ihr die neue niederländische Kompagnie. Sie erhielt von der holländischen Regierung ein vierjähriges Monopol für Ausbeutung des Neu=Niederland genannten Landes, machte sehr gute Geschäfte und pflegte auch mit den Indianern einen freundlichen Verkehr. Doch die Zeitbeschränkung in ihrem Privilegium erlaubte auch dieser Kompagnie nicht die Gründung fester Niederlassungen; letztere sind vielmehr erst von der aus einer Anzahl reicher holländischer Kaufleute und Kapitalisten bestehenden westindischen Kompagnie angelegt. Sie erhielt 1621 für das ganze holländische Gebiet in Nordamerika das ausschließliche Handelsprivilegium. Ihre Befugnisse kamen beinahe denen einer unabhängigen Regierung gleich. Sie konnte Gouverneure anstellen, Beamte ernennen, gab Gesetze, schloß Verträge ab und hatte die Justizpflege ausschließlich in ihrer Hand. Im Jahre 1623 schickte sie das erste Schiff mit dreißig Familien an den Hudson, die sich in der Nähe des jetzigen Albany niederließen. 1625 folgten ihnen 200 Seelen, welche den Grund zu Neu=Amsterdam, dem jetzigen New=York, legten.[4]

Holland war bekanntlich zu jener Zeit der freieste und reichste Handelsstaat und zugleich die erste Seemacht der Erde. Der Kampf um Glauben und Freiheit hatte die Holländer zur vollsten Entfaltung aller Kräfte und Tugenden herausgefordert. In Folge des Sieges über Spanien machte sich ein mächtiger Aufschwung auf allen Gebieten des staatlichen und bürgerlichen Lebens, in Krieg, Gewerben, Handel und Kolonialwesen, in Wissenschaft, Literatur und Kunst geltend. Während

im übrigen Europa selbst der Gedanke noch geknechtet war und überall Druck und Bevormundung herrschte, stand die kleine Republik an den Niederungen des Rheins als der stolze Schirmer der Gewissensfreiheit und die Zuflucht aller Bedrängten und Bedrückten da. Wie die Pilgerväter, welche später den Grundstein zu der Größe Neu-Englands legten, in Holland gastliche Aufnahme und thatkräftige Unterstützung fanden, so suchten hier zu einer Zeit, wo religiöser Fanatismus fast alle europäischen Staaten zerrüttete, deutsche Protestanten, französische Hugenotten und portugiesische Juden eine sichere Zuflucht und Schutz vor Gewalt und Unterdrückung. Natürlich spiegeln auch die amerikanischen Kolonien diesen Charakter des Mutterlandes wieder. Allerdings war nicht die Republik im heutigen Sinne des Wortes die staatliche Ordnung, welche daheim und über dem Meere herrschte, es stand vielmehr an der Spitze des Staates eine aristokratische Oligarchie, welche höchstens die mittelalterlichen Korporationsrechte auf größere Kreise ausdehnte und selbst in der jungen Kolonie das Bürgerthum nicht als politisches Recht, sondern nur als Handelsprivilegium ertheilte. So suchten auch die reichen amsterdamer Handelsherren durch Verleihung von Patronatsrechten und sonstigen Monopolen ein aristokratisches Regiment in New-York zu gründen; allein die Einwanderung der demokratischen Massen, welche dieselben Kaufleute im wohlverstandenen eigenen Interesse förderten, vereitelte ihre Pläne. Die Ackerbauer und Handarbeiter, die Ausländer und Verbannten, die Nachkommen der Hussiten und Wiedertäufer, die englischen Quäker und französischen Calvinisten, die Flüchtlinge aus aller Herren Ländern arbeiteten bewußt und unbewußt auf die Demokratisirung von Neu-Niederland hin.

Schon im Jahr 1644 rottete sich das Volk zusammen, um keine willkürlichen Steuern zu zahlen, und 1656 verlangte ein aus eigenen Stücken zusammengetretener Landtag vom damaligen Gouverneur Stuyvesant, daß keine neuen Gesetze ohne Zustimmung des Volkes erlassen und niemand ohne dessen Billigung in ein öffentliches Amt eingesetzt werden sollte. Die westindische Kompagnie erklärte zwar den Widerstand gegen willkürliche Besteuerung den Grundsätzen jeder aufgeklärten Regierung für feindlich, aber die Kolonisten zahlten nichts, und es wurden schon Stimmen unter ihnen laut, daß man sich, um der englischen Freiheiten theilhaftig zu werden, unter englische Gerichtsbarkeit begeben solle.

Vom ersten Tage der Kolonisirung des neuen Niederlandes an be-

fanden sich zahlreiche Deutsche unter den Ansiedlern. Daß sie bei allen Kämpfen derselben unter einander und mit dem Mutterlande mit in vorderster Reihe standen, läßt sich aus einzelnen Fällen mit völliger Gewißheit schließen. Zu jener Zeit war der Unterschied zwischen Holländern und Deutschen noch nicht so ausgeprägt, als heut zu Tage, wie denn die allerdings an sich lose und stets lose gewesene politische Verbindung zwischen Holland und dem deutschen Reich auch erst durch den westfälischen Frieden formell gelöst wurde. Aber wenn auch politisch nicht mehr ein Deutschland, so galt Holland doch in der Anschauungsweise des Volkes als solches. Die bei den Holländern und sämmtlichen Niederdeutschen gemeinschaftliche Sprache war das Plattdeutsche, welches sich in Holland erst mit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts — also gleichzeitig mit der politischen Emanzipation! — zur Schriftsprache zu entwickeln anfing und von den benachbarten nordwestlichen Dialekten nicht viel mehr unterschied, als etwa heut zu Tage das westfälische vom holsteinischen oder meklenburgischen Plattdeutsch. Einer der ersten bedeutendsten holländischen Klassiker, welche der jungen Sprache Lebendigkeit, Kraft und Schwung einhauchten, ist ein geborner Rheinländer, Joest van den Vondel aus Köln (1587—1659), dessen Dramen noch heute als die besten holländischen Tragödien galten.

Aber auch der Handelsverkehr und sonstige Wechselbeziehungen zwischen Holland einerseits und dem Niederrhein und Westfalen andererseits standen damals noch viel lebhafter, als jetzt. Der Rhein war für sie und das ganze südwestliche Deutschland die einzige Straße zum Meere. Schon in den ältesten Anfängen der holländischen Niederlassungen begegnen wir einem Jakob Fuchs aus Baden. Ob er ein Flößer von der Murg war und über Holland nach Amerika verschlagen wurde? Holland erhielt damals so gut wie noch heute sein Schiffsbauholz vom Rheine und dessen Nebenflüssen. Die schwarzwälder Tanne und die westfälische Eiche durchfurchen seit Jahrhunderten als holländischer Kiel oder als holländisches Steuerruder den Ozean. Der westfälische Bauer knüpft noch heute die Hoffnung einer unerwarteten Erbschaft oder eines außergewöhnlichen Glücks an den reichen Onkel in Holland oder den reichen Vetter in Batavia, wie die Phantasie des Volkes im übrigen Deutschland vom reichen Onkel in Amerika träumt. Der westfälische Kötter oder Heuerling wandert noch heute alljährlich zur Ernte nach Holland (Hollandgänger), und bringt von dort im Spätherbst außer dem Wechselfieber die Baarschaft, die ihm für den Winter

herhalten muß, nach Hause zurück. Der eine oder der andere bleibt in Holland hängen oder versucht sein Glück überm Meer, zieht seine Verwandten nach sich und vergißt die Heimath. So geriethen denn auch die ersten unserer Landsleute und ihre Nachfolger, die sich in Neu-Niederland ansiedelten, über Holland und meistens als Holländer, d. h. nach einem längeren Aufenthalte daselbst, nach Amerika. Es ist allerdings in den meisten Fällen schwer, sie als Deutsche wiederzuerkennen, da sie schon damals ebenso gewissenhaft ihre Namen hollandisirten, als sie von der jetzigen Generation in Amerika anglisirt werden. Johann, Dietrich oder Gerhard nannten sich natürlich Jan, Dirk oder Gerrit, die Endsilbe Haus wurde Huys, oder es wurde flottweg der ganze Name ins Holländische übersetzt.

Die Mehrzahl unserer in New-York sich niederlassenden Landsleute waren Handwerker und kamen aus dem nordwestlichen Deutschland, vom Niederrhein und Geldern, aus Westfalen, Ditmarsen, Friesland, Holstein und den Hansestädten; aber auch aus Hessen, Thüringen und Franken, den Elbgegenden, selbst Schwaben und der deutschen Schweiz zogen einzelne Abenteurer nach New-York. Da finden wir z. B. in der Zeit von 1657—1664 — Schiffslisten von früherem Datum sind nicht vorhanden — unter den ersten Ankömmlingen einen Christian Bleyers aus Stolzenau an der Weser, Peter Claassen und Ulrich Dircks aus Holstein, Stoffel Geritsen aus Leer, Bastian Glissen aus Calenberg, Schneider Engelbrecht Sternhuysen aus Soest, Schneider Bernhard Wellenhoft und Wessel Wesselsen aus Münster, Johann Burger von Gemen, Jan Bosch und Heinrich Hendersen aus Westfalen, Albert Burr aus Jülich', Adrian Huberts aus Jena, Simon Scholz und Albert Saboriski aus Preußen, Reinhard Classen aus Franken, Conrad Gros aus der Schweiz, Johannes Hardenbrock aus Elberfeld, Louis de Rode aus Danzig, Heinrich Weinrich und Clas Geritsen aus Wesel.[5]

Natürlich waren die meisten ungebildeten Einwanderer im fremden Welttheile höchstens die Vertreter deutschen Fleißes und seßhaften Handwerks, nicht aber die Träger der heimischen Sitte und Kultur. In ihren Anschauungen und Bestrebungen sind sie vielmehr Holländer, und deren Sprache redend, haben sie mit ihnen auch die kaufmännischen und politischen Ziele gemein. So verschwinden sie denn auch bald unter den Holländern, mit welchen sie übers Meer gekommen waren, und selbst jede Spur ihres Daseins würde uns verloren gegangen sein, wenn ihre

Namen nicht zufällig in den Verzeichnissen der amsterdamer Rheder aufbewahrt worden wären.

Die westindische Kompagnie hatte bereits 1623 mit dem ersten nach New-York expedirten Schiffe in der Person eines gewissen May ihren ersten Generaldirektor dahin geschickt, der indessen umgehend schon im nächsten Jahre zurückkehrte. Nicht viel besser machte es sein Nachfolger Verhulst, der 1625 dieselbe Reise und zugleich dieselbe schnelle Rückreise unternahm. Beiden Männern fehlte der Blick, die Umsicht und die Einsicht in die Bedingungen zum Gedeihen der jungen Kolonie; sie hatten nichts als eine sich schnell rentirende kaufmännische Spekulation im Auge und gaben, als sie sich nicht in wenigen Wochen verwirklichte, das ganze Unternehmen als ein verfehltes auf. Natürlich siechte unter diesen Umständen die schwache Niederlassung dahin, und es wurden schon Stimmen laut, sie ihrem Schicksal zu überlassen und die schützende Hand ganz von ihr abzuziehen. Es wurde indessen beschlossen, noch einen letzten Versuch zu wagen — und Peter Minnewit wurde zum Generaldirektor ernannt. Er war mehr als ein tüchtiger Beamter, er bewährte sich als selbstständig denkender Kopf, als ein schöpferischer Geist, der sich den neuen Verhältnissen anzupassen und diese zum Besten des Unternehmens auszubeuten wußte, kurz, er war der Mann, welcher die Kolonie auf festen Grundlagen errichtete und zur schnellen Blüthe entwickelte.

Wir wissen wenig über Minnewit, ehe er in New-York auftritt. Sogar sein Name wird nicht richtig geschrieben und ist von den amerikanisch-englischen Geschichtschreibern in Minuit französirt. Die Schuld trägt Minnewit übrigens selbst, denn er unterschreibt in einzelnen auf die Nachwelt gekommenen Dokumenten in holländisch-französischer Weise: „Peter Minuit, Directeur." Die Schweden verunstalten ihn in Menewe, Meneve oder Menuet, die holländischen Zeitgenossen dagegen nennen ihn immer Minnewit und auch in der Nähe von New-York, am östlichen Eingang des Long Island Sundes, hat sich der ursprüngliche Name in der Minnewit-Insel (etwa Greenwich gegenüber liegend) fast noch ein Jahrhundert nach dem Tode unsers Helden erhalten. Alle Quellen sind dagegen darüber einig, daß Minnewit aus Wesel am Rhein, und Protestant war.[6] Er kann seine Vaterstadt auch nicht in früher Jugend verlassen haben, denn der Pfarrer Michaelius, der 1623 die erste holländische Kirche in New-York eröffnete, erzählt in seinem Berichte, daß der Direktor Minnewit in Wesel als Diakon der reformirten Kirche fungirt habe, und daß es deshalb besonders erfreulich ge-

wesen sei, daß derselbe diese Stelle auch in der neugegründeten New-Yorker Kirche angenommen habe. Als Kollege Minnewits in diesem Amt wird zugleich dessen Schwager, ein anderer Weselaner, Johann Hueck (auch Huyck und Huyghen geschrieben), angeführt, welcher die Aufsicht über die Lagerhäuser der Kompagnie hatte. Es liegt also die Vermuthung nahe, daß Minnewit seine Vaterstadt gegen Ende der Zeit verließ, als sie sich während des klevischen Erbfolgekrieges im Besitze der Spanier befand. Während zu Hause die finstere Fremdherrschaft einen aufstrebenden, thatkräftigen Geist nicht aufkommen ließ, winkten ihm, dem Rheine folgend, weiter nach Westen hin und auf dem Meere mannhafte Bethätigung, Auszeichnung und Glück. Minnewit muß übrigens schon lange im Rufe eines tüchtigen und zuverlässigen Beamten gestanden haben, da ihn sonst die ängstlich vorsichtige westindische Kompagnie gewiß nicht zu dem so verantwortlichen und wichtigen Posten eines Generaldirektors von Neu-Niederland erhoben haben würde.

Mit den weitgehendsten Vollmachten ausgerüstet — er durfte nur kein Todesurtheil vollstrecken lassen — verließ Minnewit am 9. Januar 1626 den Texel und landete am 4. Mai in Neu-Amsterdam. Seine erste amtliche Maßregel bestand darin, daß er den Grund und Boden, auf welchem die Niederlassung gegründet war, von den bisherigen Besitzern, den Indianern, käuflich erwarb. Er zahlte für die 22,000 Acker große Manhattan-Insel, auf welcher sich jetzt das stolze New-York mit seiner Million Einwohner erhebt, 60 holländische Gulden oder 24 Dollars Gold: gewiß die beste Landspekulation, die je in New-York, überhaupt in Amerika gemacht worden ist! Nachdem auf diese Weise der Besitz des Landes gesichert war, errichtete Minnewit zum Schutze der Ansiedler das erste steinerne Fort an der Battery und nannte es Fort Amsterdam. Es trug vor allem zur Begründung dauernder Niederlassungen bei, da es den Indianern Respekt und den Ansiedlern das Gefühl der Sicherheit einflößte. Die letzteren dehnten sich bald über die südliche Spitze der Insel hin aus und trieben Landbau und Viehzucht, so daß Neu-Niederland schon nach wenigen Jahren im Stande war, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu erzeugen. Die Kolonisten, ermuthigt durch die ihren Interessen erwiesene Aufmerksamkeit, waren bald so fleißig und unternehmend wie ihre in Holland zurückgebliebenen Landsleute. Der Eine handelte mit den Eingebornen, der Andere baute Häuser, der Dritte bestellte den Boden. Minnewit lieferte ihnen auf Kosten der Kompagnie die ersten Mittel zum Fortkom-

men, vor allem Vieh und Pferde, und sammelte die über das ganze Land zerstreuten, selbst im jetzigen Albany wohnenden Ansiedler um das Fort. Durch diese Konzentrirung seiner Kräfte auf einen Punkt gelang es ihm, die junge Kolonie zur Blüthe zu entwickeln. Den gewinnreichsten Stapelartikel lieferte der Pelzhandel mit den Indianern. Bald liefen die Holländer den Pilgervätern als Pelzhändler den Rang ab; ihre Schiffe drangen in die Narragansett Bay und die angrenzenden Flüsse. Die Pelzausfuhr, die 1624 nur 25,000 fl. betragen hatte, belief sich 1628, wo die Kolonie erst 270 Seelen zählte, schon auf 56,000 fl. und 1631 war Neu-Amsterdam im Stande, eine Einfuhr von 130,000 fl. zu decken. Die Bevölkerung hatte sich in den letzten vier Jahren beträchtlich vermehrt. Es kamen alljährlich mehrere Schiffe mit Ansiedlern an, welche für 12½ Cents per Tag für Passage und Verpflegung, von der Kompagnie nach Neu-Amsterdam befördert wurden und hier umsonst so viel Land erhielten, als sie kultiviren konnten. Schon 1631 bauten die neuamsterdamer Schiffsbauer ein Schiff, „Neu-Niederland", das verschieden auf 600—800 Tonnen geschätzt wurde und als das größte, das zu jener Zeit den Ozean befuhr, den besonderen Neid der Engländer erregte. Zu gleicher Zeit knüpfte Minnewit freundliche Beziehungen zu den neu-englischen Kolonien an; indessen bestanden beide Theile auf ihren Grenz- und Gebietsansprüchen, und der offizielle Verkehr zwischen ihnen beschränkte sich deßhalb lediglich auf den Austausch von nichtssagenden Höflichkeiten. Minnewit richtete übrigens die Aufmerksamkeit der westindischen Kompagnie auf die Verwicklungen, welche mit der Zeit aus den streitigen Grenzen hervorgehen konnten; er behauptete aber energisch die auf die erste Entdeckung gegründeten Rechte Hollands auf Neu-Niederland und war für den Augenblick mit Erfolg darauf bedacht, den Frieden zu erhalten.

Inzwischen beschlossen die Direktoren der westindischen Kompagnie im Jahr 1629, zu ihrem eigenen und zu ihrer Angehörigen Besten eine Maßregel, welche die schlimmsten Folgen nach sich zog und diese noch bis in die jüngste Gegenwart hinein geäußert hat. Sie schufen nämlich in den sogenannten Patronaten feudale Lehen, wonach jedes ihrer Mitglieder sich in Neu-Niederland eine bedeutende Strecke Landes auswählen konnte, falls es sich verpflichtete, eine Colonie von wenigstens 50 Personen zu gründen. Nur die Insel Manhattan war von solcher Vertheilung ausgenommen. Die ersten Patrone erhielten an einem schiffbaren Fluß ein Gebiet von 16 Meilen Länge und 8 Meilen Tiefe

mit fast absoluten Souveränitätsrechten; später wurde die Landschenkung auf die Hälfte beschränkt, indessen war sie immer noch groß genug, um in kurzer Zeit die Kolonie in den Besitz einiger bevorzugter Familien zu bringen und die landwirthschaftliche und kaufmännnische Thätigkeit der Ansiedler durch einen künstlichen Druck zu lähmen, kurz die natürliche Entwicklung zu verhindern. Auf diese Weise entstand New-York gegenüber u. a. das Patronat Pavonia, welches Staten Island und die jetzigen Counties Bergen und Hudson in New-Jersey umfaßt; es wurde von einem Patron Michael Pauw ausgewählt. Oben am Flusse erhielt Kilian van Rensselaer, ein amsterdamer Diamantenschleifer, das sogenannte Rensselaer Manor, welches aus den späteren Counties Albany und Rensselaer bestand, und in neuerer Zeit der Sitz der Antirenter-Bewegung wurde, weil die Nachkommen der ursprünglichen Ansiedler die feudalen Privilegien der Familie Rensselaer nicht mehr anerkennen wollten.

Diese unglücklichen Versuche der sonst so umsichtigen amsterdamer Kaufleute, in der neuen Welt einen neuen Feudaladel zu gründen, riefen bald im Schoße der Kompagnie selbst Uneinigkeiten hervor. Diejenigen, welche sich das Monopol schnell zu Nutze gemacht hatten, wurden von den weniger Eilenden beneidet. Diese Mißgunst führte zuerst zu Einschränkungen, später aber, als sich die Patrone auch den Pelzhandel mit den Indianern anmaßten, zu den bittersten Vorwürfen, ja sogar zum Vorschlag des Widerrufs des ganzen Patronatsrechtes, und da dessen Gegner die Oberhand in der Kompagnie erhielten, im August 1631 zur Abberufung Minnewits, weil er im Verdachte stand, die Ansprüche der neuen Feudalherren begünstigt zu haben.

Obgleich der verabschiedete Gouverneur nichts als seine Pflicht gethan und stets im Einklang mit den Instruktionen seiner Auftraggeber gehandelt hatte, so wurde er doch das Opfer der unter den Direktoren ausgebrochenen Kämpfe und der in Folge derselben plötzlich veränderten Politik. Als Minnewit zu Anfang des Jahres 1632 Neu-Amsterdam verließ, befand sich die Kolonie hauptsächlich durch seine Thätigkeit und Umsicht im befriedigendsten Zustand. Handel und Ackerbau blühten; die westliche Küste von Long Island — das heutige Brooklyn — war mit Ansiedlungen überdeckt, die Beziehungen zu den Nachbarn und Eingebornen waren freundschaftlich, die Niederlassungen in Rensselaerwyck und am Delaware eben angefangen, und die Ausfuhr hatte sich während seiner Verwaltung verdreifacht. Das Schiff, an dessen Bord der

entlassene Direktor zurückkehrte, brachte außer anderen Handelsartikeln 5000 Biberfelle nach Amsterdam. Wie energisch und klug Minnewit übrigens trotz der ihm zu Theil gewordenen schnöden Behandlung die Interessen der Kompagnie und Hollands vertrat, bewies er auf der Rückreise in England, als sein Schiff in Plymouth einlaufen mußte und von den dortigen Beamten als ein Fahrzeug, das unerlaubten Handel mit den englisch-amerikanischen Kolonien treibe, zurückgehalten wurde. Er setzte sich sofort mit den beiden Gesandten der Generalstaaten in Verbindung, wies die rechtlichen und thatsächlichen Ansprüche der letzteren auf Neu-Niederland nach und brachte es im Verein mit den heimischen Behörden Ende Mai 1632 dahin, daß das Schiff freigegeben wurde, obschon die auf Hollands amerikanischen Handel eifersüchtige englische Regierung auf ihrem angeblichen Rechte auf Neu-Niederland bestand.

Minnewit ging zunächst nach Holland, verließ es aber wieder, nachdem er längere Zeit hindurch fruchtlos für seine Wiederanstellung gearbeitet hatte, und wandte sich, erbittert ob der ihm widerfahrenen Ungerechtigkeit, nach Schweden, wo er Anerkennung seines Talentes und auch bald einen Spielraum für seine Thätigkeit fand.

Deutschland kennt Gustav Adolph fast nur als großen Feldherrn und einen in seiner auswärtigen Politik erfolgreichen König, nicht aber als einen um die Hebung seines Landes besorgten Fürsten und einen zu diesen Zwecken sogar die außereuropäischen Länder und den transatlantischen Handel in den Kreis seiner Berechnung ziehenden Staatsmann. Und doch ist er auf dem Gebiete der friedlichen Eroberung eine ebenso große und wohlthuende Erscheinung als im Kriege. Seine Verdienste wiegen doppelt schwer, wenn man sich die Vorurtheile vergegenwärtigt, welche sein Zeitalter in kommerziellen und kolonialen Fragen beherrschten. Gustavs Kolonisationspläne sind großartig, weitsichtig und von dem freiesten Geiste beseelt; leider aber verkümmerten sie durch seinen unzeitigen Tod in ihrer Ausführung.

Ein Niederländer, Wilhelm Usselinx, hatte den ersten Gedanken an Begründung schwedischer Kolonien im großen König angeregt, der die Bedeutung des Planes für sein Volk schnell und mit tiefer politischer Einsicht erfaßte. Um 1566 in Antwerpen geboren, lebte Usselinx als junger Mann auf den Azoren und in Spanien, wo er Gelegenheit fand, die Vortheile des Handels nach Amerika kennen zu lernen. Nach Hause zurückgekehrt, setzte er sich die Aufgabe, durch Gründung einer westindischen Kompagnie den Spaniern wo möglich den Rang ab-

zulaufen und vor allem sein Vaterland an der Spitze der Seemächte zu erhalten. Von 1591 bis 1623 war Usselinx in diesem Sinne thätig, doch als seine Ziele sich endlich verwirklichten, fand er, wie er schreibt, seine Ansichten nur unvollkommen und engherzig ausgeführt, die Tragweite des Unternehmens durch kleinliche, auf sofortigen Gewinn berechnete Bestimmungen beschränkt und sich selbst für Mühen und Arbeiten auf die Seite geschoben.

Usselinx war einer jener klaren, sich ihres Zieles bewußten Geister, die ihrer Zeit weit voraus sind. Wenn er das Glück gehabt hätte, im rechten Augenblick das rechte Feld der Bethätigung zu finden, so würde er seinen Namen den größten Entdeckern und Seehelden würdig angereiht haben; allein sein Unglück wollte, daß sein Mannesalter in eine Periode der verhältnißmäßigen Erschlaffung, in eine Zeit fiel, welche von den vorausgegangenen Kämpfen die Früchte ernten, nicht aber neue Opfer für Erkämpfung idealer Ziele, noch stolzerer Triumphe bringen wollte. In der Geschichte der Niederlande, wie aller räumlich kleinen Gemeinwesen, gränzen die höchste Blüthe und der Verfall unvermittelt an einander, und wo jene kaum erreicht ist, fängt dieser auch schon an. Usselinx faßte die Gründung neuer Kolonien im großen politischen Sinne auf: die Ehre und Größe seines Vaterlandes stand ihm in vorderster Reihe. Daneben ließ er die pekuniären Vortheile durchaus nicht außer Acht, denn er verband mit einem hohen Verstand und feiner Bildung eine reiche Erfahrung und tiefe Einsicht in die ökonomischen Gesetze, welche den Erfolg eines so schwierigen Unternehmens bedingen. Seine Landsleute und Zeitgenossen dagegen waren gegen Güter, welche sich nicht mit der Elle messen oder mit der Wage wiegen lassen, gleichgültig und hatten bloß Sinn für den Gewinn einer gelungenen Handelsspekulation. Als sie ihn eine Zeitlang durch die westindische Kompagnie machten, grübelten sie nicht weiter darüber, daß dieser Gewinn ein hundertfacher hätte sein können, wenn man bei der Ausführung des Usselinx'schen Planes nicht mit frechem Krämerstolz die Ideen seines Urhebers als Aschenbrödel in die Ecke verwiesen hätte. Nirgend hat sich eine Schuld so schnell und schwer gerächt, wie in diesem Falle. Kaum 50 Jahre dauerte die holländische Herrschaft in Nordamerika; Biberfelle wurden gewonnen, aber die Hegemonie zur See ging verloren, und mit dieser eroberte England zugleich das spätere New-York, den größten Hafen der neuen Welt, dessen Besitz allein schwerer als ein Königreich wiegt.

So galt Usselinx in seiner Heimath als einer jener zahllosen Projektenmacher, als einer jener lästigen Supplikanten, welche man sich nach guter Bürgermoral mit Kälte und Gleichgültigkeit fern halten muß; so wurde er zu einem jener „verkannten Genies" — auch Columbus war ein solches, ehe er ein paar winzige Schiffe erhielt, — welche unter günstigen Umständen ihrem Vaterlande neue Reiche erobern und eine gebietende Weltstellung sichern, selbst aber meistens die Märtyrer ihrer Ideen werden und in Armuth und Enttäuschung verkümmern.

Doch so schnell ließ sich der tapfere Niederländer nicht beugen. Holland 1623 verlassend, suchte er auswärts ein Feld der Bethätigung und begab sich 1624 nach Schweden, wo er bei Gustav Adolph ein williges Ohr für seine Vorschläge fand und bald darauf in dessen Dienste trat.[7]

Die Frucht ihrer Verhandlungen und Berathungen war die vom König am 18. Juni 1626 gegründete sog. schwedische Süd-Kompagnie, welche vom 1. Mai 1627 an auf zwölf Jahre das ausschließliche Privilegium zum Handel jenseits der Straße von Gibraltar und das Recht zur Anlegung von Kolonien in allen außereuropäischen Welttheilen erhielt. Ganz Europa und Leute jeglichen Standes wurden zur Betheiligung eingeladen. Der König selbst unterzeichnete 400,000 schwedische Thaler. Für jedes 100,000 Thaler, welches eingeschossen wurde, erwählten die Mitglieder einen Direktor. Wählen durfte, wer wenigstens 1000 Thaler eingezahlt hatte; wählbar waren diejenigen, welche sich mit wenigstens 2000 Thalern interessirt hatten. Jede Nation, die sich betheiligte, konnte einen Direktor aus ihrer Mitte wählen. Die Stadt Gothenburg wurde zum Hauptsitz der Gesellschaft bestimmt, welche als einzige Gegenleistung für die ihr bewilligten Begünstigungen an Zöllen und Abgaben nur vier Prozent vom Werth der eingeführten Waaren bezahlte. Sie war berechtigt, im Namen des Königs mit den Mächten der fremden Welttheile Verträge abzuschließen und Kolonien anzulegen, dagegen durfte sie kein Volk feindlich angreifen und mußte sich auf die Vertheidigung beschränken. In Schweden fand das Unternehmen großen Beifall. Die Königin Mutter, der Pfalzgraf Johann Kasimir, die Reichsräthe, vornehmsten Edelleute und Kriegsobersten, Bischöfe, Beamte und Magistrate betheiligten sich durch Zeichnung bedeutender Summen; indessen verhinderten näher liegende Sorgen und Geschäfte, vor allem der preußisch-polnische Krieg, die Ausführung. Als Gustav Adolph 1630 seinen Siegeszug nach Deutschland antrat, war noch nichts geschehen. Natürlich blieb jetzt das Unternehmen erst recht

bis auf bessere Zeiten liegen. Gleichwohl verlor der König es selbst auf seinen Feldzügen nicht aus den Augen, und noch während er vor Nürnberg Wallenstein gegenüber stand, fand er Zeit und Muße, seinen Lieblingsplan wieder aufzunehmen und Oxenstierna mit seiner Umarbeitung und Ausdehnung auf Deutschland zu beauftragen. Der nach Gustavs Abmarsch in Nürnberg zurückgebliebene Kanzler kam diesem Auftrage gewissenhaft nach und legte seinem Herrn bei dessen Rückkehr „die Ampliatio oder Erweiterung des Privilegii“ am 16. Oktober 1632 vollständig redigirt zur Unterschrift vor.

Bekanntlich hielt sich Gustav Adolph auf seinem Marsche von der Donau nach Sachsen aber nur fünf Tage (12.—17. Okt.) in Nürnberg auf. Im Begriff, Wallenstein die Entscheidungsschlacht zu liefern, in welcher er einige Wochen später fiel, fand der König nicht mehr die Zeit, das Patent zu unterzeichnen. Oxenstierna veröffentlichte jedoch als „bevollmächtigter Legatus bey den Armeen und durch Teutschland“ den Aufruf am 10. April 1633 mit dem Bemerken, daß, ob zwar diese allhie gesetzte Erklärung und Erweiterung der vorgegebenen Privilegien von Sr. Königlichen Majestät allerglorwürdigsten Angedenkens unter den vielfältigsten und unglaublichen Kriegsverrichtungen nicht habe können unterschrieben werden: „er, der Kanzler, doch kraft seiner Pflicht und in guter eigentlicher Wissenschaft gar wohl bezeugen könne, daß dieses Sr. Königl. Maj. höchstes Begehren und völliger Wille gewesen.“ Zugleich forderte Oxenstierna am 23. April 1633 die oberen vier deutschen Kreise zur Betheiligung auf, welcher Aufforderung diese Ende 1634 in Frankfurt auch nachkamen. Die also erweiterte Gesellschaft sollte am 1. Januar 1634 ins Leben treten und von da an zwölf Jahre dauern. Der König erhöhte seinen Beitrag auf 400,000 Reichsthaler, in welcher Münzsorte in Zukunft auch die Rechnung geführt werden sollte. Gothenburg war nicht mehr der Hauptsitz der Gesellschaft, sondern die Häfen der Nord- und Ostsee konnten gleichfalls ihre Schiffe direkt in die zu gründenden Kolonien abgehen lassen, die auf keinen Welttheil mehr beschränkt waren. Der Zoll wurde der zu bildenden Gesellschaft auf vier Jahre im Voraus erlassen, und von dem später zu erhebenden Zoll erhielten der König zwei Drittel, die deutschen Fürsten aber ein Drittel, je nach Maßgabe ihres eingeschossenen Kapitals. 25 Prozent von der gezeichneten Summe mußten baar eingezahlt werden. Der Herzog von Pommern, die Städte Stralsund und Stettin wünschten dringend, sich zu betheiligen. Ebenso hoffte man auf das

reiche Danzig. Liefland wollte gleichfalls 150,000 Thaler einschießen, auch Emden meldete sich, um seinen Handel zu heben und Sitz und Stimme in der Verwaltung zu haben. Kurz, überall in Deutschland äußerte sich das regste Interesse und die lebhafteste Theilnahme, aber leider vereitelte der nach Gustavs Tod mit verdoppelter Wuth tobende Krieg alle diese schönen Pläne und Hoffnungen.

Sämmtliche auf des Königs Kolonialpläne bezüglichen und größtentheils von Usselinx verfaßten Aufrufe, Patente und Ausführungen wurden unter dem Titel „Argonautica Gustaviana“ im Juni 1633 von Kaspar Rödtel in Frankfurt a. M. gedruckt und veröffentlicht. Dieses gegenwärtig äußerst seltene Werk ist das erste in deutscher Sprache erschienene Auswanderungspamphlet; es enthält ausführlich die Motive und Absichten Gustavs und Usselinx' und bildet dadurch zugleich eine der wichtigsten Quellenschriften zur Geschichte des Handels und der Auswanderung im 17. Jahrhundert. Die Argonautica kann noch heute als Muster für eine vollständige Darlegung der Grundsätze dienen, welche die Kolonisation und Auswanderung bestimmen sollen; statt veraltet zu sein, ist ihr größerer und ihr wesentlicher Inhalt durchaus modern, ja mit geringen Ausnahmen viel sachgemäßer und verständiger, als jene zahllosen literarischen Machwerke, welche sich heutzutage als Auswanderungsliteratur so breit machen.[8]

Vor allem treten die leitenden politischen und ökonomischen Gesichtspunkte mit wahrhaft klassischer Schärfe und Klarheit hervor: Hebung der nationalen Hülfsquellen, nicht die Beeinträchtigung anderer, bildeten von vorneherein das offen ausgesprochene Ziel des Unternehmens; Vernichtung des verhaßten spanischen Monopols war das zwar nicht ausdrücklich erklärte, aber doch bewußte und konsequent durchgeführte Streben Gustavs. Er fühlte sich als protestantischen Fürsten gegenüber dem katholischen König. Indessen bekämpfte er diesen nicht, wie die damaligen Engländer und Holländer es versuchten, mit dessen eigenen Waffen, sondern mit den Kräften und Elementen, welche die engherzige spanische Kolonialpolitik ängstlich niederhielt. Dem von ihr vertretenen Prinzip der Absperrung und Unbeweglichkeit stellte Gustav den Grundsatz freier Konkurrenz und möglichster Entfesselung der ökonomischen Kräfte entgegen. Alle Völker wurden eingeladen zur Betheiligung, nur war Schweden und Deutschland mit der Hauptverantwortlichkeit auch der größte Gewinn vorbehalten. Die beabsichtigte Kolonie sollte, wie es in dem Aufrufe hieß, eine Wohlthat für die Verfolgten, ein Zufluchts-

ort für die Ehre der Weiber und Töchter derjenigen sein, welche durch den Krieg und die Bigotterie vertrieben worden, ein Segen für den gemeinen Mann und die ganze protestantische Welt. Zu diesem Ende wurde mit einer Einsicht, welche für jene Zeit einzig und unerreicht dasteht, die Sklavenarbeit in den zu gründenden Niederlassungen ausgeschlossen. „So ist diese Nation und andere, die wir dazu nehmen wollen, arbeitsamb, sehr fleißig und gutes Verstands, darumb wir auch mehr Nutzens denn andere, die von Natur industrioß und ingenuoß nicht seyn, zu gewarten haben. Und weil in Indien durch Sklaven, die viel kosten, unwillig arbeiten, und durch übele Haltung und Tractament von ihren Herrn bald sterben, ihrer viel und zwar der meiste Theil ihre Arbeit verrichten lassen, so werden wir gewiß durch den Gebrauch eines freywilligen Volckes mehr gewinnen: Dann von den Sklaven ist anders kein Profit außer die bloße Arbeit zu erlangen, in betrachtung, daß sie, als nackende Leute von den Handwerkern nichts nehmen noch begehren: Da im Gegentheil unseres als ein freyes bekleydetes Volck, die Weib und Kinder haben, und ein ordentliches Wesen führen, allerhand Kaufmanns-Wahren und Handwerker benöthigt seyn wird: welches alles denn Nahrung bringt und gibt."

Wenn noch heute in der Praxis des täglichen Lebens, geschweige denn des internationalen Verkehrs, der Grundsatz selten zu Ehren kommt, daß je größer das eigene Glück und Wohlbehagen, desto größer auch das der Nachbarn ist, so erkannten Gustav und Usselinx schon vor 230 Jahren diese ökonomische und zugleich sittliche Wahrheit und handelten ihr entsprechend. Ueberhaupt ist die Argonautica eine wahre Fundgrube vortrefflicher ökonomischer Maximen und gesunder Ansichten. Der in der Schule der Erfahrung und des Lebens gereifte Denker spricht da überzeugend zum Volke. „Ich will nun zwar Niemanden rathen, — sagt er ganz im Gegensatz zu den heut zu Tage üblichen leichtsinnigen Verlockungen zur Auswanderung — daß er seinen ordentlichen Beruf verlassen, alle seine festen Güter verkauffen und das Geldt in diese Kompagnie einlegen soll: Wie auch dieses nicht meine Meinung ist, daß jemand, der draußen wohl gesessen ist, seine Wohnung verändern, und allhier in Schweden sich niederlassen, seine schuldige Pflicht hindansetzen, etwa treuloser Weise die Flucht nehmen, sein Vaterland verlauffen und seine Stadt und Mitbürger, denen er beyzustehen und Hülff zu leisten schuldig, bößlich verlassen soll." Dabei belehrt Usselinx seine Leser über die Natur der damals noch ungewöhnlichen Aktienunternehmungen, setzt

ihnen auseinander, daß es nicht rathsam sei, sein Vermögen in einer einzigen Anlage festzustecken, „zu viel Eyer unter eine Henne zu legen," erklärt, daß der ausschließliche Grundbesitz, den man in wirthschaftlich unentwickelten Ländern als den einzig sichern betrachte, namentlich in Kriegszeiten unbequem sei, und fordert Deutsche und Schweden auf, den Holländern und Holland, „denen Professores im Handel, der hohen Schule im Kauffhandel", nachzueifern, welche früher ärmer gewesen, als die ärmste Provinz in Deutschland und jetzt nur durch den Handel reich und mächtig geworden seien. Während vordem die Holländer kaum ihre Dämme hätten unterhalten können, bezahlten sie jetzt 70,000 Mann zu Roß und zu Fuß, besäßen außerdem über 100 Schiffe, und koste jetzt ein Haus in Holland soviel zu miethen, als früher zu kaufen. Spanien nehme 130 Prozent Nutzen von seinen Kolonialwaaren; es sei, wie auch Holland, für einen großen Theil seiner Exportartikel auf Deutschland angewiesen und könne diese nicht so billig kaufen, als Deutschland die Fabrikate und Schweden die Rohprodukte herstelle. Die beabsichtigte Kolonie eröffene also den beiden zuletzt genannten Ländern eine sichere Aussicht auf Hebung ihrer Industrie, ihres Handels und allgemeinen Wohlstandes. Nicht drei bis vier Prozent, wie sie liegendes Vermögen abwerfe, sondern dreihundert bis vierhundert Prozent seien die Zinsen, welche ein wohlgeleitetes und ausgeführtes Unternehmen, wie das vom König gewollte, bringe. Das Volk solle also nur Zutrauen zu sich selbst haben, dann könne es den spanischen Alp von der Welt abschütteln und ebenfalls reich und mächtig werden."

Usselinx erhielt am 1. Mai 1633 von Oxenstierna seine letzte Vollmacht, von welcher er übrigens keinen Gebrauch mehr machte. Fortan begegnen wir ihm nämlich nicht mehr in der Geschichte der schwedischen Kolonisationsversuche. Ob er sich von ihnen lossagte, weil er mit der Auffassung der Regentschaft nicht einverstanden war, oder ob diese ihn verabschiedete, weil er in ihren Augen als zu lästiger Mahner und Rather auftrat, ist aus den vorhandenen Quellen nicht ersichtlich. Genug, Usselinx zog sich von dem Unternehmen in einem Augenblick zurück, wo es endlich seiner Verwirklichung nahe schien, und ging wieder nach Holland, wo wir ihm zuletzt 1647 im Haag begegnen. Es liegt die Vermuthung nahe, daß er in diesem Jahre gestorben ist, denn sein Name wird später nicht mehr genannt.

An Usselinx' Stelle nimmt jetzt Minnewit dessen Pläne auf. Wann dieser nach Schweden kam, ließ sich ebenfalls nicht aus unsern Quellen

ermitteln; es scheint aber nicht vor 1636 gewesen zu sein, in welchem Jahre bekanntlich Oxenstierna aus Deutschland in seine Heimath zurückkehrte. Wenigstens wird es ausdrücklich erwähnt, daß Minnewit in Stockholm mit dem Kanzler unterhandelt und sich durch seine Orts- und Sachkenntniß, sowie seine praktischen Vorschläge das Vertrauen dieses ausgezeichneten Staatsmannes erworben hat.[9]

Wenn bisher die schwedischen Kolonisationspläne zu unbestimmt und sogar etwas zu ideal gehalten waren, wenn sie namentlich zu viel auf einmal erreichen wollten, so zeigte ihnen jetzt Minnewit ein praktisches, leicht zu erreichendes Ziel, verlieh ihnen eine festere Gestalt und bewies die Möglichkeit eines baldigen Erfolges. Er lenkte nämlich die Aufmerksamkeit des schwedischen Kanzlers auf die Landschaft zwischen Virginien und Neu-Niederland, welche sich durch ihre Lage ganz besonders zur Kolonisirung durch Nordländer eignete, und, damals noch nicht besiedelt, erst etwa fünfzig Jahre später William Penn von der englischen Krone überlassen wurde. Es waren also die heutigen Staaten Delaware und Pennsylvanien, sowie ein Theil von New Jersey und Maryland, auf welche Schweden jetzt seine Kolonisationsversuche richtete. Hier trafen alle günstigen Vorbedingungen für die Gründung und das Gedeihen eines großen transatlantischen Reiches zusammen. Ein fruchtbarer, fast unerschöpflicher Boden, ein günstiges, dem Nordeuropäer entsprechendes Klima, eine vortheilhafte Küste und eine durch den Delaware ermöglichte leichte Verbindung mit dem Innern schufen und förderten von vornherein gewinnreichen Handel und lohnenden Ackerbau. Die politische Konstellation war nicht minder günstig. Die holländische Seemacht eilte trotz der Großthaten Einzelner mit Riesenschritten ihrem Verfall entgegen; Neu-Niederland war durch die jammervolle Verwaltung der Nachfolger Minnewits, der Gouverneure van Twiller und Kieft, im Innern und nach Außen geschwächt, und die Nachbarn im Süden, die Virginier, waren zu sehr durch ihre eigenen Angelegenheiten in Anspruch genommen, als daß sie einen Angriff auf die ungebetenen Fremdlinge hätten wagen dürfen. Endlich aber fiel das Ansehen Schwedens schwer in die Wagschale, dessen Macht, wenn auch seit dem Tode des Königs innerlich schon gelockert, damals doch noch weltgebietend nach Außen hin dastand.

Wenn man das scharfe, geübte Auge und die vortreffliche Wahl Minnewits richtig würdigen will, so braucht man jetzt, nach Verlauf von mehr als zwei Jahrhunderten, nur einen Blick auf die Entwicklung des

von ihm zur schwedischen Kolonie auserſehenen Landes zu werfen. Von der ersten frankfurter Niederlassung unter Pastorius an (1683) bis auf die Gegenwart bildete es vorzugsweise den Anziehungspunkt für die deutschen Auswanderer. Innerhalb des 38. und 41. Breitengrades können wir ihren Zug erst bis an die Alleghanies verfolgen, dann sehen wir sie diese Gebirgskette überschreiten und über den Ohio weiter nach Westen, nach Ohio, Indiana und Illinois vordringen, endlich aber, statt am Mississippi Halt zu machen, in Missouri und Kansas ihre letzten Hütten aufschlagen. Nicht lange wird es dauern, bis die vom Pacific aus nach Osten vordringenden Ansiedler den nach Westen ziehenden Landsleuten die Hand reichen.

Also den später vorzüglich durch deutschen Fleiß der Kultur gewonnenen Strich Landes, die eigentliche Kornkammer Nordamerika's, hatte Minnewit für Schweden ins Auge gefaßt. Aus den östlichen Anfängen dieses Gebiets träumten, zweihundert Jahre zu spät, deutsche Schwärmer und Phantasten der Gegenwart ihr Deutsch-Amerika zusammen.

An den Delaware richtete sich jetzt im Einverständniß mit der Stockholmer Regentschaft die Reise Minnewits. Gegen Ende des Jahres 1637 segelte er wohlausgerüstet mit dem Kriegsschiff „Schlüssel von Calmar" und einem Transportschiff „der Vogel Greif" von Gothenburg mit etwa 50 Auswanderern nach Amerika. Er war Chef der Expedition und der erste Gouverneur der zu gründenden Kolonie. Im Frühjahr 1638 lief das kleine Geschwader in Jamestown in Virginien ein und landete zu Anfang April in der Delaware Bay, nachdem man das Ansinnen des Gouverneurs von Virginien, sich über seine Absichten auszuweisen, kurzer Hand und ohne weiter belästigt zu werden, abgelehnt hatte. „Seit ich Ihnen zuletzt schrieb," meldet Jerome Hawley, der Schatzmeister von Virginien, am 8. Mai 1638 an den Sekretär Windbank,[10] „ist ein holländisches Schiff mit Schweden angekommen. Ich verlangte die Abschrift ihrer von der Königin Christina ausgestellten Vollmacht, man verweigerte sie mir aber, wenn ich nicht den Tabakshandel nach Schweden freigeben wollte, was der Gouverneur natürlich ablehnte, da es den Instruktionen Sr. Majestät zuwider ist. Das Schiff blieb etwa 10 Tage hier, um sich mit Holz und Wasser zu versehen. Sein Kapitain sagte uns, er wolle in die Delaware Bay an die Gränze von Neu-England und Virginien segeln und dort eine Tabakspflanzung anlegen, was die Holländer bereits am Hudson gethan hatten." Minnewit fuhr also ungestört bis zur Höhe vom heutigen Wil-

mington hinauf und kaufte dort von einem Indianer für ein paar Kessel und sonstige Kleinigkeiten am Minquaskill das erste Stück Land für eine Niederlassung.

Die Nachricht von der Ankunft der Schweden erreichte sehr bald das fünfzehn englische Meilen höher am Fluß gelegene holländische Fort Nassau. Der bestürzte Gouverneur sandte sofort einige Offiziere an Minnewit, um ihn nach den Gründen seines Erscheinens zu fragen. Dieser erwiderte spöttisch, er befinde sich auf einer Reise nach Westindien und wolle nur Holz und Wasser einnehmen. Obgleich ein Inlandplatz, wie das heutige Wilmington, nicht gerade auf dem nächsten Wege von Schweden nach Westindien lag, so gaben sich die Holländer doch mit dieser Angabe zufrieden. Als sie aber nach einiger Zeit wiederkamen, fanden sie, daß Minnewit sich inzwischen häuslich niedergelassen und ein Fort zu bauen angefangen hatte. Auch diesmal wußte er die Holländer mit einigen leeren Redensarten und Entschuldigungen wieder abzuspeisen. Als er aber mit seinem Fort ziemlich fertig geworden war, sollten sie bald genug seine wirklichen Absichten erfahren. Minnewit sandte nämlich den „Vogel Greif" den Fluß hinauf. In Fort Nassau wurde das Schiff angehalten und um seine Papiere gefragt. Der schwedische Offizier erklärte aber kurzer Hand, es sei die Absicht Minnewits und seiner Leute, ein Fort am Delaware zu erbauen, wozu sie gerade so viel Recht hätten, als die westindische Kompagnie. Der Gouverneur Kieft in Neu-Amsterdam sandte auf die Nachricht von den Vorgängen am Delaware unterm 26. Mai 1638 an Minnewit einen Protest, der noch heute in den Archiven von Albany aufbewahrt ist und in wörtlicher Uebersetzung also lautet: [11]

„Ich, Wilhelm Kieft, General-Direktor von Neu-Niederland, wohnhaft auf der Insel Manhattan in Fort Amsterdam, unter der Souveränität der hochmögenden Generalstaaten und der privilegirten westindischen Kompagnie, thue hiermit kund und zu wissen dem ehrenwerthen Peter Minnewit, der sich einen Abgesandten im Dienste Ihrer Königl. Majestät von Schweden nennt, daß der ganze Südfluß (Delaware) in Neu-Niederland viele Jahre in unserm Besitz gewesen ist, und daß er von uns durch Forts ober- und unterhalb gesichert und mit unserm Blute besiegelt wurde, ein Ereigniß, das selbst während Ihrer Verwaltung von Neu-Niederland stattgefunden hat und Ihnen deshalb wohlbekannt ist. Da Sie jetzt aber damit anfangen, eine Niederlassung zwischen unsern Forts zu gründen und sogar zu unserm Nachtheil und

Schaden ein Fort bauen, welches wir nie dulden oder gestatten werden, und welches, wie wir überzeugt sind, nie von Ihrer Königl. Majestät von Schweden befohlen ist, so protestiren wir hiermit für den Fall, daß Sie mit dem Bau von Forts fortfahren oder das umliegende Land ansiedeln oder Pelzhandel treiben oder sich in andere Dinge zu unserm Nachtheil einlassen, gegen alle Auslagen, Schaden und Verluste und werden niemals verantwortlich sein für irgend ein Unglück, Blutvergießen, Unordnungen oder sonstige Unfälle, welche Ihre Kompagnie in Zukunft erleiden mag, während wir zugleich entschlossen sind, unsere Rechte in jeder uns geeignet erscheinenden Weise zu vertheidigen."

Minnewit hielt es nicht einmal für der Mühe werth, auf diese papierne Drohung schriftlich zu antworten. Sie habe ungefähr eben so viel Einfluß auf seine Entschließungen, erwiderte er wegwerfend dem Ueberbringer, als die Krähen, die gerade über seinem Haupte einherflogen. Als Kieft dann, um seinen Rechtsboden zu wahren, Pfosten mit dem Wappen der Generalstaaten errichtete, ließ Minnewit sie niederreißen und an die Stelle des holländischen Wappens die Inschrift: „Christina, Königin von Schweden" setzen. Kurz, er kannte die Schwäche der westindischen Kompagnie und ihrer Beamten aus eigener Erfahrung zu gut und wußte, daß sie ihm kein ernstliches Hinderniß in den Weg zu legen vermochten; er handelte also dieser Einsicht entsprechend.

Das neue schwedische Fort wurde zu Ehren der jungen Königin Fort Christina genannt; es lag etwa zwei englische Meilen vom Einfluß des später ebenfalls nach der Königin Christina Creek getauften Minquaskill in den Delaware, ganz nahe bei der jetzigen Stadt Wilmington. Es war die erste Niederlassung im heutigen Staate Delaware. Minnewit verstand sich von Neu-Amsterdam her sehr gut auf den Handel mit den Indianern und zog ihn durch bessere, als die von den Holländern bezahlten Preise sofort an sich. Schon im Sommer 1638 sandte er das eine seiner Schiffe mit einer reichen Ladung Pelzen nach Schweden zurück, während er selbst das neu errichtete Fort besetzt hielt und die Niederlassung ausdehnte. Diese that dem holländischen Handel schon im ersten Jahre 30,000 fl. Schaden. Die Nachrichten vom ersten glücklichen Erfolg erweckten ein solches Auswanderungsfieber in Schweden, daß im Laufe der nächsten Jahre mehrere Schiffe nach dem Delaware fuhren; bei der letzten bedeutenden Expedition mußten etwa 100 Familien aus Mangel an Platz in dem dichtgefüllten Fahrzeuge zurück-

bleiben. Die von den Schweden auf Grund von Kauf als ihr Eigenthum beanspruchten Ufer des Delaware vom Meere bis an die Fälle desselben bei Trenton hießen fortan Neu-Schweden, dessen Bedeutung namentlich 1640 durch neu eingewanderte Holländer noch verstärkt wurde.

Minnewit lebte noch lange genug, um die Frucht seiner Anstrengungen zur Blüthe reifen zu sehen; er starb im Jahre 1641 auf seinem Posten und wurde bei Fort Christina begraben, von wo aus er den Grund zur jungen Kolonie gelegt hatte.[12] Er schützte sie durch das Ansehen seines Namens und seine entschiedene Haltung, so daß keiner der Nachbarn sie anzugreifen wagte. So ist sie die einzige Niederlassung in den Vereinigten Staaten, welche ohne Blutvergießen gegründet wurde. Minnewits schwedische Zeitgenossen geben ihm übereinstimmend das ehrenvolle Zeugniß, daß er umsichtig, unternehmend und unermüdlich thätig im Interesse seiner Schöpfung gewesen sei und seinen Posten würdig ausgefüllt habe.

So gesund die Grundlagen und so glänzend die Aussichten der schwedischen Kolonie aber auch waren, das Mutterland konnte und wollte ihr nicht die Aufmerksamkeit widmen, deren sie zur gedeihlichen Entfaltung ihrer Kräfte bedurft hätte. Neu-Schweden fristete deshalb nach Minnewits Tode auch nur noch vierzehn Jahre lang sein dürftiges Dasein und ergab sich 1655, ohne daß nur ein ernstlicher Versuch zu seiner Vertheidigung gemacht worden wäre, dem holländischen Gouverneur Stuyvesant, dem energischen Nachfolger Kiefts. Die Abwickelung älterer und wichtigerer politischer Aufgaben, wie die Ordnung der deutschen Angelegenheiten, dann die Regentschaft und die kurze Regierung Christina's, endlich aber die neue Aggressiv-Politik Karl's X. in Polen, drängten die Sorge für die ferne Kolonie fast ganz in den Hintergrund. Das wenige, welches geschah, erwies sich als dürftig und unzureichend. Zudem aber war Schweden durch den dreißigjährigen Krieg zu erschöpft und menschenleer, Deutschland aber physisch und ökonomisch zu verarmt und entvölkert geworden, als daß sie überhaupt überschüssige Kräfte, geschweige denn diese zur Auswanderung übrig gehabt hätten. Kolonien sind nichts als der Ausdruck und Widerhall heimischen Unternehmungsgeistes und Fleißes; nur ein bürgerlich blühendes und gesundes, nur ein emporstrebendes Volk kann lebensfähige Tochterstaaten gründen; ein in sich zerrüttetes und zerfallendes politisches Gemeinwesen dagegen vermag nicht mehr, gestaltend in die Ansiedlung ferner Länder einzugreifen, noch hat es dort ein entscheidendes Wort mitzureden. Diesem Gesetze ent-

sprechend kolonisirte Deutschland, wie wir oben gesehen haben, zur Zeit seiner mittelalterlichen Blüthe seine Ostmarken und gründete an der Ostsee mächtige Städte und Staaten; nach dem dreißigjährigen Kriege aber, in der Periode seines tiefsten geistigen und materiellen Verfalls, verlor es auch alle politische Initiative und sank zum ohnmächtigen Schleppenträger des Auslandes herab. Erst ein volles Menschenalter nach dem westfälischen Frieden wagte das gedrückte Volk seine scheuen Blicke behufs Verbesserung seiner elenden Lage in die Ferne zu richten, und als 1683 die erste größere Auswanderung unter Pastorius stattfand, war sie nicht der Ausdruck nationalen Könnens und Wollens, sondern demüthige Unterordnung unter die englische Macht. Nicht tonangebend und auf Jahrhunderte hinaus bestimmend, wie sie es möglicher Weise noch unter Gustav Adolph gekonnt hätten, sondernd duckend und bückend drückten sich die deutschen Auswanderer in den Winkel, welchen ihnen die ihren eigenen Vortheil zu Rathe ziehenden Engländer überlassen hatten.

Doch sei dem, wie ihm wolle, Minnewits Verdienst wird durch diese ungünstige politische Konstellation nicht geringer, ja seine persönliche Bedeutung tritt dadurch in ein nur um so helleres Licht. Es gab im siebzehnten Jahrhundert innerhalb des Gebiets der gegenwärtigen Vereinigten Staaten keine Kolonie, welche verständiger ausgewählt und lebensfähiger angelegt worden wäre, als Neu-Schweden, und nicht an ihrem Gründer, sondern an äußeren, seiner Einwirkung entzogenen Verhältnissen lag die Schuld, daß, wie wir gesehen, sein Werk bald nach seinem Tode zerbröckelte und schließlich dem durch seine Revolution gestärkten England in den Schooß fiel. Welche große geschichtliche Stellung würde sich dieser Mann aber errungen haben, wenn er im Dienste seines Vaterlandes zu einer Zeit gewirkt hätte, wo dieses in der Periode seines Aufstrebens und seiner Kraftentwickelung, statt an der Schwelle seines ökonomischen Ruins und politischen Verfalles stand!

Minnewit ist einer jener zahlreichen Deutschen, welche, sei es durch Zufall, sei es durch freien Entschluß, den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit in der Fremde finden, eine jener unverwüstlichen Naturen, die auf allen Meeren, in allen Welttheilen zu Hause sind und, ihrer Zeit einen Ruck vorwärts gebend, sich selbst höchstens in fremder Erde ein unbekanntes Grab erkämpfen; aber er ist zugleich mehr als Abenteurer und Konquistador, er bewährt sich in allen Lagen als großen Staatsmann, ja selbst als einsichtigen Staatengründer. So weist er sich seine Stelle

im glänzenden Kreise der Helden an, welche die erste Blüthe der aufstrebenden europäischen Seemächte schaffen und erhöhen halfen.

Allein während Spanier, Holländer und Engländer ihre Kräfte im Dienste ihres Vaterlandes verwertheten und diesem neue Schätze und neue Reiche gewannen, wirkt der vaterlandslose Deutsche lediglich für den Ruhm und die Größe derer, welche ihn zur Förderung ihrer Interessen verwenden, und selbstredend schreibt ihnen die Geschichte gut, was ihr deutscher Diener errungen und vollbracht hat. So vergegenwärtigt Minnewits Laufbahn selbst noch dem lebenden Geschlecht das alte Lied und alte Leid von den verpaßten Gelegenheiten, von unserer Zerrissenheit und Zersplitterung, von der verkrüppelten nationalen Entwicklung, ein Leid, welches, wenn auch nicht mehr ganz so schwer, noch heute wie vor zweihundert Jahren auf jeden politisch denkenden und handelnden Deutschen mit Schicksalsschwere drückt.

Ein Mann aber, der wie Peter Minnewit, im Dienste der größten damaligen Seemacht, Holland, eine ihrer wichtigsten Kolonien so zu sagen erst schuf und dann bekriegte; der, als ihm sein Wirkungskreis durch einen Willkürakt entzogen worden, für würdig befunden wurde, die großen Plane Gustaph Adolphs und Axel Oxenstierna's auszuführen; der Mann, welcher Schweden, der größten damaligen Land- und Kriegsmacht, ihre erste und letzte amerikanische Kolonie gründete, verdient mit vollem Recht einen Platz unter den hervorragenden Männern des siebzehnten Jahrhunderts. Der erste Gouverneur von Neu-Niederland und Neu-Schweden war einer der bedeutendsten, wenn nicht der bedeutendste unter allen Deutschen, welche einen maßgebenden Einfluß auf die Geschichte der europäischen Kolonien in Amerika ausgeübt haben.

Drittes Kapitel.

Jakob Leisler aus Frankfurt am Main.

Jakob Leisler aus Frankfurt a. M., der zweite und letzte deutsche Gouverneur von New-York, verdankt der englischen Revolution von 1688 sein Emporsteigen und seinen Untergang; er fiel als ein Kämpfer und Märtyrer für die Volksfreiheit.

Neu-Amsterdam war inzwischen eine englische Stadt geworden. Im Norden von den neu-englischen Niederlassungen, im Süden von den Lord Baltimore'schen Ansiedelungen gedrängt und einer Vereinigung der nördlichen und südlichen Kolonien im Wege stehend, hatte es Neu-Niederland nur den englischen Bürgerkriegen zu danken, wenn es nicht schon von Cromwell angegriffen worden war. Im März 1664 schenkte Karl II. seinem Bruder James, Herzog von York, alles Land zwischen dem Delaware und Connecticut-Flusse. Im August desselben Jahres griff das englische Geschwader unter dem Kommando von Richard Nichols Neu-Amsterdam an. Der Mangel an jedem Gemeingeist unter den Kolonisten, sowie der Geiz und die Kurzsichtigkeit der westindischen Kompagnie ließen einen ernstlichen Widerstand nicht aufkommen. Jetzt rächten sich die Beschränkungen und die Engherzigkeit des Mutterlandes. Stuyvesant, der letzte holländische Gouverneur, mochte protestiren, wie er wollte, die reichen und angesehenen Bürger wollten den amsterdamer Handelsherren zu Liebe ihr Leben und Eigenthum nicht aufs Spiel setzen. Schon am 26. August kapitulirte die Stadt. Der erste englische Gouverneur Nichols ergriff sehr kluge Maßregeln, um das Volk den Wechsel der Regierung nur günstig empfinden

zu lassen. Er konfiszirte das Eigenthum der westindischen Kompagnie und verkaufte es an den Meistbietenden, ließ ein ganzes Jahr die holländischen Behörden fortbestehen und sicherte den Sitten, der Religion und den Besitzungen der Holländer völligen Schutz.

Die Stadt fiel im Jahre 1673 während des englisch-französischen Krieges gegen die Holländer zwar wieder auf fünfzehn Monate in deren Hände; allein bei dem Frieden von 1674, den sie nach ruhmvoll geführtem Kriege mit ihren Feinden schlossen, traten die Holländer Neu-Niederland wieder an England ab.

Wenn jene Besitzergreifung und die dadurch hervorgerufenen Ereignisse für die große Politik die Folge hatten, daß die ganze atlantische Küste der späteren dreizehn ersten Staaten unter die alleinige Herrschaft der Engländer fiel und somit eine geographische Einheit erhielt, so hatte sie für New-York den Vortheil, daß die alten aristokratischen Freiheiten Hollands allmälig der Volks-Regierung und Volks-Freiheit weichen mußten. Der erste große Kampf, in welchem sich die bevorrechteten Klassen mit dem Volke maßen und zuletzt, wenn auch in der Form triumphirend, in der Sache selbst unterlagen, waren die nach Jakob Leisler benannten Unruhen, welche den amerikanischen Widerhall der englischen Revolution von 1688 bildeten.

Die Ursachen, welche dieses große Ereigniß herbeiführten, können hier füglich als bekannt vorausgesetzt werden. Es sei darum zum bessern Verständniß der folgenden Darstellung hier nur bemerkt, daß, während Adel und Bürgerthum auf Kosten des Königthums für Erweiterung und Befestigung ihrer politischen Rechte kämpften, das englische Volk unter dem Schrecken vor Bedrohung seiner Religion und vor Einführung des Papstthums in den Kampf gedrängt wurde. Jakob II. war katholisch, und seine Begünstigung der katholischen Religion bot den äußern Anlaß zu dieser sogenannten Revolution, die ohne Blutvergießen mit der Thronbesteigung Wilhelms von Oranien endete. In den Kolonien aber waren die religiösen Gegensätze, welche den politischen Leitern in der Heimath einen willkommenen Vorwand boten, wirkliche prinzipielle Unterschiede. Für die Männer jener Zeit, die um ihrer Religion willen ausgewandert waren, war das protestantische Bekenntniß das revolutionäre Pathos, für sie hieß der Haß gegen den Papismus der Kampf gegen politische und geistige Knechtung, und darum fanden die Losungsworte des Mutterlandes in ihnen nicht allein ein getreues Echo, sondern sogar begeisterte Aufnahme. Diesseits und jenseits

des Ozeans schlug man sich unter derselben Fahne; aber während in England der aufstrebende dritte Stand unter dem Vorwande der Religion siegte und in Folge dessen die Kolonien ärger knechtete, als es je zuvor ein König von England gewagt hatte, nahmen diese, der geistigen und politischen Atmosphäre des Mutterlandes entrückt, die Parole für die Sache selbst und halfen die Pläne derer durchsetzen, welche später ihre schlimmsten Unterdrücker wurden. Der Despotismus der Stuarts war wenigstens den Kolonien gegenüber mild im Verhältniß zu der absoluten Parlaments-Souveränität, welche sich für Amerika nur als Handels-Aristokratie erwies und später durch ihre Maßregeln die Revolution hervorrief.

Die Könige Karl II. und Jakob II. hatten zu ihren Beamten in den amerikanischen Kolonien fast nur Papisten oder blinde Werkzeuge ihrer persönlichen Politik ernannt. Namentlich wurde New-York der Mißverwaltung bankerotter Höflinge überantwortet, welche hier möglichst schnell ein neues Vermögen zusammenzuscharren suchten. Sie fanden ihre natürliche Stütze in den reichen und ansässigen Familien der Provinz, welche die Rathsstellen oder sonstige Ehrenämter bekleideten und in deren Besitz ihren eignen Vortheil am besten wahrnehmen konnten. Für diese aristokratischen Nachkommen der alten holländischen Ansiedler, die Phillipses, van Cortlands, van Rensselaers, Bayards, van Kips und viele Andere, gab es keine Sorgen und Befürchtungen ob der bedrohten politischen oder religiösen Freiheiten der Kolonie, wenn sie sich nur die Macht und damit äußere Stellung, Vermögen und Einfluß sicherten. Für sie kam es lediglich darauf an, das Ohr des Gouverneurs zu gewinnen, um einen Fürsprecher bei Hofe, einen Freund bei Vertheilung der königlichen Gunstbezeugungen, namentlich der reichen Landschenkungen zu haben. Der Gouverneur wechselte häufig, und machte oft in wenigen Jahren einem Nachfolger Platz; die alten New-Yorker Familien aber blieben und gewannen mit jedem Wechsel, indem sie vereinzelte Präzedenzfälle zu wohlerworbenen Rechten falschmünzten und mit jedem Jahre eine konsequentere, auf Ueberlieferung und Interesse gestützte Politik einschlugen. Ihnen gegenüber standen die sogenannten kleinen Leute, die Handwerker, Farmer und Kaufleute, die entweder den Ehrgeiz oder das Ansehen nicht hatten, den Hofstaat des Gouverneurs zu bilden, die Steuern zahlenden Massen: der Pöbel, „the rabble, the vulgar," wie die damaligen Aristokraten sagten, das Volk, wie man heut zu Tage sagt.

Und gerade diese Mittelklassen waren im letzten Regierungsjahre Jakob's II. immer aufgeregter und mißtrauischer geworden. Ein Gerücht drängte das andere: bald sollte eine päpstliche Verschwörung losbrechen, bald eine republikanische Schilderhebung stattfinden; Jesuiten sollten unter der Maske von Lehrern einer lateinischen Schule unter den protestantischen Schülern Propaganda machen, oder bewaffnete Männer sollten von Long Island herbeiziehen, um sich des Forts für den Prinzen von Oranien zu bemächtigen. Die Beamten klagten, daß die Steuern nicht eingezogen werden könnten und daß die königlichen Diener überall beleidigt würden; das Volk beschwerte sich über Beamtendruck und Willkür. Kurz, die Reibung, Mißstimmung und Unzufriedenheit wuchs mit jedem Tage; aber Niemand wagte zu handeln.

Da traf gegen das Frühjahr 1689 in Amerika die Nachricht von der Flucht Jakobs und der Landung Wilhelms von Oranien ein. In Boston ergriffen die Führer der Bewegung den Gouverneur Sir Edmund Andros, der sich als einer der ergebensten Diener des gestürzten Königs den besonderen Haß der politischen Führer Neu-Englands zugezogen hatte, und schickten ihn ohne weitere Umstände gefangen nach England zurück.

In New-York vertrat zu jener Zeit Kapitain Franz Nicholson die Stelle des Gouverneurs. Seit König Jakob, um gegen die Angriffe der Franzosen von Canada aus besser gerüstet zu sein, ganz New-England, New-York und New-Jersey unter dem soeben von Boston vertriebenen General-Gouverneur Andros zu einer einzigen Kolonie verschmolzen hatte', übte sein Vize-Gouverneur Nicholson in New-York die königliche Gewalt aus. Dieser war natürlich ein Jakob ergebener und in seinem Dienste bewährter Beamter. Als ihm am 5. Februar 1689 ein holländischer Schiffskapitain die erste Nachricht von der glücklichen Landung Wilhelms von Oranien in der Bucht von Torbay brachte, drohte Nicholson dem Boten mit schwerer Strafe, falls er ein Wort von dieser unwillkommenen Neuigkeit verlauten ließe, schimpfte über Wilhelm in den maßlosesten Ausdrücken, verglich ihn mit Monmouth und prophezeite ihm ein ähnliches Schicksal; ja er verheimlichte die Nachricht, welche eine Woche später an den Kaufmann und Rheder Jakob Leisler und durch ihn in die Oeffentlichkeit gelangte. Trotzdem blieb anfangs noch Alles ruhig; es scheint, daß man erst die Bestätigung des wichtigen Ereignisses abwarten wollte. Während der Monate März und April 1689 kamen deßhalb auch keine Akte der Gewalt oder Auf-

lehnung gegen die königlichen Behörden vor. Erst auf die Kunde der Gefangennahme Andros' rottete sich das Volk, erregt und argwöhnisch wie es war, zusammen und nahm eine täglich drohendere Haltung ein. Außer der durch die allgemeine politische Lage begründeten Unzufriedenheit machte sich in New-York noch die Mißstimmung darüber geltend, daß die Kolonie, deren Einwohner damals zu fünf Sechsteln Holländer waren, durch ihre von Jakob verfügte Vereinigung mit Neu-England ihre Selbstständigkeit verloren hatte, welche man jetzt wieder zu erlangen hoffte. Wilhelm wurde deßhalb auch von den New-Yorkern als holländischer Fürst doppelt herzlich willkommen geheißen.

Trotz der inzwischen von den verschiedensten Seiten eingetroffenen Bestätigung der Thronbesteigung Wilhelms that Nicholson immer noch, als ob er sie bezweifle, und berief gegen Ende April 1689 den Stadtrath, um mit ihm die im Interesse des königlichen Dienstes zu ergreifenden Sicherheits-Maßregeln zu berathen. Er benutzte die Gerüchte von einem zwischen England und Frankreich ausgebrochenen Kriege und setzte den Beschluß durch, daß die Stadt, namentlich das Fort besser befestigt und daß die Zolleinnahmen zur Ausführung dieses Planes verwandt wurden. Die Hälfte der regulären Truppen war damals in Maine; die Stadtmilizen, welche unter dem Befehl des Obersten Bayard, eines dem Volke verhaßten Mannes, standen, mußten also die Wachen im Fort mit beziehen.

Diese Maßregeln vermochten jedoch nicht, das Gefühl der Ruhe und Sicherheit wiederherzustellen. Nicholson hatte als entschiedener Jakobite das Mißtrauen des Volkes nur zu sehr erregt und wollte sich auch jetzt noch nicht zu Gunsten Wilhelms von Oranien aussprechen. Seine bisherigen Räthe und Freunde äußerten sich immer noch wegwerfend über den neuen König, von welchem sie die Beeinträchtigung ihrer Rechte und Ansprüche befürchteten. Der Zolleinnehmer Mathias Plowman, welcher die in seinen Händen befindlichen Gelder zur bessern Befestigung des Forts hergeben sollte, war trotzdem, daß ihn alle Welt als erklärten Katholiken kannte, immer noch im Amte. Kein Wunder also, daß das Geschrei gegen die Papisten und daß die Aufregung täglich zunahm. Der wegen seines Katholizismus gleichfalls sehr verdächtige frühere Gouverneur Dongan hatte bisher in New-York gelebt und flüchtete jetzt auf ein im Hafen liegendes Schiff, mit welchem er das Land verließ. Trotzdem, daß kaum ein paar Dutzend Katholiken in der Stadt waren, verlangte man, Verrath fürchtend, ihre Entwaffnung.

Nicholson zog sich ins Fort zurück und ließ Alles geschehen; ebensowenig wagten die unter ihm stehenden Behörden zu handeln. Aber trotz alles Lärmens und Drängens stand auch das Volk rathlos da, es brauchte einen Führer, der seinen Wünschen und Forderungen Ausdruck verlieh, der das zu erstrebende Ziel klar erkannte und zu erreichen wußte. Als ein solcher Mann des öffentlichen Vertrauens, als ein solcher Führer trat jetzt Jakob Leisler hervor.

Wir wissen nur wenig über sein früheres Leben; indessen reichen die spärlichen auf uns gekommenen Züge doch hin, uns ein Bild von seinem Charakter zu machen. Leisler war gebürtig aus Frankfurt a. M. und im Sommer 1660 als Soldat im Dienste der westindischen Kompagnie nach New-York gekommen.[14] Er scheint aber die militärische Laufbahn bald aufgegeben zu haben, denn schon im September 1664 unterzeichnete er mit anderen angesehenen Bürgern eine Beschwerde über die New-York von den Engländern zu Theil gewordene Behandlung. Es muß um diese Zeit gewesen sein, daß Leisler die reiche Wittwe Cornelius Peter van der Veens heirathete, eine Tochter des ebenfalls sehr begüterten Bürgers Lockermans, mit welcher er zwei Kinder, Jakob und Marie, die spätere Frau von Johann Milborn, hatte. Nach dem Tode seiner Schwiegermutter kaufte er seinem Schwager und seiner Schwägerin ihr ganzes liegendes new-yorker Vermögen ab; er selbst wohnte in dem Viertel, das jetzt östlich von Whitehall, nördlich von Pearl und südlich und westlich von State Street begränzt ist. Statt unbebautes Land zu erwerben und Majorate zu gründen — das große Ziel des provinziellen Ehrgeizes jener Zeit —, widmete sich Leisler mit der vollen Energie seines Wesens und seiner Mittel dem Handel und seinem Geschäfte. So wurde er bald zu einem der wohlhabendsten Bürger der Stadt. Im Jahre 1672 unterschrieb er 50 fl. für die Wiederherstellung des Forts James, und im Februar 1674 wurde sein Vermögen auf 15,000 fl. geschätzt. Es gab damals nur sechs Bürger in New-York, die reicher als Leisler waren. Bei einer Reise, welche er 1678 nach Europa machte, fiel er in die Hände tunisischer Seeräuber und konnte sich nur durch ein für die damalige Zeit bedeutendes Lösegeld von etwa fünfhundert Pfund (2050 Achtelstücke) loskaufen. Aus einem auf die Gegenwart gekommenen Verzeichniß geht hervor, daß von den drei im Jahre 1678 New-York gehörenden Barken eine Jakob Leislers Eigenthum war, und daß sein Geschäft als Rheder und Importeur damals sehr blühte. 1683 ward er vom Gouverneur Dongan zu einem

der Beisitzer eines Admiralitätsgerichts ernannt, und 1689 kaufte er für die in New-York landenden Hugenotten einen Strich Landes, auf welchem New-Rochelle im jetzigen Westchester County gegründet wurde.

Leisler war aber auch ein ebenso patriotischer als wohlhabender Bürger. Dem eigentlichen Parteileben fern stehend und den kleinen Intriguen abgeneigt, wodurch die leitenden einzelnen Familien sich beim Gouverneur einzuschmeicheln und gegenseitig zu verdrängen suchten, trat er gleichwohl, wo es galt, entschieden für seine Ueberzeugung ein und gewann sich durch seine Freigebigkeit und Festigkeit großes Ansehen im Volk und die Hochachtung seiner Mitbürger, wie das mehr als ein Zug aus seinem Leben beweist.

Als 1675 Gouverneur Andros viele Bürger um Geld strafte, die sich angeblich einen Eingriff in seine Befugnisse hatten zu Schulden kommen lassen, weil sie der von ihm beförderten Ausbreitung des Papismus entgegentraten, zahlte Leisler nicht und wanderte lieber ins Gefängniß, als daß er seinen Grundsätzen nicht treu geblieben wäre. Ein ander Mal, als eine arme Hugenottenfamilie in New-York landete und zur Bestreitung der Ueberfahrtskosten als Dienstboten in zeitweise Knechtschaft verkauft werden sollte, zahlte er sofort die verlangte Summe und rettete die vom bigotten Despotismus Ludwigs XIV. und der Maintenon in die Verbannung getriebenen Opfer vor einem harten, unverdienten Lose.[15]

Durch seine deutsche Abstammung und frühere dienstliche Stellung der holländischen Bevölkerung an sich schon nahe stehend, war Leisler durch seine Verheirathung und seine geschäftlichen Beziehungen aufs Engste mit den holländischen Anschauungen, Bestrebungen und Interessen verwachsen und stand im öffentlichen Leben als deren Vertreter und Vorkämpfer gegen die englischen Behörden und Bürger da. Zur Zeit, als er an die Spitze des Volkes trat, war er, als der älteste Hauptmann, der Befehlshaber einer der fünf städtischen Miliz-Kompagnien und galt allgemein als ein tüchtiger Soldat. Leisler vereinigte also alle Elemente der Popularität in sich: er war ein Mann von festen Grundsätzen und glücklichem Erfolg im Leben, bescheiden und nicht nach äußeren Ehren strebend, freigebig und hingebend für die Sache, die er als recht erkannt hatte, und dabei im Gebrauch der Waffen, in der Ertheilung von Befehlen nicht ungeübt. Freilich stand seine Einsicht und Bildung nicht in entsprechendem Verhältniß zu seinem Charakter. Es fehlte Leisler die Uebersicht, die Beherrschung größerer Verhältnisse; sein

Blick haftete zu sehr an Nebendingen, an Kleinigkeiten. Sein Urtheil war nicht durchdringend, fest und entschieden, wie es vor allem einem revolutionären Führer geziemt; sein guter Wille entschädigte nicht für den Mangel an jenem glücklichen natürlichen Scharfsinn, der, wie Bancrof ganz richtig in seiner kurzen Charakteristik unseres Helden bemerkt, aus den eigenen Instinkten die Richtschnur für seine Handlungsweise ermittelt; er verließ sich zu viel auf den Rath Anderer, trug zu viel an der Verantwortlichkeit seiner Stellung und bebte darum auch vor den äußersten Konsequenzen seiner Aufgabe zurück.

Es war am 31. Mai 1689, an einem Freitag, als die Bürger, durch neue düstere Gerüchte erschreckt, sich wie auf Verabredung zusammenrotteten. Nicholson, hieß es, habe gedroht, die Stadt am nächsten Sonntag, 2. Juni, an allen vier Ecken anzuzünden. Man gab sich gar nicht mehr die Mühe, die Wahrheit dieser schrecklichen Drohung zu untersuchen, sondern beeilte sich, ihr vorzubeugen. Die Zahl und Einstimmigkeit der sich Erhebenden gaben der Bewegung Kraft und Energie. Sie wollten zum Fort und sich dieses Schlüssels zur Stadt bemächtigen; aber der älteste Hauptmann sollte an ihrer Spitze marschiren. „Zu Leisler, nach Leislers Hause!" lautete der einstimmige Ruf. Leisler war zu Hause, weigerte sich aber auf das ungestüm gestellte Verlangen einzugehen, sei es, daß er anfangs kein Vertrauen zum Unternehmen hatte, oder sei es, daß er, vor der hohen Verantwortlichkeit zurückschreckend, im ersten Augenblick nicht zu handeln wagte. Rasch entschlossen stellte sich aber sein Lieutenant Stoll an die Spitze der halben leisler'schen Kompagnie und bemächtigte sich mit ihr, ohne den mindesten Widerstand zu finden, des Forts. Der Vizegouverneur Nicholson, und der Milizenoberst Bayard befanden sich gerade im Stadthause und beriethen mit den übrigen Behörden die zunächst zu ergreifenden Maßregeln. Ihre Verhandlungen wurden aber durch einen Sergeanten unterbrochen, der an der Spitze einer Wache stehend die Schlüssel des Forts verlangte. Weder Nicholson, noch seine Freunde wagten, zu widersprechen, und händigten ohne Weiteres die Schlüssel aus.[16]

Leisler erklärte Tags darauf in einer öffentlichen Ansprache seine und seiner Freunde Absichten und forderte die Bürger, vor allem aber die Milizen auf, sich mit ihm zu vereinigen und das Fort für König Wilhelm zu halten. Anfangs traten jedoch nur Wenige auf seine Seite; die Furcht vor Nicholson und den zu ihm haltenden reichen Bürgern hielt die Meisten zurück. Während die Bevölkerung noch unentschieden

schwankte, verbreitete sich plötzlich das Gerücht, daß drei Schiffe mit Befehlen vom neuen König die Bay herauf kämen. Diese später übrigens nicht bestätigte Nachricht bewirkte, daß sich sofort sämmtliche Miliz-Kompagnien, etwa 400 Mann stark, mit ihren Offizieren für Leisler aussprachen und mit ihm zu einer Erklärung dahin vereinigten, daß sie die Sache der protestantischen Religion und des Prinzen von Oranien bis zum Eintreffen von dessen Befehlen und Beamten vertheidigen wollten. Nunmehr traten auch die bis dahin Schwankenden zu Leisler über. Nicholson verließ in feiger Flucht Stadt und Land, ohne den letzten Kampf für seine Sache zu wagen. Am Abend des 4. Juni verschwand er, am 6. war er an Bord eines im Hafen liegenden Schiffes, und am 11. Juni fuhr er aus dem letztern auf Nimmerwiederkehren ab. Auch Nicholsons Räthe flüchteten entweder nach Albany oder verbargen sich vor dem Volke.

Die Stadt war jetzt ohne jede Regierung. Der bisherige Kolonialrath so wenig wie der Gemeinderath, mit dem Bürgermeister an der Spitze, hatte den Muth, die in England erfolgte Revolution offen anzuerkennen, noch sich für Wilhelm von Oranien zu erklären. Es bildete sich deßhalb vermittelst Volkswahl aus den hervorragenden Bürgern ein Sicherheitsausschuß, welcher bereits am 8. Juni 1689 Leisler bis zur Ankunft des von England zu sendenden neuen Gouverneurs zum obersten Befehlshaber des Forts und der Stadt ernannte.[17]

Bald darauf kam die offizielle Nachricht von der Thronbesteigung Wilhelms und Maria's nach New-York. Leisler traf sofort feierliche Anstalten zu ihrer Huldigung und lud auch die bisherigen Provinzial- und Stadtbeamten zur Theilnahme ein. Diese weigerten sich aber, so daß die Huldigung am 22. Juni in New-York und am 1. Juli 1689 in Albany ohne sie stattfand.[18] Leisler setzte in Folge dessen den bisherigen Magistrat der Stadt ab. Der Sicherheitsausschuß aber ordnete neue Wahlen für die erledigten Stellen des Bürgermeisters und der Aldermen an. Natürlich wurden nur erklärte Freunde der neuen Ordnung der Dinge gewählt. Grund genug für die aristokratische Partei, der Wahl ihre Anerkennung zu verweigern und selbst die Stadtsiegel nicht auszuantworten. Bereits am 16. August 1689 sah sich der Sicherheitsausschuß gezwungen, Leisler zur bessern Aufrechterhaltung der Ordnung und des Friedens zum höchsten Befehlshaber der Provinz zu ernennen.[19] Dieser setzte den König unterm 20. August 1689 von der Lage der Dinge in Kenntniß und erstattete zugleich ausführlichen Be-

richt über alle zur Anerkennung Wilhelms und zum Schutze der Stadt ergriffenen Maßregeln. In einem Privatschreiben versichert Leisler den König seiner tiefsten Ergebenheit, sowie seines Eifers für die protestantische Religion und bittet um baldige Ertheilung von Instruktionen.[20] Selbst Leislers Feinde können diesen Schriftstücken keinen andern Vorwurf machen, als daß sie in schlechtem Englisch und unbeholfen geschrieben seien. Der Lieutenant Joseph Stoll, derselbe, welcher am 31. Mai das new-yorker Fort genommen hatte, überreichte im November 1689 dem Könige diese Schreiben und wurde zur Ehre des Handkusses zugelassen;[21] indessen richtete er so wenig als Leisler selbst bei Wilhelm etwas aus, da der früher eingetroffene Nicholson und ein episkopalischer Geistlicher dem König fälschlich berichtet hatten, die jüngsten energischen Maßregeln seien in New-York mehr aus Abneigung gegen die englische Kirche, als aus Eifer für das neue Herrscherhaus ergriffen. Aus diesem Grunde entging Leisler und seiner Partei, wie der auf aristokratischer Seite stehende Geschichtsschreiber Smith bemerkt,[22] die Anerkennung und Belohnung, welche ihre Bemühungen für die glückliche Durchführung der Revolution in so reichem Maße verdient hätten.

Neu-England wünschte dem loyalen und edeln Kapitain Leisler Glück zu seiner Erhebung, und die Gouverneure dieser, sowie der übrigen benachbarten Provinzen traten in offiziellen Verkehr mit ihm; die gestürzten Aristokraten dagegen erregten, wo sie nur konnten, Unzufriedenheit und Unruhen. Sie schimpften die Leislerianer Pöbel und unbekanntes Gesindel, das nur darauf ausgehe, den öffentlichen Schatz zu plündern, dessen damaliger Baarbestand übrigens kaum 800 Pfund betrug. Leisler, welchen sie abwechselnd Masaniello, Tyrann, Usurpator, Henkersknecht und Pöbelaufwiegler nannten, sollte die ganze Revolution aus keinem andern Grunde angefangen haben, als um seine im Hafen liegenden Schiffe mit einer werthvollen Ladung Wein zollfrei auszuladen. Die Volkspartei blieb natürlich die Antwort nicht schuldig und überbot häufig die Verdächtigungen und Anklagen ihrer Gegner. Papistischer Schuft, feiger Jakobite, solche und ähnliche Titel waren es, welche sie täglich im Munde führte. Der Haß wuchs um so mehr, als das Volk im Besitze der Macht war, und als Leislers energisches Auftreten ihm diese täglich mehr sicherte. Er ließ das Fort in vollständigen Vertheidigungszustand setzen, stellte in der Stadt geordnete Zustände wieder her und wußte seinen Anordnungen überall Gehorsam zu verschaffen.

Die Klagen, welche von Seiten der gestürzten Gegner nach England

gelangten, beruhten zum Theil auf übertriebenen, zum Theil auf absichtlich entstellten Thatsachen. Natürlich wurden jetzt die englischen Gesetze und Freiheiten am eifrigsten von denen angerufen, welche ihnen bisher am meisten zuwider gehandelt hatten und welche, bis zum letzten Augenblick zu Jakob haltend, sich selbst im Sommer 1689 noch nicht zur Anerkennung König Wilhelms entschließen konnten. Leisler handelte in der ersten Zeit seiner Herrschaft durchaus klar, folgerichtig und entschieden. Gerade seine Energie machte ihn bei den Aristokraten verhaßt. Er benehme sich, heißt es in einer der gegen ihn geschleuderten Schmähschriften, wie der französische König und halte sich für unfehlbar; „sic volo, sic jubeo" scheine sein Wahlspruch zu sein. Als Vertreter des durch die Revolution auf den Thron gelangten Königs brach er rücksichtslos den Widerstand der alten Parteien, wo er sich nur hervorwagte. So war es einer seiner ersten Schritte, daß er die alten Beamten nicht im Besitze des Zollhauses duldete und ihnen die Mittel zur Agitation gegen die neue Regierung aus der Hand nahm. Diese Politik war so sehr ein Gebot der Selbsterhaltung, daß es ein Verbrechen an seiner Sache gewesen wäre, wenn er anders gehandelt hätte; die Revolution hatte das alte politische Recht beseitigt und am allerwenigsten konnte es für deren Anhänger noch maßgebend sein. In diesem Sinne ging Leisler seinen Feinden gegenüber durchaus nicht zu weit, wenn er kurz angebunden auf ihre Klagen erwiderte: „Zum Teufel mit dem Recht, das Schwert muß jetzt regieren!" „Kraft welcher Befugniß", rief einer der verhafteten Aristokraten den ihn ergreifenden Soldaten zu, „handelt Ihr denn?" „Hier ist unsere Ermächtigung!" entgegneten sie, an ihre Säbel schlagend.[23]

Der einzige der vielfachen Leisler gemachten Vorwürfe, welcher einen gewissen Schein des Rechts für sich hat, ist der, daß er aus der von ihm veröffentlichten Ansprache König Wilhelms diejenige Stelle ausgelassen habe, welche mit einziger Ausnahme der Papisten die Beibehaltung der alten Beamten in ihren Stellen verfügte. Nun gab es allerdings so gut wie keine Papisten in New-York, und Leisler hätte, dem Wortlaute des königlichen Befehls entsprechend, die alten Beamten nicht entfernen dürfen. Allein in New-York waren gerade sie es, welche der neuen Ordnung der Dinge am längsten entgegenarbeiteten und sogar ihren Widerstand noch fortsetzten, als Wilhelm schon längst als König anerkannt war. Sie hatten durch ihr theils böswilliges, theils feiges Benehmen und durch ihre offene Parteinahme für die gestürzte Regierung das Ver-

trauen des Volkes verscherzt. Diese Freunde der gestürzten katholischen Dynastie konnte Leisler aber nicht dulden, wenn er nicht den Erfolg seiner eigenen Sache und das Interesse des neuen Königs gefährden wollte; mit ihnen war kein Kompromiß möglich, er mußte sie niederwerfen oder wenigstens unschädlich machen und hatte deßhalb ganz Recht, daß er an Stelle der alten Beamten neue wählen ließ. Ein neues Regiment mit neuen Prinzipien kann nicht durch die alten Organe geführt werden.

Leisler war bisher in allen seinen Unternehmungen erfolgreich gewesen. New-York und Umgegend erkannten seine Herrschaft an, und von den nördlich am Hudson gelegenen Bezirken hatten ihm nur Ulster und Albany Widerstand entgegengesetzt. In letztere Stadt hatte sich einer seiner erbittertsten persönlichen Gegner, der ehemalige Stadtrath und Milizenoberst Nikolaus Bayard, geflüchtet und von dort aus den kleinen persönlichen Krieg gegen Leisler fortgesetzt. Er gewann die tonangebenden ansässigen Bürger, die Schuyler, Bleecker, Rensselaer, Teunis, Cuyler u. A. für sich, die übrigens Wilhelm von Oranien bereits anerkannt hatten und mit der ganzen Stadt der neuen Ordnung der Dinge huldigten. Von Albany aus richtete Bayard unterm 20. October 1689 an die beiden unter seinem Befehl gestandenen Kompagnien die Aufforderung, Leisler als unrechtmäßigem Vorgesetzten nicht zu gehorchen und ihn mit ihren Soldaten zu verlassen. Dieser beantwortete Bayards Ansinnen zu Anfang November damit, daß er unter dem Befehl seines Schwiegersohns Milborn eine bewaffnete Macht nach Albany sandte, die angeblich das dortige Fort besetzen und die Sache des protestantischen Königs gegen Indianer und sonstige feindliche Angriffe vertheidigen, in Wirklichkeit aber seine Widersacher züchtigen oder wenigstens unschädlich machen sollte. Es wurde jedoch den Soldaten der Einlaß in die Stadt verweigert, Milborn mußte, weil er zu schwach war, es zum feindlichen Zusammenstoß kommen zu lassen, unverrichteter Sache wieder abziehen, und seines Schwiegervaters Titel selbst wurde nicht anerkannt.[24]

Keine Maßregel hat Leisler mehr geschadet, als dieser verunglückte Zug nach Albany, für welchen in der That kein sachlicher Grund vorlag. Die Stadt hatte, wie bemerkt, die neue Dynastie anerkannt, stand ihr also nicht feindlich gegenüber, und erklärte sich außerdem auch im Stande und stark genug, jeden feindlichen Angriff zurückzuschlagen. Mochten ferner Leislers persönliche Feinde im Herzen noch so sehr die Wiederherstellung der Stuarts wünschen, sie gaben sich wenigstens äußer-

lich keine Blöße, und Leisler durfte sich daher aus persönlichem Haß nicht zu ihrer Verfolgung hinreißen lassen. Dieser politische Fehler rächte sich schwer an ihm. Die flüchtigen Aristokraten wandten sich in die benachbarten Kolonien und hetzten die dortige Bevölkerung und Gouverneure gegen ihn auf. Zugleich aber reichten sie den Ministern des Königs Beschwerdeschriften ein, in welchen sie Leisler fälschlich als einen Rebellen gegen dessen Herrschaft darstellten und jede günstige Stimmung für ihn mit der Wurzel ausrotteten. Alle seine späteren Verlegenheiten würden vermindert, wenn nicht ganz vermieden worden sein, wenn Leisler sich auf die Behauptung von New-York und seiner Umgebung beschränkt hätte.[25]

Nicht lange nach diesen Vorgängen, zu Anfang Dezember 1689, traf in Boston ein königlicher Bote mit einem Briefe ein, welcher das Datum vom 30. Juli 1689 und folgende Aufschrift trug:

„An Franz Nicholson oder im Falle seiner Abwesenheit an Denjenigen, welcher in Sr. Majestät Provinz New-York den Frieden und die Gesetze aufrecht erhält."[26]

Leislers damals in Neu-England weilende Gegner hörten zuerst von der Ankunft des Boten und von der Adresse des ihm anvertrauten Sendschreibens. Da sie aber seinen Inhalt nicht kannten und diesen für ihre Zwecke, sowie die Wiedergewinnung ihrer frühern Stellung ausbeuten zu können hofften, so beschlossen sie, daß einige Mitglieder des alten Gemeinderaths sich wieder nach New-York wagen und des Schreibens habhaft zu werden versuchen sollten. Demgemäß schlichen sich Bayard und Friedrich Phillips heimlich in New-York ein und ließen dort den inzwischen eingetroffenen Boten unter Auseinandersetzung ihrer Ansprüche zu sich bescheiden. Allein die herrschende Partei hatte auch vom Briefe gehört und führte dessen Ueberbringer bei seiner Ankunft sogleich ins Fort, wo er Leisler im Kommando fand und ihm nach einigem Hin- und Herschwanken das Schreiben überreichte. Es ermächtigte den Mann, an welchen es gerichtet war, das Oberkommando als Vizegouverneur zu übernehmen und einen Rath anzustellen, der ihm bei Führung der Geschäfte helfen sollte. Leisler nahm am 11. Dezember 1689 den Titel als Vizegouverneur an und ernannte einen Rath von neun Personen, welche die verschiedenen Theile der Provinz repräsentirten. Dieses königliche Schreiben beseitigte im Volke jeden Zweifel, der etwa noch über die Rechtmäßigkeit von Leislers Amtsannahme obgewaltet hatte; die ganze Provinz erkannte ihn und die von ihm er-

nannten Beamten an und fügte sich ihren Befehlen, so daß die politischen Angelegenheiten nach kurzer Unterbrechung wieder ihren geordneten und ruhigen Gang nahmen.

Aber die Führer der Gegenpartei ruhten nicht, sondern zettelten einen Straßenkrawall in New-York an und suchten sich des verhaßten Feindes auf offner Straße zu bemächtigen. Er wurde aber von seinen Freunden gerettet, ließ Generalmarsch schlagen, verfolgte die Aufständischen, warf viele davon ins Gefängniß und erließ am 17. Januar 1690 einen Verhaftsbefehl gegen N. Bayard, Stephan van Cortland, W. Nichols und Andere, weil sie sich des Hochverraths gegen Ihrer Majestät Behörden schuldig gemacht hätten.[27] Bayard und Nichols wurden auf der Flucht ergriffen und mit den übrigen Gefangenen wegen Hochverraths vor Gericht gestellt. Die Anklage lautete auf Tod. Die beiden hochfahrenden Aristokraten, denen kein Mittel zu schlecht war, um den Charakter ihrer Gegner zu verdächtigen, retteten sich nur durch die niedrigste Feigheit.[28] Sie baten um Gnade für ihre Irrthümer, versprachen, sich in Zukunft zur Zufriedenheit Leislers aufzuführen, schrieben ihre Opposition gegen ihn der Verblendung und Leidenschaft zu — und erreichten ihren Zweck. Sie wurden nicht verurtheilt, sondern blieben bis zur Ankunft des neuen Gouverneurs im Gefängniß.

Dieser Gnadenakt war ein ebenso großer, wenn nicht größerer politischer Fehler Leislers, als sein aus Privatrache unternommener Zug nach Albany, und wurde eine der Ursachen seines Unterganges. Er räumte dem Gefühl die Oberherrschaft über den Verstand ein und setzte schwächliches Mitleid über die politische Logik. Vor allem hätte er konsequent sein und rücksichtslos durchgreifen, die Verfolgung bis zur völligen Vernichtung seiner Gegner ausdehnen müssen. Die Katechismusmoral und hausväterliche Gewissenhaftigkeit paßt ganz gut für den soliden Kaufmann und Bürger; allein in der Politik und namentlich in der revolutionären ist sie vom Uebel.

Kaum Herr der innern Widersacher geworden, mußte Leisler seine ganze Aufmerksamkeit der Abwehr der äußeren Feinde, der Franzosen und Indianer widmen. Ludwig XIV. hatte nämlich als Vertheidiger der Legitimität und Schutzherr der Stuarts schon im Juni 1689 dem neuen König Wilhelm von England den Krieg erklärt und bald darauf seinen Gouverneur von Canada, den energischen und kühnen Grafen Frontenac beauftragt, die jener Provinz benachbarten englischen Kolonien zu überfallen. Dieser machte zu Anfang Januar 1690 einen drei-

fachen Einfall in dieselben und drang gegen New-York durch das Mohawk Thal nach Albany vor. Die Franzosen überrumpelten bei dieser Gelegenheit Schenectady, plünderten und verbrannten den Ort und vertrieben die beim Ueberfall nicht getödteten Einwohner, welche Bestürzung und Schrecken in der ganzen Umgegend verbreiteten.[29] Dadurch eingeschüchtert leistete jetzt auch Albany Leisler keinen längern Widerstand; das dortige Fort wurde Anfangs April 1690 ohne jedes Blutvergießen geräumt und von den von Leisler gesandten Truppen besetzt. Er befestigte die Stadt dergestalt, daß sie fortan wenigstens von einem ersten feindlichen Angriff nichts zu fürchten hatte, und schob eine Abtheilung von 140 Mann etwa fünfzig Meilen weit ins Land hinein, wodurch jeder weiteren Ueberrumpelung vorgebeugt wurde. Die Feinde Leislers hatten sich durch eine eilige Flucht nach Neu-England gerettet. Gegen Livingston, den wir zwanzig Jahre später in seinen Beziehungen zu den Deutschen näher kennen lernen werden, erließ er einen Haftbefehl. Der unverbesserliche Aristokrat hatte Wilhelms von Oranien Landung in England mit dem Einfall eines Räubers verglichen und sich geweigert, die königlichen Steuerlisten und amtlichen Papiere herauszugeben.

König Wilhelm war zu sehr durch den Krieg in den Niederlanden in Anspruch genommen, als daß er seinen amerikanischen Provinzen irgend welche Hülfe hätte schicken können. Diese waren somit ganz auf sich selbst angewiesen und erkannten, daß sie nur durch Einigkeit und Zusammenhalten dem unermüdlichen Feinde, den sich drängenden Verlegenheiten und Gefahren gewachsen sein würden. Es galt also vereintes Handeln; Leisler vermittelte diese Einigung. „Wenn wir diese Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen, so geben wir der nächsten Generation Ursache, uns zu fluchen" — schrieb er den benachbarten Regierungen und lud demgemäß schon zu Anfang April 1690 die Gouverneure von Massachusetts, Plymouth, Ost- und West-Jersey, Pennsylvanien, Maryland und Virginien zu einer Berathung nach New-York ein.[30] Die drei erstgenannten Provinzen kamen der Aufforderung nach und schickten ihre Abgeordneten nach New-York, wo sie am 1. Mai 1690 einen gemeinschaftlichen Vertheidigungsplan festsetzten. Es wurde beschlossen, daß Massachusetts 160, Connecticut 135, Plymouth 60, New-York 400 und Maryland 100 Mann stellen sollten, um Canada zu erobern,[31] während Massachusetts sich anheischig machte, zugleich eine Flotte auszurüsten, welche Quebeck zu nehmen bestimmt war.

Zugleich wurden die befreundeten Mohawk-Indianer von Leisler gewonnen: sie versprachen, 1500 Mann stark, gegen die Franzosen auszurücken und die von denselben angerichteten Verwüstungen blutig zu rächen.

Es war der erste ohne englische Hülfe entworfene Plan, welchen die selbstgewählten Volksregierungen zu einem Einfall in Canada ausführten. Leider aber wurde der von Albany aus unternommene Angriff zu Lande durch die Uneinigkeit der Führer vereitelt. Winthrop von Connecticut, durch Livingston und andere persönliche Feinde Leislers mißtrauisch gemacht und aufgehetzt, zog sich zur Unzeit zurück. Dieser beschuldigte jenen des Verraths, die Streitmacht von Connecticut aber beschwerte sich über Milborn, den Anführer der new-yorker Truppen, ob der Unzulänglichkeiten der Hülfsmannschaften; die Indianer endlich zerstreuten sich auf halbem Wege. Die See-Expedition nahm, bei der Unfähigkeit ihres Befehlshabers William Phipps, ein noch kläglicheres Ende. Sie gelangte zwar nach Quebeck, verzögerte aber ihren Angriff und mußte mit großem Verlust wieder abziehen. Widrige Winde und Stürme zerstreuten dann vollends die Flotte, deren nach New-York gehörige Schiffe übrigens unversehrt dahin zurückkehrten.

Leisler hatte hier das erste Kriegsschiff, welches New-York gehörte, für das Unternehmen ausgerüstet und drei Schiffe beigesteuert und es überhaupt an Eifer nicht fehlen lassen. Wo er nur konnte, griff er energisch ein. So ließ er sechs französische Schiffe, welche sich bis vor den new-yorker Hafen gewagt hatten, verfolgen und nach New-York bringen, wo sie kondemnirt und als Prisen öffentlich verkauft wurden. Dieser Fang erwies sich aber auch als der einzige Glücksfall in der ganzen Reihe von Widerwärtigkeiten. Die Ausrüstung von Flotte und Armee war sehr kostspielig gewesen, die Provinz jetzt verschuldet und erschöpft. Leisler sollte nun an Allem Schuld sein, er mußte für die Fehler und Unzulänglichkeiten seiner Bundesgenossen aufkommen und auf ihn entlud sich alle Mißstimmung und Unzufriedenheit. Die „gentlemen of figure" hatten jetzt gewonnenes Spiel, sie konnten wieder ihr Gift und ihre Macht zeigen. Schon während des Sommers, mitten unter den Rüstungen gegen die Franzosen, war auf Anstiften des im Fort gefangenen N. Bayard ein Aufstand angezettelt, Leisler selbst in der Straße verwundet, aber der Plan durch das zeitige und wirksame Einschreiten der Milizen vereitelt worden.[32] Jetzt nach dem Fehlschlagen der Expedition brauchten die Aristokraten ihren Groll und ihre Feindschaft gar nicht

mehr zu verheimlichen; sie konnten sich offen herauswagen und fanden sogar unter den Massen selbst nicht mehr den entschiedenen Widerstand, der ihrem Hervortreten bisher überall begegnet war. Leisler hatte jetzt einen täglich schwieriger werdenden Stand gegen seine an Zahl und Bedeutung zunehmenden Gegner.

Unter allen diesen Kämpfen und Sorgen war das Ende des Jahres 1690 herangekommen. Die Regierung des Mutterlandes hatte, ohne Leislers Verdienste um die Erhaltung der Kolonie zu berücksichtigen, bereits zu Anfang des gedachten Jahres in der Person des Obersten Henry Sloughter einen neuen Gouverneur für New-York ernannt. Er war mit mehreren Schiffen und einer beträchtlichen Truppenzahl von England abgefahren. Um aber das Maß der Ungewißheit und der Verwirrung in New-York voll zu machen, wollte es das Unglück, daß er durch einen Sturm von den übrigen Schiffen getrennt wurde, und daß im Januar 1691 der ihm im Kommando am nächsten stehende Major Richard Ingoldsby zuerst in New-York eintraf.

Kaum war nur dessen Erscheinen bekannt geworden, als Leislers Feinde sofortige Uebergabe des Forts an Ingoldsby verlangten. Jener erklärte sich alsbald bereit, sein Amt zu Gunsten seines vom König ernannten Nachfolgers niederzulegen; allein er weigerte sich mit Recht, es auf Ingoldsby zu übertragen, um so mehr, als dieser auf Leislers berechtigtes Ansinnen, seine Anstellung und den königlichen Befehl vorzulegen, sich nicht einmal ausweisen konnte. Er bot ihm daher für seine Soldaten Quartier in der Stadt an, schlug ihm aber die Uebergabe des Forts ab. Ingoldsby fühlte sich in seiner Ehre als englischer Offizier gekränkt und wurde, von Leislers Feinden gehetzt, schon nach einigen Tagen ein williges Werkzeug in deren Händen. Am 30. Januar 1691 erließ er eine Proklamation, worin er das Volk zur Hülfe aufrief gegen alle Schwierigkeiten, die ihm im Wege ständen, und worin er alle diejenigen, welche ihm Widerstand leisteten, für Rebellen erklärte. Leisler blieb ihm natürlich die Antwort nicht schuldig. Er protestirte am 3. Februar 1691 im Namen des Königs und der Königin gegen alle Akte Ingoldsby's und machte ihn für jeden Gewaltstreich und jedes Blutvergießen verantwortlich, erklärte sich aber bereit, dem neuen Gouverneur Sloughter sofort bei seiner Ankunft Fort und Regierung zu übergeben, rief zu seinem Schutz zugleich die Miliz unter die Waffen und hieß sie auf den ersten Ruf bereit sein. Beide Parteien beobachteten sich von jetzt an unverwandt. Jede hoffte, daß die andere den ersten Schlag

führen werde. Leisler lag in dem Fort, Ingoldsby davor; dieser gewann täglich neue Anhänger, jener verlor deren täglich mehr. Ingoldsby schritt endlich zum Angriff und nahm zwei nördlich von Wallstreet errichtete Blockhäuser mit ihrer Besatzung; Leisler war fortan nur noch auf das Fort beschränkt und verweigerte nach wie vor dessen Uebergabe. Die Parteien blieben in dieser zuwartenden Stellung bis zum 19. März 1691, wo endlich der Gouverneur Sloughter in New-York ankam.

Jetzt entwickelte sich das Drama schnell.

In dieser kritischen Lage der Dinge hätte ein einsichtiger und patriotischer Mann ohne große Mühe die Leidenschaften besänftigen und geordnete Zustände wieder herbeiführen können. Beide Parteien warteten sogar auf den neuen Gouverneur wie einen Erlöser aus den unseligen Wirren; aber leider war Sloughter nicht der Charakter, den die Zeit und die Umstände erforderten. Heruntergekommen und arm, liederlich und geizig, ohne jede Einsicht und Erfahrung — so schildern ihn selbst die Feinde Leislers[33] — fiel er sofort nach seiner Ankunft in die Hände der gestürzten und auf Wiedererlangung der Macht hinarbeitenden Aristokraten, die ihn schon an Bord des Schiffes aufsuchten und in ihrem Interesse bearbeiteten. Dort ernannte Sloughter auch seinen Rath. Sofort nach seiner Landung, um 10 Uhr Abends, verlangte er die Schlüssel des Forts. Leisler wollte aber erst ein Uebereinkommen wegen der Uebergabe treffen und Garantien für seine Sicherheit haben, sich auch überzeugen, ob derjenige, welcher ihm durch Ingoldsby die Aufforderung zugehen ließ, wirklich der neue Gouverneur sei. Sloughter verlangte unbedingte und sofortige Uebergabe, ließ Leislers Abgesandte ohne Umstände verhaften und nahm am 20. März das Fort. Er setzte die dort noch gefangen gehaltenen Bayard und Nichols in Freiheit, warf dagegen Leisler und seinen aus acht seiner Freunde bestehenden Rath ins Gefängniß, wo sie die eben verlassenen Räume ihrer Gegner bezogen.

Diese Verhaftung erregte allgemeine Bestürzung; eine solche Strenge kam denn doch den Meisten unerwartet. Der Gouverneur gab deßhalb gern einem Vorschlag seines Rathes nach und verwies, um sich aller Verantwortlichkeit zu entledigen, die Untersuchung gegen Leisler und Genossen von einem Militärgericht an einen Civilgerichtshof, welchem Sloughter die erbittertsten persönlichen Feinde Leislers, die bisher von ihm gefangen gehaltenen Bayard und Nichols, sowie Philips und Courtland, ferner vier mit ihm eben angekommene Engländer als Rich-

ter zutheilte. Dieses Gericht leitete am 23. März das Kriminalverfahren gegen die Angeklagten ein, ließ sie in das bürgerliche Gefängniß abführen und erhob am 26. März wegen Rebellion gegen den König und sonstiger Verbrechen, wie Erpressung von Geldern, Konfiskation von Eigenthum und unbefugter Erhebung von Steuern, Anklage gegen sie.

Leislers bisherige Amtsgenossen und Freunde wurden nur zum Scheine mit in die Untersuchung gezogen und theils bald nach erfolgtem Urtheilsspruch, theils später freigegeben, da ihr Eifer für König Wilhelm und die neue Ordnung der Dinge im Mutterlande selbst von ihren Feinden nicht in Zweifel gezogen werden konnte. Die alten new-yorker Familien hatten es nur auf Leisler und seinen Schwiegersohn Milborn abgesehen; sie mußten diese Beiden unschädlich machen, wenn sie das alte Regiment im frühern Glanze wiederherstellen wollten. Die Untersuchung selbst war ein reiner Hohn auf Recht und Gesetz. Es konnte sich in ihr nur darum handeln, ob Leisler ein Hochverräther war oder nicht. Er verwies zu seiner Rechtfertigung auf das königliche Schreiben vom 30. Juli 1689, wodurch er bevollmächtigt worden sei, bis zur Ankunft eines Gouverneurs als Vizegouverneur zu handeln. Der Gerichtshof nun, sei es aus Unwissenheit oder Augendienerei, wagte nicht, seine eigne Ansicht über diesen Theil der Vertheidigung auszusprechen, sondern wandte sich am 13. April 1691 an den Gouverneur Sloughter und dessen Rath mit der Bitte um Bescheid: ob jener Brief oder irgend ein anderer Brief, der von London angekommen sei, so ausgelegt werden könne, daß Leisler die Regierung der Provinz auf sich nehmen solle, und ob die in Folge dessen von ihm ausgeübten Handlungen als zu Recht bestehend erachtet werden könnten?[34] Natürlich war dieser Brief die einzige legale Quelle, aus welcher Leisler seine Berechtigung zur Uebernahme der Regierung herleitete, war er doch im Falle der Abwesenheit Nicholsons an denjenigen gerichtet, welcher zur Zeit in Sr. Majestät Provinz New-York den Frieden aufrecht erhielt und die Gesetze vollstreckte. Darüber, daß Leisler diese Person war, hatte bisher und namentlich damals nicht der mindeste Zweifel bestanden, ja die Aristokraten und Feinde Leislers selbst hatten wiederholt dieses thatsächliche Verhältniß anerkannt. Jetzt aber lautete die Antwort des Gouverneurs, wie man nicht anders erwartet hatte, verneinend, und darauf hin wurde Leisler mit seinem Schwiegersohn Milborn als Hochverräther prozessirt. Sie lehnten es ab, sich auf diese Anklage zu

vertheidigen, baten nicht demüthig um Gnade, wie Bayard und Nichols, welche jetzt als Richter ihr Schicksal in der Hand hatten und kein Mitleid kannten, sondern hüllten sich in stolzes Schweigen, wie es Männern geziemt, welche äußerlich zwar unterlegen, aber trotzdem von dem Bewußtsein ihres Rechts durchdrungen sind; sie bestritten einfach die Gültigkeit des gegen sie zusammenberufenen Gerichtshofes und das Recht der Anklage. Gleichwohl wurden Leisler und Milborn am 15. April 1691 zum Tode verurtheilt.

Dieses Urtheil rief in einzelnen Theilen der Kolonie heftige Erbitterung und große Bestürzung hervor. Viele Anhänger Leislers flohen in die benachbarten Provinzen, weil sie ähnlichen Gewaltmaßregeln aus dem Wege gehen wollten. In New-York befürchtete man sogar einen Aufstand. Die Gährung im Volke war so stark, daß der Gouverneur seine beabsichtigte Reise nach Albany aufgab. Leislers Feinde mußten jetzt einen entscheidenden Schritt wagen, wenn sie sich die Früchte ihres Sieges sichern wollten; sie drängten deßhalb auf die Hinrichtung ihres Opfers. Die gesetzgebende Versammlung der Kolonie (Assembly) und der Rath des Gouverneurs, in welchem die Anti-Leislerianer natürlich die Mehrheit hatten, unterstützten dieses ungestüme Verlangen. Jene erklärte auf eine Eingabe verschiedener angeblich von Leisler mißhandelter Bürger, daß er gegen die Rechte des neuen Königs gehandelt habe und ein Rebell gewesen, daß er sogar Schuld an der Zerstörung von Schenectady sei, daß er Kaufleute und Andere durch Beschlagnahme ihres Vermögens zu Grunde gerichtet habe, und daß die von ihm verweigerte Uebergabe des Forts an Sloughter auch ein rebellischer Akt sei. Deßhalb bat die Versammlung um Bestätigung des Urtheils und forderte den Rath des Gouverneurs, (eine Art kolonialen Oberhauses) zum Beitritt zu diesem Beschluß auf. Dieser ließ sich natürlich nicht zwei Mal bitten und erklärte am folgenden Tage seine Zustimmung. Sloughter dagegen getraute sich Anfangs nicht, das Urtheil zu bestätigen und wollte erst nach England berichten, zumal er sich die Verdienste Leislers um den König und den Erfolg der Revolution nicht verhehlen konnte: er fragte deßhalb bei der Versammlung an, ob es nicht besser sei, die Vollziehung des Spruches aufzuschieben. Als er keine befriedigende Antwort auf diese Frage erhielt, erneuerte er sie am 7. Mai. Sloughter hatte auf eine abschlägliche Antwort gerechnet, statt dessen wurde sie am 14. und 15. Mai bejahend abgegeben.[35] Auch jetzt war er noch nicht Willens nachzugeben. Leislers Feinde aber ruhten nicht,

denn sie wußten, wie dem Gouverneur beizukommen war. Sie gaben ihm deßhalb am 15. Mai, einem Freitag, ein glänzendes Gastmahl und bestimmten ihn in der Trunkenheit zur Unterzeichnung des Urtheils, nachdem sie ihn unter Erdichtung von drohenden Gewaltstreichen und einem allgemeinen Volksaufstand geängstigt hatten.

Sloughter hatte am andern Morgen seinen Rausch noch nicht ausgeschlafen,[36] als ungeachtet ihrer Bitten um Aufschub Leisler und sein Schwiegersohn Milborn schon zum Richtplatz geschleppt wurden. Dieser befand sich damals auf einer kleinen Insel im Fresh-Water-Pond an der jetzigen Ecke von Pearl- und Centrestreet, nicht weit von den heutigen Tombs. Es war ein unfreundlicher, naßkalter Tag, ein feiner Regen durchnäßte die Zuschauer und die Opfer des Trauerspiels bis auf die Haut. Leisler hielt, ehe er gehängt wurde, noch eine Anrede ans Volk, die, ganz im biblischen Geiste der damaligen Zeit gehalten, noch einmal alle gegen ihn erhobenen Beschuldigungen würdig zurückwies und besonders hervorhob, daß er nur zur Förderung der protestantischen Interessen, zur Befestigung der Regierung Wilhelms von Oranien und zur Kräftigung des Landes gegen fremde Angriffe das ihm übertragene Amt angenommen habe. Als schon das Tuch um sein Haupt gebunden war, schloß er, sich an seinen Schwiegersohn wendend, mit den Worten: „Ich sterbe ruhig und in Frieden; aber warum mußt auch Du so jung sterben, der Du doch bloß in meinem Auftrage handeltest? Milborn, der vom Regen durchnäßt ihm folgte, rief seinem unter den Zuschauern befindlichen Feinde Livingston zu: „Du bist Schuld an meinem Tode, vor Gottes Richterstuhl werde ich Dich anklagen!“ Dem Sheriff aber, der ihn fragte, ob er nicht noch den König und die Königin segnen wollte, erwiderte er: „Ich sterbe ja für sie und die protestantische Religion, in der ich geboren und erzogen bin.“ Beide Opfer wurden nach den barbarischen Gesetzen des englischen Rechtes erst gehängt und dann geköpft, die Leichen aber neben dem Galgen verscharrt.

Selten ist wohl in der neuern Geschichte ein überlegterer Justizmord begangen worden, als die Hinrichtung Leislers und Milborns. Wenn der vom Volke gestürzte König Jakob II. seinen Thron wieder erlangt und sie dann als Hochverräther verurtheilt hätte, so würde er vom legalen Standpunkte aus ganz Recht gehabt haben; allein der durch eine glückliche Revolution zum König erhobene Prinz Wilhelm durfte Männer nicht strafen, welche seine Anerkennung den alten Behörden gegenüber durchgesetzt hatten und, dem von ihm selbst gegebenen Beispiele

folgend, stets aufrichtig und uneigennützig für die neue Ordnung der Dinge eingetreten waren. Man kann den König Wilhelm persönlich mit seiner Unkenntniß der Personen und Dinge entschuldigen; indessen fällt nichts desto weniger seiner Regierung das Verbrechen zur Last, daß zwei Männer ihre Hingabe an die Interessen der neuen Dynastie und des Protestantismus mit dem Leben büßen mußten. Jedenfalls ist der König für die Wahl seiner Beamten verantwortlich, und warum schickte er — kann man mit Fug und Recht fragen — einen Menschen wie Sloughter als sein alter ego nach New-York?

Es waren aber keine höheren staatlichen Gesichtspunkte, keine politischen, geschweige denn religiösen Motive, welche Leisler an den Galgen brachten; seine Verurtheilung hatte vielmehr einen höchst persönlichen Grund. Leisler fiel als das Opfer des aristokratischen Korporationsgeistes, der, sei es bewußt oder instinktartig, überall seinen Feind herauswittert, der keine Schonung, kein Erbarmen und keine Gnade kennt, wenn seine Standesinteressen angegriffen oder gar gefährdet werden. Leisler hatte, ein Kind der Revolution und von ihr an die Spitze gedrängt, gefährliche und verderbliche Neuerungen eingeführt, welche den sichern Ruin der ausschließlichen Adelsherrschaft bewirken mußten; er hätte sich zum Fürsten aufwerfen dürfen — und der Kolonialadel würde ihm das Emporsteigen über die Massen nicht so zum Verbrechen angerechnet haben, als das Emporsteigen mit den Massen. Er aber blieb seiner Vergangenheit treu und war der erste Führer der Plebejer in ihrem Kampfe gegen die Patrizier, welcher keinem Volke geschenkt wird; er kämpfte in New-York als der erste Pionier der Revolution von unten auf, und dafür mußte er bluten.

Uebrigens hatte „der stupide, unwissende Bauer, der Masaniello von New-York, der Verführer der Massen“, mit einem Worte Leisler während der kurzen Zeit seiner Amtsführung mehr und Bedeutenderes geleistet, als die meisten königlichen Gouverneure vor und nach ihm. Von ihm wurde, wie wir oben gesehen haben, der erste Plan einer Vereinigung der Kolonien zur Abwehr der gemeinsamen Gefahr ausgeführt, von ihm das erste Kriegsschiff im new-yorker Hafen ausgerüstet, von ihm die erste Befestigung desselben angelegt: die Battery an der südlichsten Spitze der Stadt ist sein Werk. Zugleich aber bezeichnet Leislers kurze Verwaltung — und das ist entschieden wichtiger — einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Provinz, weil deren Politik fortan nicht mehr bloß von dem Gouverneur und den reichen Familien geleitet, son-

dern zugleich vom Volke bestimmt wird. Vor 1689 hatte es nichts zu sagen; seit 1689 läßt es sich nicht mehr von der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zurückdrängen, und gerade mit, durch und unter Leisler machte das Volk diesen Uebergang von kolonialem Patriarchalismus zum politischen Bewußtsein.

Leislers Sohn wandte sich sofort mit einer Beschwerde über den Gouverneur an den König, welcher dieselbe dem Kolonial-Ministerium zum Berichte überwies. Dieses erklärte, daß der Verstorbene im Wege Rechtens vom Leben zum Tode gebracht worden sei, bat aber für seine Familie um Gnade und Wiedererstattung des ihr konfiszirten Vermögens, welche die Königin Maria unterm 17. März 1692 auch verfügte. Der junge Leisler aber wollte keine Gnade, sondern nur sein Recht und ging, mit diesem Bescheide nicht zufrieden, an das Parlament, um von ihm eine seinen Vater völlig rechtfertigende Akte zu erlangen. Nach Jahre langen Bemühungen erreichte er endlich seinen Zweck. Das Parlament stieß 1695 nicht allein das gegen Leisler und Milborn erlassene Erkenntniß als rechtsungültig um, sondern rechtfertigte Leislers Verfahren in allen Stücken und setzte seine Erben in das ihm von der Krone konfiszirte, aber ihnen nunmehr zu verabfolgende Vermögen wieder ein. Einige Jahre später,[37] zu Anfang Oktober 1698, gab Lord Bellomont, der damalige Gouverneur von New-York, die Erlaubniß, daß Leislers und Milborns Gebeine aus ihrer Ruhestätte in der Nähe des Galgens ausgegraben und auf dem Friedhof der holländischen Kirche (im jetzigen Exchange Place Nr. 45 und 47) beigesetzt werden durften. Die Uebertragung fand mit großer Feierlichkeit statt; trotz eines heftigen Sturmes wohnten an 1500 Menschen diesem Akte der Pietät bei. Bellomont sprach in seinen amtlichen Berichten seine Ansicht dahin aus, daß Leisler für seine eifrige Betheiligung an der Revolution höchst ungerecht hingerichtet und in barbarischer Weise gemordet worden sei;[38] ja er erwirkte unterm 6. Februar 1700 vom König einen Befehl, worin dieser ihn anweist, bei der gesetzgebenden Versammlung von New-York eine Entschädigung für den jungen Leisler zu verlangen. Bald darauf wurden ihm auf Verwendung Bellomonts auch 1000 Pfund zugesprochen.[39]

So sehr sich nun auch die englische Regierung bemühte, das an Leisler begangene Verbrechen zu sühnen, so schroff standen doch noch Jahrzehnte lang in New-York die Leislerianer — so nannte sich die Volkspartei — den Antileislerianern gegenüber, ja ihre Kämpfe wurden

um so erbitterter, je einseitiger die in kurzer Reihenfolge einander abwechselnden Gouverneure für den einen oder andern der streitenden Theile Partei ergriffen.

Während der kurzen Verwaltung der Gouverneure Sloughter, Ingoldsby und Fletcher unterdrückt, erheben die Leislerianer zuerst ihr Haupt unter dem ebengenannten Lord Bellomont, der 1698 als Gouverneur in New-York eintraf und ganz auf ihre Seite trat, weil er in ihnen bessere und loyalere Bürger fand, als in den Antileislerianern, welche lediglich die Durchführung ihrer eigenen Interessen im Auge hatten und der Regierung nur soweit gehorchten, als sie von dieser bevorzugt wurden. Im Jahre 1699 gaben die Leislerianer 455, die Antileislerianer aber nur 177 Stimmen in der Stadt New-York ab;[40] in der gesetzgebenden Versammlung hatten sie sechszehn von im Ganzen einundzwanzig Sitzen inne, und in der Provinz waren sie drei Mal so stark als ihre Gegner. Sie bildeten fortan die demokratische Partei des Landes und leisteten den Anmaßungen des Kolonialadels und den Eingriffen der Gouverneure überall entschiedenen Widerstand. Noch in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts zeigt sich dieser Einfluß bei den Kämpfen Rip van Damms gegen den Gouverneur Cosby und der Unterstützung, welche besonders der Drucker Johann Peter Zenger in seinen Angriffen auf die beabsichtigte Einführung neuer Steuern fand.

Diese Thatsachen beweisen, daß die leisler'sche Partei kein bloßer Zufall, sondern ein geschichtlich berechtigtes Element in der Entwicklung der Provinz war, und daß der Mann, von welchem sie ihren Namen und ihre Ziele annahm, nicht als eitler Demagoge, sondern als der uneigennützige Bahnbrecher einer neuen politischen Strömung seinen unversöhnlichen Feinden zum Opfer fiel.

Viertes Kapitel.

Deutsche Kleinstaaterei die Hauptursache der Massenauswanderung des vorigen Jahrhunderts.

Die Auswanderung beginnt also, wie der Schluß des ersten Kapitels gezeigt hat, zu derselben Zeit, wo französisches und überhaupt fremdes Unwesen in Deutschland eindringt; sie schöpft ihre Hauptkraft aus der deutschen Kleinstaaterei und den dieselbe bedingenden Uebeln.

Oesterreich und Preußen, selbst Sachsen und Hannover, die geistlichen Kurfürstenthümer und sogar viele Bisthümer hatten verhältnißmäßig geordnetere und ruhigere, wenigstens nicht so plötzlich wechselnde Zustände, eine gewisse politische und kirchliche Ueberlieferung, welche die Willkür der Einzelnen ausschlossen oder weniger schädlich machten und schroffe Veränderungen im Staatsleben verhinderten. Zudem kamen in den größeren Gebieten die Rechtsverletzungen und Verkehrtheiten aller Art mehr auf dem Gebiete hoher Politik vor, während die bürgerliche Verwaltung und Justiz seltener störend in die tägliche Existenz der großen Masse eingriff und in patriarchalischer oder schon in mehr civilisirter, wenigstens dem Geist der Zeit nicht widerstrebender Form sich bewegte, oft auch mit Einsicht und gutem Willen gehandhabt wurde. Es gab deßhalb auch im ganzen vorigen Jahrhundert verhältnißmäßig weniger Auswanderer aus Preußen, Oesterreich, Sachsen und aus den nord- und mitteldeutschen Territorien, als aus dem südwestlichen Deutschland, jener bunten Musterkarte von geistlichen und weltlichen Stiften, freien Reichsstädten und Reichsdörfern, Grafen, Fürsten und Herren aller Art, die dort zu Dutzenden oft auf einer Quadratmeile

Ludwig XIV karrikirten und das schöne und fruchtbare Land in einem künstlichen Zustand ewiger Erschöpfung hielten.

Es würde ganze Bände erfordern, den Unfug all dieser Despoten und Despötchen im Einzelnen zu schildern; allein wie nur aus der mikroskopischen Beobachtung des Einzelnen die Erkenntniß des Allgemeinen hervorgehen kann, so müssen wenigstens die frechsten Repräsentanten dieses kleinstaatlichen Jammers herausgegriffen werden, um an ihnen nachzuweisen das Elend und die Rechtlosigkeit des kleinen Mannes, den Uebermuth, die Beschränktheit und Bevormundung der herrschenden Klassen, die Masse ökonomischer Verkehrtheiten und Versündigungen, welche ein derartiger Kleinstaat an sich selbst und seinen Nachbarn beging. Kennt man einen von ihnen, so kennt man sie alle; nur in der Form und in der größern oder geringern Willkür unterscheiden sie sich von einander; im Wesen sind sie sich alle gleich, und dies ihr Wesen ist eben die Ausbeutung, Plünderung und Vergeudung der Volkskraft: der deutsche Kleinstaat des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts ist im eigentlichen Sinne des Wortes Raubstaat.

Deutschland war zu der Zeit, welche uns in den nachfolgenden Kapiteln beschäftigen wird, von etwa dreihundert solcher Raubstaaten heimgesucht. Greifen wir zuerst denjenigen von ihnen heraus, welcher uns am nächsten steht, weil er in der uns beschäftigenden Periode die meisten Auswanderer lieferte. Es ist dies die Rheinpfalz. Auswanderer und Pfälzer waren dem Engländer und Amerikaner jener Zeit gleichbedeutende Begriffe; wer auswanderte, war in ihren Augen ein Pfälzer. In diesem Sinne ist in unseren Quellen einmal von einem Pfälzer aus Holstein (a „Palatine from Holsteyn“) die Rede. Ferner haben wir die ausführlichsten und zuverlässigsten Nachrichten über die politischen, kirchlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse der Pfalz, weßhalb sie uns als der bedeutendste Repräsentant fürstlichen Unfugs und fürstlicher Mißwirthschaft zugleich den deutlichsten Einblick in die allgemeinen Ursachen der damaligen Auswanderung gewährt.

Die rheinische Pfalz des vorigen Jahrhunderts war viel größer, als das jetzige Rheinbayern, welches den alten Namen wieder angenommen hat. Sie umfaßte den herrlichen Landstrich, der sich im Neckarthale und an den beiden Rheinufern von Boxberg, Mosbach an stromabwärts bis gegen Oppenheim, Alzei und Bacharach hin ausdehnt und von der Bergstraße und dem Hardtgebirge eingeschlossen wird, zählte also außer dem eben genannten Rheinbayern zu ihrem Gebiete auf dem

linken Rheinufer einen großen Theil des heutigen Rheinhessen mit Alzei und Oppenheim, das Nahethal mit Kreuznach und Simmern und das Oberamt Bacharach am Rhein mit Kaub, während ihr auf dem rechten Rheinufer ein Theil der Bergstraße mit Weinheim und Ladenburg, des Odenwaldes mit Lindenfels und fast der ganze gegenwärtige badische Unterrheinkreis mit den Städten Mannheim und Heidelberg, Mosbach und Boxberg angehörten. Die längste Ausdehnung des Landes von Bretten bis Kaub betrug zwanzig, die größte Breite von Mosbach bis Veldenz belief sich auf siebenzehn deutsche Meilen. Somit würde die Pfalz etwa 340 deutsche Quadratmeilen enthalten haben, wenn nicht mehr als die Hälfte dieses Flächeninhalts einem paar Dutzend anderer souveräner Herren gehört hätte. Da waren der Kaiser, das Kurfürstenthum Mainz, die Bisthümer Worms und Speyer, die Fürsten von Baden, Nassau und Darmstadt, die Grafen von Leiningen, von der Leyen, Degenfeld, die Herren von Dalberg, Sickingen und verschiedene andere kleine Landesherren, deren Städte, Burgen und Dörfer über das Land zerstreut lagen und selbstständige Territorien bildeten. Beim Ausbruch der französischen Revolution zählte die gegenwärtige, etwas über hundert Quadratmeilen große bayrische Rheinpfalz nicht weniger als sieben und dreißig souveräne Herrschaften, und auf dem kurzen Streifen von Landau bis Bingen gab es deren nicht weniger als fünf und zwanzig.

Wir haben es hier so ziemlich mit dem ganzen Landstrich zu thun, welcher innerhalb der Gränzen der damaligen Pfalz lag, denn die kleineren Gebiete theilten die politischen Schicksale des größern Ganzen und hatten, von diesem stets in Mitleidenschaft gezogen, auch die Auswanderung mit ihm gemein. Die Bevölkerung, welche auf diesem herrlichen Stück deutscher Erde lebte, betrug während der uns beschäftigenden Periode zu keiner Zeit mehr als eine halbe Million Seelen; die Kurpfalz hatte selbst in ihren besten Zeiten nicht ganz 300,000 Einwohner.

Wenn bei den massenhaften und ewig wiederkehrenden Leiden, welche Deutschland überhaupt im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert erduldete, am meisten die Unverwüstlichkeit und Zähigkeit des Volkes auffällt, welches trotz alledem nicht ganz zu Grunde ging, so ergreift uns doppelt großes und gerechtfertigtes Erstaunen bei Betrachtung der Schicksale der Pfalz, da sie noch öfter und länger als die übrigen Theile Deutschlands von Krieg, Pestilenz, Hungersnoth und Verderben heimgesucht wurde und schließlich doch alle diese Drangsale überstand. Welche

Verheerungen und Verwüstungen hatte — von früheren Zeiten zu schweigen — das unglückliche Land nicht seit dem dreißigjährigen Kriege zu erleiden!

Gleich im Anfang desselben mußte es für die Politik seines Kurfürsten büßen und bluten. Erst fiel 1620 Spinola in die Pfalz ein, dann kam Mansfeld und verwüstete, was jener verschont hatte, und endlich vollendete Tilly 1622 das Zerstörungswerk jener beiden Heerführer. Mit den Spaniern zogen die Jesuiten ein, welche die Protestanten vertrieben und die zurückbleibenden Ketzer mit Gewalt zum Katholizismus bekehrten. Erst Gustav Adolph verjagte zehn Jahre später die Kaiserlichen; aber nach der Schlacht bei Nördlingen gaben die geschlagenen und verwilderten Schweden und Weimaraner, wie der pfälzische Staatsmann Riesdorf sich ausdrückt, dem unglücklichen Lande „die letzte Oelung". Trotzdem war es noch nicht am Ende seiner Leiden angelangt. 1635 kamen die Spanier unter Gallas wieder und übertrafen sogar die Schweden und Kaiserlichen an Grausamkeit und Rohheit. Die siegenden Soldaten raubten nach dem Sprichwort derartig, daß sie nur glühendes Eisen und Mühlsteine liegen ließen. Sie wurden, weil sie eben auf andere Weise nichts zu leben hatten, zum Theil gezwungen, ihren Unterhalt nach Gutdünken zu stehlen, und wandten behufs der Entdeckung verheimlichten Gutes die unerhörtesten Martern an. Augenzeugen erzählen, in den meisten Fällen habe man nicht gewußt, wer Freund oder Feind sei, weil der Hunger und die Noth Jeden zum Räuber am Andern gemacht habe, und selbst der Bürger sei über den Bürger hergefallen, um ihm das letzte Brod zu entreißen, welches die abziehenden Truppen übrig gelassen. „Das pfälzische Land gleicht einer arabischen Wüste", sagt der oben angeführte Gewährsmann. In Folge der methodischen zweijährigen Verwüstungen und der unterbliebenen Bestellung des Ackers brach 1635 eine furchtbare Hungersnoth aus, die bis 1638 währte und die Pest im Gefolge hatte.

Die armen Leute, die nicht vor Hunger ihren matten Geist aufgeben wollten, mußten sich von Gras, Kraut, Wurzeln, dürren und grünen Baumblättern, ohne Brod, Salz und Schmalz ernähren, und dies war noch ziemlich erträglich. Viele waren froh, wenn sie nur von Ochsen, Kühen, Pferden und Schafen die Häute bekommen und solche verzehren konnten. Andere aßen Hunde, Katzen, Ratten, Mäuse, Frösche und andere Thiere, den bittern Hunger damit zu stillen; auch schonte man derjenigen Thiere nicht, die schon etliche Wochen lang an den We=

gen, in den Pfützen und im Wasser gelegen hatten und einen entsetzlichen Gestank von sich gaben. Um das Pferdefleisch haben sie einander auf den Tod geschlagen und wohl gar ermordet. Ja man mußte Galgen und Kirchhof bewachen, um sie vor dem schrecklichen Diebstahl der Hungernden zu schützen. Die verhungernden Leute schlugen gar einander todt und verzehrten die Getödteten hernach, durchsuchten die Gottesäcker, brachen die Gräber auf, erstiegen Rad und Galgen und nahmen die Todten zur Speise hinweg. Der Bruder verzehrte die todte Schwester, die Tochter ihre entseelte Mutter. „Unweit Worms hat man eine Anzahl Bettler gefunden und verjagt, welche die vorübergehenden Menschen grimmig angefallen, erwürgt und bei einem Feuer unter freiem Himmel gekocht und begierig gefressen, wie die in den Häfen noch übrigen Hände, Arme und Füße ein unfehlbares Zeichen davon ausliefern konnten."

Doch genug der schrecklichen Beispiele; es giebt deren noch schrecklichere. Und dieser grauenhafte Jammer fand 1637 statt!

Mit dem Juli 1649 kamen wieder Franzosen und Bayern ins Land und hausten schrecklich. Auch die erste gute Ernte von 1641 wurde von den Fremden zerstört, und 1644 und 1645 verübten die alten Feinde ihre gewohnten Greuel. Nur in den letzten Jahren des Krieges blieb die Pfalz von Freund und Feind verschont, einfach deßhalb, weil sie völlig ausgesogen war und nichts mehr zu bieten hatte.

Als nach dem Frieden Kurfürst Karl Ludwig 1649 wiederkehrte, war von der Bevölkerung kaum der fünfzigste Theil übrig und das Land eine Einöde. Die Felder waren mit Dorngestrüpp überzogen, die Weinberge lagen wüst da, und statt reicher, dichtgesäeter Ortschaften stieß man nur auf ärmliche Hütten, in denen Armuth und Elend, oft Raub und Verbrechen Zuflucht fand. Dabei war der noch vorhandene Theil der Bevölkerung durch Krieg, Raub, Anarchie und mehrfache Konfessionswechsel so verwildert, daß er das Gedeihen des Ganzen mehr hemmte als förderte.

Der neue Kurfürst, Sohn des unglücklichen Friedrich V., war kein genialer, aber ein verständiger, pflichttreuer und sparsamer Mann. Er hatte eine harte Schule durchgemacht, den größten Theil seines Lebens im Exil verbracht und noch kurz vor seiner Abreise von London nach Deutschland seinen Onkel König Karl I. seine Verbrechen am englischen Volk auf dem Schaffot büßen sehen. Vom Unglück rasch zum Manne groß gezogen, nahm er sich mit allem Ernst und Eifer jetzt seines unglücklichen Landes an. Er war von den sechs Regenten, welche die

Pfalz von 1649 bis 1799 zählte, der einzige, welcher sich seiner Aufgabe gewachsen zeigte und den Dank des Landes verdiente. Dagegen seufzte dieses während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts unter dem Fluche, daß seine Fürsten zugleich seine Peiniger und seine Blutsauger, und daß sie unter den geistlosen deutschen Nachahmern des versailler Serailunfugs unbedingt die schlechtesten und verächtlichsten waren.

So tiefe Wunden, wie die der Pfalz im dreißigjährigen Kriege geschlagenen, werden natürlich nicht in wenigen Jahren geheilt; es bedarf ganzer Menschenalter, um ihre Spuren im Bewußtsein der nachgeborenen Generation zu verwischen. Allein ein so günstiges Geschick ward dem Lande nicht. Es fing eben erst an, sich wieder eines verhältnißmäßigen Wohlstandes zu erfreuen, als 1668 der kleine Krieg mit dem Herzog von Lothringen die alten Leiden, wenn auch im kleinern Maßstabe, wieder brachte. Im Jahre 1673 begannen die Raubzüge Ludwigs XIV. Hatten im dreißigjährigen Kriege die einzelnen Bandenführer auf eigene Verantwortlichkeit hin gesengt und verbrannt, so setzte jetzt der allerchristlichste König zur bessern Verherrlichung der großen Nation die Mordbrennerei im großen Stil fort. Zuerst verwüstete Turenne 1674 und 1675 auf allerhöchsten Befehl die Pfalz; in manchen Gegenden, wie z. B. Zweibrücken, durften die Felder drei Jahre lang nicht bebaut werden. Der brave, aber machtlose Kurfürst war so erbittert, daß er den französischen Pascha zum Zweikampfe forderte, worauf dieser etwas schonender verfuhr. Obgleich auf dem Kriegsschauplatz keine entscheidenden Ereignisse eintraten, dauerten die verheerenden Plünderungen doch bis 1679 fort, ja selbst nach dem nimweger Frieden begann für die Pfalz eine neue Zeit des Drängens und der Noth. Der Kurfürst mußte unter den nichtswürdigsten Vorwänden Nachzahlungen zu den französischen Kontributionen und Kriegsschulden leisten. Um das Maß der Gewaltthaten und brutalen Rechtsverletzungen voll zu machen, trat der französische Despot 1680 mit seinem berüchtigten Recht der Reunionen hervor und fiel mitten im Frieden über die Pfalz her. Karl Ludwig erlebte nicht mehr das Ende dieser Schändlichkeiten; er starb 1680, und weder sein Sohn Karl (1680—1685) noch Philipp Wilhelm (1685—1690) fanden gegen den übermächtigen Dränger Hülfe.

Bisher noch unerhörtes Elend und die grausamste Verwüstung suchte aber das unglückliche Land heim, als 1688 Ludwig XIV. ohne Kriegserklärung in die Pfalz eindrang, weil ihm das angebliche Allo=

dialvermögen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, der Schwester des eben verstorbenen Kurfürsten, von dessen Nachfolger nicht ausgeantwortet wurde. Eine Wüste — so lautete das leider buchstäblich erfüllte Machtwort des elenden Despoten — solle fortan die Gränzen Frankreich decken, und natürlich mußte die Pfalz diese Wüste werden. Heidelberg und Mannheim wurden im kalten Januar 1689 niedergebrannt; das schöne Schloß in jener Stadt wurde sogar theilweise zwei Mal (1689 und 1693) zerstört. Die unglücklichen Opfer dieser infamen Politik mußten der Raub- und Mordlust der rohen Soldaten ihr Letztes opfern und Mißhandlungen und Ausschweifungen jeder Art erdulden. Mehrere hundert Familien wandten sich, den Franzosen fluchend, nach Preußen und gründeten sich in der Nähe von Magdeburg neue Wohnsitze; der Rest irrte bettelnd und heimathlos umher. Im Mai 1689 theilte Speyer mit seinem alten Kaiserdom, dessen Gräber sogar von den beutegierigen Soldaten entweiht wurden, das Schicksal Heidelbergs und Mannheims. Am Dienstag nach Pfingsten ward Worms in Brand gesteckt. Das Jammern der fliehenden Bewohner begleiteten die mordbrennerischen Horden mit lustiger Tanzmusik, indessen die ganze große Stadt und sechzehn ihrer Kirchen, auch der Dom mit ihnen, von den Flammen zerstört wurde.

Bis in die Mitte der neunziger Jahre dauerten die französischen Verwüstungen. Der bürgerliche Wohlstand war auf Menschenalter hinaus zerstört. Wer wollte die Dörfer und kleineren Orte alle aufzählen, wenn Städte, die am ganzen Rheine hervorgeleuchtet hatten, in wenigen Stunden dem Erdboden gleich waren? So wurden die Orte am Hardtgebirge schwer heimgesucht, Neustadt ganz ausgepreßt, Wachenheim verbrannt, Frankenthal, Alzei und Bretten unter schmählicher Mißhandlung der Zerstörung und dem Brande preisgegeben; zu Sinsheim, Wiesloch, Bacharach, Ingelheim ging es nicht besser. Vom Januar bis August dauerten in den Rheingegenden, namentlich in dem pfälzischen und badischen Gebiete, diese Scheußlichkeiten fort; selbst die heimathlosen Söldner im dreißigjährigen Kriege hatten nicht so systematisch und mit so kaltem Bewußtsein gewüthet, als es die Heere eines Königs thaten, der sich und sein Volk als die Blüthe der europäischen Civilisation hinzustellen gewohnt war. Die Spuren sind noch nicht erloschen. Lange Zeit hieß man in der Pfalz die Hunde mit den Namen französischer Führer, wie Melac und Montelas waren, und viele einzelne Züge des Kanibalismus sind noch jetzt, nach anderthalb Jahrhunderten, als mündliche Ueberlieferung

unverwischt geblieben. Die Thatsachen schrieen zum Himmel, denn seit den Hunnen und Mongolen war in der europäischen Welt nicht ähnlich gehaust worden. Die Gränzen der Zerstörung sind noch jetzt wohl zu erkennen; alle Dörfer und Städte zwischen der Ortenau, Heilbronn und dem Niederrhein sind neu, übertüncht, ohne Spuren einer großen Vergangenheit, und in die alten Reichsstädte Worms und Speyer ist der überströmende Wohlstand der früheren Zeit nie wieder zurückgekehrt.

Den auswärtigen Feind löste jetzt bald der innere ab. Der von Jesuiten erzogene neue Kurfürst Johann Wilhelm (1690—1716) war ein fanatischer Katholik und suchte, die Zänkereien zwischen Lutheranern und Reformirten ausbeutend, das ganze Land mit Gewalt wieder katholisch zu machen. Schon hundert Jahre früher hatte die Pfalz mit einem viermaligen Fürstenwechsel (cujus regio, ejus religio) eben so oft die Religion wechseln müssen und war, vom Katholizismus zum Lutherthum übergehend, nach einander reformirt, dann wieder lutherisch und zuletzt noch einmal reformirt geworden; allein die damaligen Fürsten von Friedrich III. an bis auf Johann Kasimir scheuten sich wenigstens vor der Anwendung offener Gewalt. Auch Johann Wilhelms Vater, Karl Philipp (1685—1690), mit welchem die katholische neuburger Linie des pfälzer Hauses Besitz vom Kurfürstenthum ergriffen hatte, war ein strenger Katholik, allein er achtete unparteiisch und gerecht die Rechte der Protestanten. Johann Wilhelm dagegen, der in Düsseldorf residirte und die Pfalz durch Beamte regieren ließ, erwies sich als ein stets gefügiges Werkzeug in der Hand der Jesuiten. Schon die Franzosen hatten, wo sie konnten, die freie Religionsübung der Protestanten beschränkt, jetzt aber wurden sie von Jesuiten und Kapuzinern wo möglich noch überboten. Die Kinder wurden ihren protestantischen Eltern mit Gewalt genommen und getauft, diese aber eingesperrt oder verwiesen. Da trieb man die Protestanten geradezu weg, dort besetzte man eine Kirche mit Gewalt, an einem andern Orte erzwang man mit unerschwinglichen Geldstrafen eine äußerliche Bekehrung, hie und da jagte man auch mit Soldaten die Leute in die Kirchen und stopfte ihnen gewaltsam die Hostien in den Mund. Die unter Kurfürst Karl (1680—1685) eingewanderten Hugenotten und Waldenser mußten sammt Lehrern und Pfarrern das Land wieder verlassen; sie wandten sich, von protestantischen Pfälzern begleitet, theils nach Preußen, theils nach Amerika. Die Reformirten waren fortan rechtlos. Sie wurden ihrer Kirchengüter beraubt und auch aus der Gemeindeverwaltung und ihren bürgerlichen Aemtern

verdrängt, Lehrer und Pfarrer brodlos gemacht und mit Exekution heimgesucht. Wer sich widerspenstig zeigte, erhielt Dragoner ins Haus gelegt und wurde an Geld gestraft: ganz dieselben Liebkosungen, welche der „grand Louis“ zum Heil der Seelen seiner ketzerischen Unterthanen erfunden hatte! Die bedrohten Gemeinden hielten aber fest zusammen und setzten dem Drucke einen muthigen Widerstand entgegen: verhältnißmäßig nur Wenige wanderten aus, und fast Keiner trat zum Katholizismus über. England, Holland, Schweden und vor allen Preußen nahmen sich, als die Mißhandlungen und Quälereien immer schlimmer wurden, ihrer bedrohten Glaubensbrüder an. Preußen namentlich drohte 1705 mit energischen Repressalien gegen seine katholischen Geistlichen in den Fürstenthümern Magdeburg, Halberstadt und Minden und setzte einen kurzen Termin von sechs Wochen zur Abstellung des Unfugs. Das wirkte, und es kam endlich ein Vergleich zu Stande, die sogenannte Religions-Deklaration, welche zwar auf dem Papiere völlige Freiheit des Bekenntnisses sicherte, indessen dem alten kirchlichen Terrorismus kein Hinderniß in den Weg legte, sobald erst der Zwang der evangelischen Reichsstände aufhörte. Das gewaltsame Bekehrungsprinzip war keineswegs aufgegeben und machte sich bald härter als je zuvor geltend. Die Regierung war eben der Stärkere und verfuhr nach dem Recht des Stärkeren.

Es war unter diesen Umständen ein großes Glück, daß der spanische Erbfolgekrieg (1701—1713) das Land nur vorübergehend berührte und dem Bürger und Landmann verhältnißmäßig geringen Schaden that. Dagegen litten diese furchtbar unter dem harten Winter von 1709, so daß sie massenweise ihr Heil in der Flucht von der Heimath, in der Auswanderung, suchten. Den bigotten, genußsüchtigen Kurfürsten kümmerte die Noth seiner Unterthanen nicht; er hielt üppig Hof in Düsseldorf, verschwendete die Einkünfte des Landes in glänzender äußerer Repräsentation, kostspieligen Bauten und Kunstsammlungen und erkaufte mit dem Blut und den Thränen der armen Pfälzer den traurigen Ruhm, es an Pracht und Verschwendung Ludwig XIV. und Versailles gleich zu thun.

Sein Nachfolger Karl Philipp (1716—1742) war noch verschwenderischer, noch bigotter, noch mehr vom jesuitischen Geiste geleitet und setzte unter den frivolsten Vorwänden und mit verdoppelter Energie die Verfolgung der Protestanten fort. Die gewaltsame Wegnahme der Heiligen-Geistkirche in Heidelberg und das Verbot des nach dieser Stadt genannten Katechismus wurde bald zu einem europäischen Skandal, in welchen sich sogar Papst, Kaiser und der Erzbischof von Canterbury ein-

mischten, und rief das Einschreiten der evangelischen Reichsstände hervor. Dies Mal übten sie wirkliche Repressalien. Hannover schloß die katholische Kirche in Celle, Preußen ließ die Kirchen und Klöster in Minden und Halberstadt büßen, was die Jesuiten in Heidelberg verbrochen hatten, und Hessen-Kassel strafte an den Katholiken in St. Goar und Neustadt die Eingriffe in die Rechte der pfälzer Protestanten. Der Kurfürst, eine furchtsame und ängstliche Natur, lenkte jetzt, wo ihm überall Ernst entgegentrat, behutsam ein, ohne indessen die Lage der Protestanten wesentlich zu verbessern, verlegte aber 1720, um die ihre wohlbegründeten Rechte vertheidigenden Heidelberger zu strafen, seine Residenz nach Mannheim. Dieses wurde mit dem benachbarten Schwetzingen bald der üppigste und verschwenderischste Hof Deutschlands, der in manchen Dingen sogar Versailles überbot.

„Karl Philipp trieb hier," sagt Schlosser, „das, was er von Kindesbeinen an getrieben hatte, bis in sein achtzigstes Jahr. Sein Körper dauerte aus, und seine Seele hatte immer nur dem Körper gedient, der durch keinen Regentenkummer, außer zuweilen durch Aerger über die Reformirten litt. Karl Philipp suchte seine Ehre und seine Vergnügungen im Prunken und in Festen, verfolgte die Reformirten, errichtete Bauwerke, stellte große Jagden an, ward angestaunt und verehrt vom hohen Adel, der bei ihm Bewirthung und Zeitvertreib fand; denn er bewirthete diesen mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit, während der Bauer vor seinen Augen unterging. Das bewies er besonders während des Reichskrieges 1734—1735. Seine armen Unterthanen wurden damals auf jede Weise von den Franzosen mißhandelt, ihr Getreide abgemäht, ihr Vieh weggeführt, der Kurfürst aber hielt in Mannheim und Schwetzingen die glänzendsten Feste, lud den französischen Adel des Heeres zu sich, besonders die Befehlshaber, die in Speyer lagen, ließ sie wie Fürsten einholen und bewirthen. Der zweiundsiebenzigjährige erste Reichsfürst blieb damals auf Unkosten seiner Unterthanen und des Reiches neutral; er schmausete voll französischer Komplimente mit denselben Leuten, die sein schönes Land so verwüstet hatten, daß sie selbst Saatkorn in die Pfalz führten und unter den Bauern vertheilen ließen, damit sie doch im künftigen Frühjahr etwas fänden, was sie grün abmähen und verfüttern konnten. Selbst der alte Eugen wurde zornig über die Leichtfertigkeit und Selbstsucht eines Fürsten, der von den Pfaffen den Himmel erbettelte und erkaufte, und an seinem Lande und seinen Unterthanen die Hölle verdiente; er ließ ihm auf seine Beschwerde, daß die österreichischen

Offiziere sein Wild wegschössen, antworten: „Er habe jetzt kein Wild zu hüten, sondern Soldaten."

Frohnden und Zwangsdienste — so ergänzt Häusser das obige Bild — wurden im Frühjahr 1735 den Landleuten erlassen, damit sie ihr Feld bestellen konnten; aber die Bauern weigerten sich, die Aussaat zu besorgen, weil sie voraussahen, daß es nur zum Vortheil des Feindes geschehe. Anderer Ersatz wurde den armen Leuten ohnedies nicht geleistet. Das Jahr 1735 lag noch drückender auf dem armen Lande, denn der Kurfürst hatte für eine Entschädigung, die in seine Tasche floß, den Bauern ihre Früchte vom Felde weg an die Franzosen verkauft, und die Bewohner empfanden wieder den doppelten Druck der deutschen und französischen Armee, ohne daß die Regierung einen ernstlichen Willen zeigte, abzuhelfen.

Natürlich entsprach diesem Pfaffenregiment eine ebenso schlechte, nach Oben servile und gegen Untergebene hochmüthige Verwaltung und Justizpflege. Die Stellen waren meistens käuflich und erblich, jedes Amt hatte seine Taxe und konnte sogar auf Fremde übergehen. Im Jahre 1733 ward verordnet, daß jeder zu einer Rathsstelle Befähigte doch 24 Jahre alt sein müsse, weil man bald auf Unmündige, bald auf Säuglinge die Anwartschaft übertrug. Das Hofgericht zählte lange Zeit so viele Minderjährige, daß man es spottend das jüngste Gericht nannte. Die Willkür, Bestechlichkeit, Tyrannei und Unverbesserlichkeit der pfälzer Amtleute war fast sprichwörtlich geworden; sie war Gesetz für Bürger und Bauer. Natürlich mußte das Volk mit seinem Schweiß den Kaufpreis der Stellen bezahlen und dazu noch unter Jagdfrohnen und hohem Wildstand ungebührlich leiden. Daneben drückte das glänzende Hofwesen den Bürger und Bauer, die ohnehin allein die Steuern aufzubringen hatten. Der Hofstaat des Kurfürsten bildete eine Armee; wir finden unter dem Obristhofmeisterstab 58 Hofoffizianten verzeichnet, der Obristkämmerer hatte über 80 Kammerherren, 22 Kammerdiener und mehrere andere Müßiggänger zu gebieten, und dem Obriststallmeisterstab sind nahe an 180 Personen, namentlich Lakaien, Haiducken rc. untergeordnet. Der Obristhofmarschall gebietet über eine ebenso starke Truppe, neben allem dem war noch eine Leibgarde zu Pferde, eine Obristhoffalknerei, eine Hofmusik und ein Hofbauamt bezahlt.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß Fürsten, wie die beiden zuletzt geschilderten, an persönlicher Niedertracht und politischer Nichtswürdigkeit noch überboten werden konnten; allein gleichwohl lief ihnen

ihr Nachfolger Karl Theodor (1743—1799) den Rang ab. Die Schandwirthschaft, die er länger als ein halbes Jahrhundert lang führte, war die schlimmste von allen, welche die unglückliche Pfalz seit dem dreißigjährigen Kriege heimgesucht haben.

Die gleichzeitigen Sultane von Cassel, Stuttgart, Anspach, Baireuth und Braunschweig und wie sie alle heißen mögen, haben wenigstens den einen oder andern versöhnenden Zug, sie zeichnen sich als Generale im Felde aus oder thun sogar, soweit es sich mit ihrem allerhöchsten Vergnügen verträgt, oder mehr Geld einbringt, etwas für eine geregelte Verwaltung, ja selbst den Schulunterricht; vor allem aber knechten sie ihre Unterthanen nicht so sehr durch die Religion, verhalten sich gleichgültig gegen die Jesuiten oder spielen theilweise sogar die religiösen Freigeister, die Freunde Voltaire's. Nach Außen enger Anschluß an Frankreich, welches den ersten deutschen Reichsfürsten für seinen Verrath am Reiche Jahrzehnte lang baar bezahlt, im Innern der mächtige Einfluß der Jesuiten, Bestechlichkeit und Schlechtigkeit der Verwaltung, und am Hofe Habgier, Genußsucht, Verschwendung und Sittenlosigkeit, welche an die glänzendsten Zeiten der Regentschaft und des Hirschparkes erinnern, das ist der offizielle Charakter der pfälzer Regierung während der ganzen zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Wo hie und da ein Brocken für Kunst und Wissenschaft abfällt, da wird er höchstens zur Erhöhung des fürstlichen Glanzes verwandt, aber es geschieht so gut wie nichts zur Bildung und Veredlung des Volkes.

Ein nur flüchtiger Blick hinter die prächtigen Kulissen von Mannheim und Schwetzingen wird uns diese theaterartig aufgeputzte Welt mit ihrem glänzenden Schein und dahinter lauernden Elend erkennen lassen.

In den ersten Jahren der Regierung Karl Theodors ließ sich die Oberfläche der Dinge etwas besser an, allein der äußere Wohlstand war etwas ganz Künstliches. Nach dem Muster aller glänzenden Despotien des vorigen Jahrhunderts wurden Industrie, Luxus und die Schöpfungen des Auslandes mit Geldopfern künstlich gefördert, während man die sichere und einfachste Stütze eines freien und gesunden Wohlstandes, den Ackerbau, unter der Last des Feudalwesens, der Jagdlust und der vielen Feiertage, die auch protestantische Orte feiern mußten, fortwährend seufzen ließ.

Darum dauerten auch ungeachtet wiederholter und scharfer Verbote die Auswanderungen fort, wenngleich einzelne Städte durch die neuen Schöpfungen eine Zeit lang einen Aufschwung nahmen. Doch bemerkte

man schon in den sechziger Jahren eine Abnahme der Bevölkerung neben einer Zunahme der Besitzlosen, und eine damals erschienene Schrift klagt lebhaft über die große Zahl, nicht der fleißigen, rührigen Armen, sondern der faulen Bettler. Innerhalb fünf Jahren hatte die pfälzische Bevölkerung um 861 Familien abgenommen, ohne daß Krieg, Hungersnoth oder Krankheit dazu mitgewirkt hätten. Auf der andern Seite wurden Bettelei, Diebstahl und Straßenraub täglich ärger. Die mit dem raffinirtesten Luxus getriebene Jagd zerstörte den Wohlstand des Landmannes. Seit 1747 waren die Belustigungen der französischen Parforcejagden vollständig organisirt, und der Kurfürst ließ es geschehen, daß man die Bauern mit Hegung des Wildes, welches sich sogar bis unmittelbar an die Städte wagte, zur Verzweiflung brachte.

Der von Karl Theodor unterhaltene Hofstaat übertraf an Zahl und Kostspieligkeit den seines Vorgängers um ein Bedeutendes. Der Großhofmeisterstab, dem über achtzig Personen unterworfen waren, kostete außer zahlreichen Naturalien an baarem Gelde über 35,000 fl.; der Obristkämmerer mit Kammerherren, Fourieren und Kammerdienern verschlang außer den Lieferungen in Naturalien 38,674 fl.; der Obristhofmarschallstab kostete für seine 84 meist in der Küche beschäftigten Mitglieder an Besoldung 32,630 fl. Der Obriststallmeisterstab, für den über 50,000 fl. jährlich verwendet wurden, hatte auch die Edelknabenlehrer unter sich; in brüderlicher Eintracht sind praeceptores, professores philosophiae nebst Vorreitern und Stallknechten rangirt, und zwar letztere in beneidenswertherer Stellung. Denn während der Leibkutscher 300, der Vizeleibkutscher 250 fl. und jeder der zwölf Trompeter eben so viel erhielt, mußte sich der sogenannte professor philosophiae mit 200 fl. begnügen. Im ganzen war und blieb das Mißverhältniß der Beamten und ihres Lohnes außerordentlich grell. Während Schullehrer, Subalternbeamten und alle kleinen Diener kümmerlich ihr Dasein fristeten, zogen die hohen Staats- und Hofdiener theils für müßige Dienste, theils für Sinekuren sehr bedeutende Besoldungen. Die pfälzischen Landschreiber wurden reiche Herren, während die ihnen untergebenen Bauern aus Noth auswanderten.

Ein solcher Hof, die Geißel des Volkes, war ein unschätzbarer Zufluchtsort für alle fremden Schmarotzer. Prachtvolle, ungeheure Schloßräume, Ställe mit Hunderten von Pferden, Gärten und Orangerien gaben Zeugniß von der Würde des Monarchen, der so gnädig war, Theater spielen zu lassen, ohne daß die vornehmen Leute Entrée zu bezahlen

brauchten, und täglich glänzende, reichbesetzte Tafel hielt für neunzig oder hundert höfische Müßiggänger. Der Beifall eines französischen Chevaliers, der solch einen Hof für ebenbürtig mit dem seinigen anerkannte, mußte dann allerdings für den verbissenen Hunger der vom landesherrlichen Wildpret mißhandelten Bauern entschädigen. Die Zahl der Bewohner in einem der gesegnetsten Landstriche der Welt war durch schlechte Verwaltung und Auswanderungen so herabgekommen, daß man die offiziellen Angaben über den Bevölkerungsstand nicht gern bekannt machte; doch konnte man nicht verbergen, daß jeder neunzehnte Mensch ein Bettler war und durch das Auswandern die Zahl der Weiber die der Männer auf bedenkliche Weise überwog. Den Kurfürsten beherrschten namentlich in der zweiten Hälfte seiner Regierung Pfaffen und Maitressen sammt den Bastarden, welche diese ihm geboren; ein gewissenloser Vertrauter, wie Lippert, und dessen Spießgeselle Pater Frank, ein intriguanter, ausschweifender und gewissenloser Jesuit, übten auf Karl Theodor den größten Einfluß aus; beide hatten sich mit den kurfürstlichen Huren und deren Kindern verbündet.

Dabei sorgten die Jesuiten dafür, daß in einem Lande, wo die überwiegende Mehrzahl der Bewohner aus Protestanten bestand, die Katholiken fast alle öffentlichen Aemter erhielten. In rein protestantischen Orten kam es vor, daß man den einzigen und ärmsten katholischen Einwohner zum Vorstand machte, oder sogar die Hebamme vorzugsweise aus den Katholiken wählte. Unter den hundert kurfürstlichen Leibgardisten in den Jahren 1753—1778 war nur ein einziger Protestant, und die Subalternstellen bis zum Thorwächter herab besetzte man gewöhnlich mit Proselyten. An der Universität Heidelberg waren statt der vertragmäßig bedungenen Gleichheit 24 Katholiken und 5 Protestanten. Man verletzte die beschworene Religionsdeklaration von 1705, indem man die Leute nöthigte, die Kinder gemischter Ehen gegen die Uebereinkunft katholisch werden zu lassen, oder ertheilte gar protestantischen Eheleuten das Bürgerrecht nur unter der Bedinguug, daß ihre Kinder die Religion der Eltern aufgäben. Daß man Stellen und Gnadenzeichen Jedem zusagte, der katholisch ward, war etwas Alltägliches; was sollte man aber dazu sagen, daß man sogar Delinquenten, wenn sie katholisch wurden, die Hälfte der Strafe nachließ? Gegen Ende des Jahrhunderts forderten die Protestanten an rückständigem Besitz, der ihnen gegen den Vertrag von 1705 entzogen war, ein Kapital von 2,422,450 fl. nebst 732,076 fl. Zinsen.

Natürlich hatte eine Mißregierung, wie die Karl Theodors, den revolutionären Zündstoff in Masse aufgehäuft. Als die französische Revolution gegen Ende des Jahrhunderts sich auf die Länder am Rhein ausdehnte, fand sie in der Mehrzahl der Bevölkerung begeisterte Anhänger, wenn sie auch nur, wie die Folge zeigte, ein neues Joch mit dem alten vertauschte. Das Land wurde wieder der Tummelplatz fremder Heere, auf seinem Boden wurden die Entscheidungsschlachten des Jahres 1794 geschlagen. Noch im letzten Augenblick übergab die pfälzische Beamtenklique feiger Weise Mannheim, den wichtigsten Platz, an die Franzosen, die seitdem die Pfalz besetzt hielten. Die Regierung war ebenso erbärmlich als ihre Werkzeuge, und suchte durch Spionirerei und Verfolgung den neuen Geist von sich abzuhalten. Beim rastatter Kongreß liquidirte die Pfalz einen Schaden von 84 Millionen Gulden. Das Land wurde zum größten Theil der französischen Republik einverleibt, 1803 aber Bayern und Baden zugetheilt; Hessen, Preußen, Nassau und Frankreich erhielten kleinere Parzellen. Die spätere Geschichte der Kurpfalz kommt für unseren Zweck nicht mehr in Betracht.

Wenn auch die benachbarten kleinen Fürsten nicht die Mittel hatten, es dem mannheimer Hofe gleich zu thun, so fehlte es ihnen doch durchaus nicht an dem guten oder vielmehr bösen Willen, auf Kosten ihrer Unterthanen zu schwelgen und zu prassen; ja, zieht man ihre Einkünfte in Betracht, so überbieten sie sogar ihre pfälzer Vorbilder in Verschwendung und Prunksucht. So mißhandelte in den Jahren 1767—1771 der Graf von Leiningen, einer der kleinen Raubfürsten des linken Rheinufers, durch seinen Jagdunfug im dürkheimer Thal die Ortschaften St. Grethen, Seebach, Hausen und Weidenthal derartig, daß sogar Karl Theodor gegen den unerträglichen Druck Einsprache that, und der winzige Herzog Karl II. von Zweibrücken (1775—1793), Bruder des spätern Königs Max Joseph von Bayern, erbaute kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution das von republikanischen Soldaten bald darauf zerstörte große Schloß Karlsburg bei Homburg mit einem Aufwand von vierzehn Millionen Gulden.

Nicht besser ist es in Würtemberg, welches nächst der Pfalz die meisten Auswanderer stellte. Es würde nur die ermüdende Wiederholung längst bekannter Thatsachen sein, wenn wir uns nach den über die Pfalz gebrachten Ausführungen in einer genauern Schilderung des Treibens der schwäbischen Herzöge ergehen wollten. In Stuttgart und Ludwigsburg herrscht ganz derselbe Unfug, wie in Mannheim und Schwetzingen.

Selbst die äußeren Schiksale der Pfälzer und Würtemberger sind so ziemlich dieselben. Auch in Würtemberg fallen wiederholt, 1688 und 1693, die französischen Mordbrenner ein; im spanischen Erbfolgekriege findet die ausgedehnteste Verwüstung des Landes und dreitägige Plünderung Stuttgarts statt. Villars erpreßte innerhalb zwei Monaten hier und in Franken neun Millionen Gulden. Dagegen hatte das Land, im Gegensatze zur Pfalz, das verhältnißmäßig große Glück, das es von 1713—1796 von keinem auswärtigen Feinde mehr betreten wurde.

Ein besonderes, für uns sachliches Interesse gewinnen die würtembergischen Herzöge nur dadurch, daß sie so ganz unmittelbar und treu die sklavische Nachahmung Ludwig XIV. und seines Hofes wiederspiegeln. Dieser Eberhard Ludwig (1677—1733), Karl Alexander (1733—1737) und Karl Eugen (1737—1793) sind jeder Zoll eine Karrikatur des übermüthigen französischen Despoten. „Ich bin der Staat," erwidert dieser seinem ungefügigen Parlamente und giebt damit dem Absolutismus für ganz Europa Selbstgefühl und Richtung. „Ich bin der Papst in meinem Lande," echot Eberhard Ludwig; „Ich bin das Vaterland" wiederholt Karl Eugen mit gesteigertem Stolze für sein paar Dutzend hungriger Hofjunker, armer Schreiber und Pfarrer, welche die offiziellen Vertreter seiner 500,000 Unterthanen sind. Ludwig XIV. heirathet, von sinnlichen Genüssen erschöpft, als Wittwer die fromme Betschwester Maintenon; Eberhard Ludwig verbessert das ihm von Versailles gegebene Beispiel dadurch, daß er außer seiner noch lebenden Frau sich die Grävenitz antrauen läßt. Die Maintenon drängt sich mit ihrer Frömmelei und Rechtgläubigkeit in die hohe Politik ein und führt Kriege mit dem Ausland, hetzt zu Protestantenverfolgungen, besteht auf Vertreibung der gewerbfleißigsten Bürger; die Grävenitz macht ihren für Würtemberg allmächtigen Einfluß geltend durch einen persönlichen Krieg gegen das Privateigenthum, Stellenschacher oder offene Erpressung. Grand Louis erbaut in öder Gegend Versailles, mit seinen großartigen Wasserwerken, um durch diese seine Schöpfung den Sieg und die Erhabenheit des Despoten über die Natur zu beweisen; der kleine Eberhard Ludwig setzt in eine gleichfalls reizlose Gegend Ludwigsburg mit seinen Orangerien und Kasernen, um in keiner Weise hinter seinem Vorbild zurück zu bleiben. Nicht besser als er macht es sein Nachfolger, Karl Alexander, der durch seinen Finanzkünstler, den „Jud Süß", noch heute im Andenken der Schwaben lebt, und der, wie sein Volk noch ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode glaubte, vom Teufel geholt wurde; noch

schlimmer, noch selbstherrlicher wirthschaftet Karl Eugen, der bekannte Peiniger Schubarts, der durch Schiller auch in weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Dieser Karl Eugen übertraf in verzweifelten Finanzkünsten, Verschwendung und Pracht sogar noch seine Vorgänger. Zweitausend Menschen bildeten in den glänzendsten Zeiten seiner Regierung seinen Hofstaat; sein Reisegefolge bestand aus 700 Personen und bedurfte 600 Pferde zur Fortschaffung. Zweihundert Edelleute, zwanzig Prinzen und Reichsgrafen waren in seinem Dienste. An seinem Hofe fand man die ersten Virtuosen, das schönste Ballet, die trefflichste Oper nächst der pariser. Einzelne Aufführungen verursachten einen Aufwand von 100,000 fl. Dafür erhöhte er auch die Steuern aufs Dreifache und erpreßte in sieben Jahren (1758—1765) an außerordentlichen Auflagen aus dem ohnehin schon arg gebrandschatzten Lande fast sechs und eine halbe Million Gulden.

Im Jahre 1709 fand die erste, 1717 die zweite schwäbische Massenauswanderung nach Amerika statt; von jetzt ab blieb sie während des ganzen Jahrhunderts im Gange. 1757 wanderten wieder 6000 Würtemberger auf ein Mal nach Amerika aus, andere gingen nach Rußland, sogar nach dem Banat und Spanien. In unseren Quellen werden sie nicht von den Pfälzern gesondert; allein ihrer Zahl nach müssen sie namentlich in Pennsylvanien ebenso zahlreich, wenn nicht zahlreicher als diese gewesen sein, wie das in den deutschen pennsylvanischen Distrikten heute noch das Ueberwiegen des schwäbischen Dialektes über den pfälzischen beweist.

Etwas besser oder vielmehr etwas weniger schlecht als in der Pfalz und in Würtemberg ist es in Baden, welches gleichfalls ein nicht unbedeutendes Kontingent zur Auswanderung stellt. Einer dieser süddeutschen Landesväter gleicht aufs Haar dem andern, ihr Original sitzt in Paris; höchstens legt der eine auf diese, der andere auf jene Seite des bewunderten Vorbildes mehr Gewicht und pflegt sie vor allen anderen. Der letzte dieser Nachahmer Ludwigs in Baden, Markgraf Karl III. Wilhelm, der bekannte Erbauer von Karlsruhe (1709—1738), führt zwar mit seinen 160 „Gartenmägdlein" eine Serailwirthschaft, wie sie das an Verirrungen dieser Art so reiche achtzehnte Jahrhundert selbst in Paris und Versailles nicht mehr aufweist, indessen ist er bei aller Verschwendung doch ein thätiger, auf Förderung des Wohlstandes bedachter Fürst, der sich die Eröffnung neuer Hilfsquellen angelegen sein läßt. Erst gegen die Mitte des Jahrhunderts, unter dem verdienten Karl Friedrich hebt

Baden sich wieder. Gleichwohl war seine Auswanderung in Folge der durch frühere Regierungen geschaffenen Zerrüttung noch stark genug, um ganze Bezirke im Staate New=York — das jetzige Bad Sharon Springs hieß ursprünglich Neu=Durlach – und Pennsylvanien zu bevölkern.

Also noch einmal: je mehr sich die Großen dem deutschen Wesen entfremden, je fester sich die Französelei an den deutschen Höfen einnistet, desto mehr sucht der gedrückte deutsche Bürger und Bauer sein Heil in der Flucht aus der Heimath und richtet seinen scheuen Blick in die Ferne übers Weltmeer, um nicht mehr bloß auszudrückender Schwamm zu sein, den die nach französischem Muster eingerichteten fürstlichen Kanzleien mit ihren Reskripten und Ordonnanzen, ungemessenen Diensten, Akzisen, Regieen und Militärpflicht bis auf den letzten Tropfen ausspreßten. Auch von den landesherrlichem Patriarchalismus, wie er bis gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts bestand, ließ sich der deutsche Unterthan viel, nur zu viel gefallen. Das System war vielleicht roher und gröber in seinen Formen, aber es war nicht so herzlos, stand nicht in so schroffem Gegensatz zu den alten deutschen Anschauungen und Ueberlieferungen und ließ der Eigenart wenigstens einige persönliche Freiheit und einigen Ellbogenraum. Aber der in alle alten Verhältnisse gewaltsam eingreifende, die frühere Behaglichkeit und Gemüthlichkeit des Daseins revolutionirende französische Absolutismus reglementirte und uniformirte den ganzen Menschen bis in den häuslichen Kreis hinein, kontrollirte seine Gedanken und jede seiner Handlungen, entwürdigte ihn zu einer bloßen Maschine, erniedrigte ihn zu einer nichts sagenden Ziffer. Das wurde selbst dem so geduldigen deutschen Bürger und Bauer zu viel. Vor fast zwei Jahrhunderten hatten seine Vorfahren gegen die geistige Despotie des Romanismus revolutionirt und der Welt die Reformation geschenkt; jetzt waren die Enkel zu erschöpft, zu schwach, sich siegreich gegen die politischen Eingriffe desselben Feindes zu erheben. Der deutsche hohe und niedere Adel verbündete sich mit demselben und wurde durch dieses unnatürliche Bündniß der schlimmste Feind seines eigenen Volkes; die niederen und Mittelklassen unterwarfen sich nach und nach dem neuen System oder zogen sich in ihre innere Gefühls= und Gedankenwelt zurück und legten, von ihr ausgehend, den ersten Grund zur geistigen Wiedergeburt ihres Vaterlandes; von den Bauern und kleinen Bürgern endlich wanderten zahlreiche, und wahrlich nicht die faulsten und schlechtesten Bruchtheile aus.

Dieser Aderlaß machte sich um so empfindlicher geltend, als Deutsch=

land durch den Krieg um wenigstens ein halbes Jahrtausend in seiner Entwicklung zurückgeschleudert war, und als ihm vor allem die Sammlung und Zusammenraffung seiner Kräfte Noth gethan hätte. Zivilisirte Gemeinwesen schreiten nur dann fort, wenn der in ihnen sich bildende und mehrende Ueberschuß an Arbeitskräften sich höheren Aufgaben als der Sorge um das tägliche Brod, um die Selbsterhaltung zuwendet. Nun aber wird, ehe die Wunden des Krieges vernarbt sind, ehe die Grundlage des Lebens wieder sicher gestellt, geschweige denn ein Ueberfluß an Nahrungsmitteln geschaffen ist, ein werthvoller, wenn nicht der werthvollste Theil der nationalen Arbeitskraft — der Landbauer und Ackerbürger — durch die Auswanderung seinem natürlichen Berufe entfremdet, seinen alten Bahnen entzogen. In Folge dessen hat Deutschland fortan für fast ein volles Jahrhundert keinen Ueberschuß mehr an menschlichen Arbeitskräften, und daher wird auf ökonomischem Gebiete das vorhandene Kapital angegriffen, wenn nicht aufgezehrt, während das Wenige, was neu geschaffen wird, halb und unfertig ins Dasein tritt und den nationalen Wohlstand nicht zu heben vermag.

Fünftes Kapitel.

Die erste Pfälzer Niederlassung in Neuburg am Hudson. Massenauswanderung der Pfälzer im Jahre 1709.

Der Verkehr zwischen England und der Pfalz war im ganzen siebenzehnten Jahrhundert auf Grund der Verwandtschaft der fürstlichen Familien beider Länder sehr nahe und lebhaft. Jakob I. gab bekanntlich seine Tochter Elisabeth dem Kurfürsten Friedrich V., spätern König von Böhmen, zur Gemahlin. Elisabeth war die Schwester König Karls I. und die Tante Karls II. und Jakobs II., ihr Sohn, der Kurfürst Karl Ludwig, somit der Vetter dieser beiden Könige. Als 1685 mit Karl, dem Vetter der Königin Anna, die simmern'sche-Linie der Kurfürsten ausstarb, hörten zwar die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Regenten auf; indessen trat bald ein mächtigeres Interesse, das religiöse, in den Vordergrund. England selbst war durch den Katholizismus der Stuarts bedroht. Die denselben von Frankreich gewordene Unterstützung, die Vertreibung der Hugenotten und Ludwigs XIV. Kriege gegen Holland und Deutschland verfolgten namentlich gegen Ende des Jahrhunderts, außer ihren offen ausgesprochenen politischen Zielen, zugleich die Schädigung, wenn nicht Vernichtung des Protestantismus. England verhielt sich deßhalb den Bedrückungen der pfälzer Protestanten gegenüber nicht wie sonst in spröder Abgeschlossenheit, sondern nahm, weil es hier ausnahmsweise eine Solidarität seiner Interessen mit denen des Kontinents erkannte, lebhaften Antheil an dem Schicksal der deutschen Glaubensbrüder und trat bei verschiedenen Gelegenheiten energisch zu deren Gunsten ein. So vermittelte es haupt-

sächlich die sogenannte Religions-Deklaration von 1705, wodurch, wie wir gesehen haben, die protestantischen Mächte wenigstens den gröbsten Bedrückungen der pfälzer Reformirten ein Ende machten.

Der gleichzeitig wüthende, gegen den verhaßten gemeinschaftlichen Feind gerichtete spanische Erbfolgekrieg knüpfte die bereits bestehenden Bande noch enger. Im Jahre 1707 erstreckte sich der Krieg auch auf den linksrheinischen Theil der Pfalz und nahm Landau und dessen nächste Umgebung besonders hart mit. Hunderte von Pfälzern griffen einmal wieder zum Wanderstabe, um anderwärts ihr Glück zu versuchen, und trugen ihr Elend zunächst in die großen protestantischen Städte.

Unter diesen von den Franzosen um ihre letzte Habe gebrachten und auswandernden Bewohnern von Landau befand sich auch der Pfarrer Josua von Kocherthal,[42] der für sich und mehrere Familien von ursprünglich 61 Personen im Januar 1708 den englischen Residenten Davenant in Frankfurt a. M. um Pässe und Gelder zur Reise nach England bat. Davenant fragte bei seiner Regierung um Verhaltungsmaßregeln an; diese erwiderte, es könne offen nichts für die Pfälzer geschehen, so lange nicht der Kurfürst seine Zustimmung zu ihrer Auswanderung gebe.[43] Als sie nun aber trotz der abschlägigen Antwort im März 1708 über Holland nach London kamen, waren sie zu arm, als daß sie ohne Unterstützung hätten leben können, weßhalb die Königin einen Shilling per Tag für den Unterhalt jedes Pfälzers bewilligte. Das von Oben gegebene Beispiel wirkte; es kam den armen Leuten die allseitigste Theilnahme von Hoch und Niedrig entgegen. Kocherthal beantragte bald darauf für sich und die ihm noch übrig gebliebenen 52 Begleiter Beförderung nach und Ansiedlung in einer der amerikanischen Kolonien. Die Regierung ging bereitwillig auf sein Gesuch ein. Anfangs beabsichtigte sie, die Gäste nach Jamaika oder Antigua zu schaffen. Das Handelsamt aber, dem die Sache zur Begutachtung vorgelegt war, entschied sich am 28. April 1808 wegen des den Deutschen besser zusagenden Klimas für New-York, wo man sie an der Indianergränze vortheilhaft ansiedeln oder zur Gewinnung von Schiffsharzen (naval stores) verwenden könne. Zugleich wurde vorgeschlagen, sie noch vor ihrer Abreise zu naturalisiren und auf einem königlichen Transportschiffe mit Lord Lovelace, dem neu ernannten Gouverneur von New-York, nach Amerika zu schicken, dort angekommen aber mit Werkzeugen und für das erste Jahr ihres Aufenthalts mit Lebensmitteln zu versehen. Die Kö-

nigin genehmigte unterm 22. Juni 1708 diesen Antrag und bewilligte außerdem noch für den Pfarrer Kocherthal zwanzig Pfund Sterling und 500 Acker Landes zur Dotirung der zu gründenden deutschprotestantischen Kirche, von welcher Schenkung ein Theil zur Bestreitung der ersten Unterhaltskosten des Pastors verkauft werden durfte.[44]

Die kostenfreie Naturalisation der Pfälzer fand am 25. August 1708 statt. Außer Kocherthal und seiner Familie waren es die Familien Lorenz, Schwisser, Heinrich Rennau, Andreas Volk, Michael Weigandt, Jakob Weber, Jakob Plettel, Johannes Fischer, Melchior Gülch, Isaak Türk, Peter Rose, Maria Weimar (Wittwe), Isaak Faber, Daniel Fiere und Hermann Schünemann.[45] Die Mehrzahl der im besten Alter stehenden Männer — nur einer war 52 Jahre alt, die anderen zwischen 25 und 40 — waren Weinbauern, sodann befanden sich Weber, Schmiede, Schreiner, Zimmerleute und Strumpfwirker unter ihnen.

Lord Lovelace fuhr Mitte Oktober 1708 von England ab und landete in den letzten Tagen des Jahres in New-York.[46] Er wies den Pfälzern mit dem ersten Eintritt des Frühlings die ihnen versprochenen Ländereien am rechten Ufer des Hudson an. Der eigentliche Besitztitel wurde zwar erst zehn Jahre später ausgefertigt; indessen ließen sich die Ansiedler, im ganzen noch 43, sofort dort nieder. Das Land lag zwei deutsche Meilen nördlich von den Hochlanden des Hudson und etwa zwölf deutsche Meilen von der Stadt New-York, zog sich von der Mündung des Quassaick Baches in den Fluß ausgehend, 219 Ketten (à 66 Fuß) längs desselben nach Norden hin, dehnte sich dann 100 Ketten nach Westen aus und enthielt im Ganzen 2190 Acker. Davon wurden jedem Ansiedler, Kinder eingeschlossen, 50 Acker zugetheilt, und zwar erhielt, vom Quassaick Bach an von Süden nach Norden fortschreitend, Georg Lockstädt, dessen Name unter den nach England eingewanderten Deutschen nicht vorkommt, für sich, seine Frau und drei Kinder 250 Acker, Michael Weigandt ebensoviel, Hermann Schünemann und Frau 100, Christian Hennicke 100, Josua Kocherthal 250 Acker, die zu gründende Kirche 500 Acker, Peter Rose 100 Acker, Jakob Weber 300, Johann Fischer 100 und Andreas Volk 300 Acker. Die übrig bleibenden 40 Acker wurden zu Wegen und Straßen verwandt.[47] Die Ansiedler nannten die Niederlassung Neuburg nach der gleichnamigen Stadt in der Oberpfalz; es ist das jetzige gewerbreiche und blühende Newburgh, die Hauptstadt von Orange County im Staate New-York, ein Punkt, der an landschaftlicher Schönheit mit den schönsten Orten am

Rhein und an der Donau den Vergleich aushalten kann. Die heutige Stadt steht fast ganz auf dem ehemaligen Kirchenland, von welchem gleich die Rede sein wird.

Lord Lovelace starb schon Ende Mai 1709. Er hatte die Kosten für den Unterhalt der Pfälzer aus seinen eigenen Mitteln bezahlt; erst nach Jahren erhielt seine Wittwe seine Vorlage (zwischen 400 und 500 Pfund) aus der königlichen Privatkasse zurück. Die Verlegenheit, in welche die Ansiedler durch diesen plötzlichen Todesfall geriethen, wurde noch vermehrt durch die geringe Ertragsfähigkeit des ihnen angewiesenen Bodens. Es galt zunächst, den dichten Wald auszuroden, dann war das meiste Land steinig und felsig, hatte wenig Wiesengrund und brachte jeden Falls für die nächsten Jahre keine oder nur eine geringe Ernte. Bereits am 20. Mai 1709 baten die Pfälzer den Verwaltungsrath der Kolonie um Gewährung der ihnen versprochenen Unterstützung, da sie sich ohne dieselbe auf ihrem Lande nicht zu halten vermochten; zugleich berichteten sie, daß neunzehn von ihnen sich von der lutherischen Gemeinde zurückgezogen und dem Pietismus zugewandt hätten, weßhalb dieselben auf die in Aussicht gestellten Vergünstigungen keinen Anspruch mehr machen konnten. Die Unterstützung wurde sofort, und zwar bis zum Ablauf der ursprünglich festgesetzten zwölf Monate bewilligt. Die Klage ob des Pietismus der Neunzehn machte der Verwaltungsbehörde mehr Last; sie hatte offenbar das Wort noch nie gehört und hielt Pietisten für gleichbedeutend mit Heiden oder Atheisten. Sie ließ deßhalb, um jeden Schaden vom Protestantismus abzuwenden, den Hauptpastor der new-yorker Trinity-Kirche, Vesey, und den Prediger der deutsch-reformirten Gemeinde, Dubois, an der Spitze eines Ausschusses von Dreien, van Dam, Barberie und Provost, die Anklage wegen Pietismus genau untersuchen, und erst auf deren günstigen Bericht hin auch den Pietisten die den übrigen deutschen Ansiedlern bewilligten Unterstützungen zukommen.[48]

Bei der Ungewißheit der Verhältnisse in der Kolonie entschloß sich Kocherthal, nach London zu reisen und von der Königin selbst die weiteren Mittel zum Unterhalt zu erbitten. Es scheint, daß sein vom 29. Juni 1709 datirtes Gesuch um freie Reise bewilligt wurde, denn in der nächsten Petition der „deutschen Kompagnie am Quaseck Creek und Thanskamir" vom 23. September 1709 erscheint Kocherthals Name nicht. Am 10. Oktober 1709 unterschreibt Konrad Kodweis im Namen der deutschen Kompagnie und bittet für den herannahenden

Winter wiederholt um Verabfolgung der bewilligten Hülfe, da die Kolonisten ohne dieselbe Hungers sterben würden. Der Kolonialrath bewilligte noch an demselben Tage das Gesuch.

Kocherthal kehrte im Frühjahr 1710 von England zurück. Seine Reise hatte den gewünschten Erfolg gehabt. Die Ansiedler erhielten die Materialien zum Häuserbau, sowie die erforderlichen Werkzeuge und begaben sich nunmehr rüstig an die Arbeit.[49] Gleichwohl wollte die Niederlassung nicht so recht gedeihen. Die Leute waren arm und hatten nirgends Freunde oder Verwandte, noch sonst einen Rückhalt; die ihnen für das erste Jahr bewilligte Unterstützung war bald erschöpft. Ihr Land lag auf steiniger Höhe, es fehlte an Wiesengrund, so daß ihnen das Futter für ihr Vieh im Winter mangelte. Erst 1714 wurde ihnen einiges Weideland bewilligt. Die Ansiedlung siechte dahin und gedieh so schlecht, daß erst 1713 ihre regelmäßige Vermessung vorgenommen und Ende 1718 der Besitztitel für die an der königlichen Schenkung betheiligten Familien ausgefertigt wurde. Wäre dieselbe in den Augen der Ansiedler werthvoller gewesen, so würden sie schneller auf persönliche Verleihung und Abtheilung des Landes gedrungen haben. Diese erfolgte ganz im Geiste und Buchstaben des englischen Rechts: für je 100 Acker mußte eine jährliche Erbpacht (quitrent) von 2 Shillingen und 2 Pence gezahlt werden. Die 500 Acker Kirchenland wurden gegen Entrichtung von einem Pfefferkorn (falls es verlangt wurde) dem Andreas Volk und Jakob Weber und ihren Nachfolgern in Pflege und Verwahrung gegeben, um aus deren Einkünften den Unterhalt des für die Schenkung bestimmten lutherischen Pfarrers zu bestreiten.

Kocherthal hielt sich wegen der in Neuburg herrschenden Noth, 1711—1718, meistens bei den auf dem linken Flußufer angesiedelten Landsleuten auf und kam nur ab und zu zur Predigt herüber. Er starb 1718 oder 1719; sein Nachfolger war bis 1723 Justus Falkener. Das Kirchenvermögen brachte noch nichts ein; auch der neue Pastor konnte deßhalb nicht unter seiner Gemeinde wohnen, sondern besuchte dieselbe gelegentlich von New-York aus. Auf Falkener folgte Wilhelm Christoph Berkenmeyer, der 1725 nach New-York gekommen war und sich verpflichtete, auf seinem Wege von New-York nach Albany, zwei Mal im Jahr, die Ansiedlung am Quassaick zu besuchen, wofür er den Ertrag der 500 Acker Kirchenländerei erhielt. Dieses Uebereinkommen wurde 1727 von Zacharias Hofmann und Tobias Weygandt abgeschlossen, welche auf die ursprünglichen Pfleger Volk und Weber gefolgt

waren, da diese inzwischen ihr Land verkauft und sich nach Pennsylvanien gewandt hatten. Die Mittel für den Bau einer Kirche waren noch nicht vorhanden, so daß die der Gemeinde von England geschenkte Glocke der lutherischen Kirche in New-York geliehen werden konnte. Berkenmeyer diente bis 1731; sein Nachfolger Michael Christian Knoll kam drei Mal im Jahre nach Neuburg und erhielt dreißig Scheffel Weizen für seine Mühe; außerdem war er der Pfarrer für die Gemeinden am Hackensack und am wappinger Creek. Während seiner bis 1749 fortgesetzten Amtsführung wurde eine kleine Kirche erbaut, ein rohes Blockhaus, das erst vor etwa 30 Jahren niedergerissen wurde und auf dem alten Friedhof in Liberty Street im jetzigen Newburgh stand.[50]

Inzwischen hatten sich neue Ansiedler, Engländer, Holländer und Schotten in der Nähe von Neuburg niedergelassen. Von den Deutschen zogen viele im Laufe der Jahre westwärts vom Hudson nach Pennsylvanien, wo ihre Landsleute dichter beisammen wohnten und besser gediehen. Neuer deutscher Ankömmlinge gab es nur wenige, da sie, wenn sie nach New-York kamen, meistens nach Schoharie und ins Mohawk-Thal gingen, wo ihnen größere und fruchtbarere Landstriche winkten. So verkauften zuerst Lockstedt an die Engländer Nathan Smith und William Brown, dann Christian Hennicke an William Burnet, ferner die Erben Kocherthal an James Smith und Alexander Colden, der bald einer der einflußreichsten Männer der ganzen Umgegend wurde. Je mehr sich aber die Zahl und das Ansehen der Engländer hob, desto mehr ward das deutsche Element verdrängt oder zog sich freiwillig zurück. Nicht daß es ganz ausgestorben wäre, allein es beschränkte sich in der Folge auf höchstens dreißig Familien und erhielt keinen neuen Zuwachs. Von den ursprünglichen Ansiedlern blieben Melchior Gülch (amerikanisirt in Gillis) und Michael Weygand in Neuburg und standen in hohen Ehren; ihre Kinder heiratheten in verschiedene englische Famlien, deren Nachkommen noch heute an Ort und Stelle leben.[51] Allein die Deutschen hatten keine politische und soziale Bedeutung mehr und spielten fortan in der Kolonie eine nur untergeordnete Rolle. Ihren letzten Halt und jedes Gefühl der Zusammengehörigkeit verloren sie aber, als sie von ihren englischen Mitbürgern um ihre Kirche und das dazu gehörige Land gebracht wurden.

Die Mitglieder der englischen Episkopalkirche scheinen gegen Mitte des Jahrhunderts, wenn auch nicht die Mehrheit, doch einen bedeutenden Theil der Bevölkerung von Neuburg gebildet zu haben. Die

Deutschen waren jedenfalls an Zahl schwächer und in kirchlichen Dingen gleichgültiger; auch schadete es ihnen, daß ihr Pfarrer nicht an Ort und Stelle, sondern in New-York wohnte, und daß sie überhaupt keine Führer hatten. Der leitende Geist unter den Engländern war Alexander Colden, Sohn des in der Geschichte der Kolonie hervorragenden schottischen Gelehrten und spätern Gouverneurs Cadwallader Colden. Er wohnte schon seit Jahren als Handelsmann in Neuburg und hatte bereits 1743 eine regelmäßige Fähre nach dem gegenüberliegenden Fishkitt errichtet.[52] In einer jungen Kolonie ist aber der „storekeeper", selbst wenn er persönlich nicht bedeutend sein sollte, der wichtigste Mann, denn er allein kann alle Bedürfnisse befriedigen und durch Gewährung oder Verweigerung des Kredits Regen oder Sonnenschein machen. Colden beutete die Vortheile seiner Stellung mit kluger schottischer Berechnung aus und war nicht allein den Deutschen, sondern auch allen englisch Sprechenden bedeutend überlegen. Er hatte den Ehrgeiz der Erste zu sein und ward es auch.

Als nun der letzte deutsche Kirchenpfleger, Meynders, sein Eigenthum in Neuburg verkauft und sich nach Pennsylvanien gewandt hatte, und als in Folge dessen die Wahl von zwei neuen Pflegern nöthig wurde, ließ sich Colden, nebst einem andern Episkopalen, Richard Albertson, zum Verwalter des deutsch-protestantischen Kirchenvermögens wählen. Dies geschah Ende 1747. Knoll predigte noch am Sonntag, 12. Juli, in der Kirche, ohne nur die neuen Pfleger eines Wortes zu würdigen. Als er aber am 19. Juli wiederkam, fand er das Haus voller Bewaffneter, die von beiden Ufern des Flusses herbeigeeilt waren, um den englischen Pastor Watkins zu schützen. Die deutschen Protestanten suchten die Episkopalen gewaltsam zu vertreiben, hatten indessen keinen Erfolg. So blieb dem deutschen Pfarrer nichts übrig, als an der Kirchenthür gegen das gewaltsame Verfahren zu protestiren und in einem Privathause zu predigen. Friedliche Versuche, sich wieder in den Besitz zu setzen, schlugen ebenfalls fehl; nur die Glocke wurde gerettet und in einem Sumpfe verborgen.[53] Auch eine Beschwerde, welche Knoll und die deutsch-lutherische new-yorker Gemeinde am 12. Mai und 5. Oktober 1749 an den Gouverneur Clinton um Wiedereinsetzung in ihre Rechte richteten, blieb unberücksichtigt, trotz des Nachweises, daß noch dreißig lutherische Familien auf der ursprünglichen Ansiedlung und ebenso viel in deren nächster Nähe wohnten, daß also die Angabe Coldens und seiner Freunde, wonach sich kein deutscher Protestant mehr auf

dem Gebiet der Schenkung Quassaick befinden sollte, unbegründet sei. Colden dagegen, energischer und gewandter als die Deutschen, setzte es bei seinen einflußreichen Verbindungen mit der Aristokratie und den höheren Beamten der Kolonie endlich durch, daß die 500 Acker Kirchenland am 3. März 1752 ihm und Albertson als Pflegern für die englische Kirche überwiesen wurden. Zwölf Tage später übertrug er mit Genehmigung sämmtlicher Eigenthümer der ursprünglichen Landschenkung das fragliche Kirchenland wieder an die Krone zurück, worauf diese am 26. März 1752 durch den Gouverneur Georg Clinton der neu gegründeten englischen Pfarre von Neuburg dasselbe Land von neuem verlieh und bestimmte, daß nur 200 Acker davon für den Unterhalt des der Kirche von England angehörigen Pfarrers und des Lehrers vorbehalten bleiben, während die übrigen 300 Acker in Parzellen von je einem Acker gegen eine jährliche Grundrente von fünf Shilling an Ansiedler gegeben werden sollten.[54]

So geschah es. In dem Augenblicke, als das Land etwas werth wurde, fiel es, ganz im Widerspruch gegen die königliche Absicht und in offener Verletzung des geschriebenen Buchstabens, den mächtigeren und einflußreicheren englischen Ansiedlern zu. Die fraglichen 500 Acker waren ausdrücklich nach dem Wortlaut des Freibriefes „zum Unterhalt eines deutsch-lutherischen Pfarrers" bestimmt, der sich „des Seelenheils der auf der Schenkung angesiedelten Lutheraner anzunehmen hatte." So lange dort also noch Lutheraner wohnten, und wären es ihrer nur zwei gewesen, einerlei, ob sie sich dort ursprünglich angesiedelt oder erst später niedergelassen hatten, so lange war die Anstellung eines nicht lutherischen Pastors eine schnöde Rechtsverletzung, und die Verwendung der Einkünfte des Kirchenguts zu anderen Zwecken als zum Unterhalt eines lutherischen Pastors eine freche Anmaßung. Aber gleichwohl entschied sich der Gouverneur zu Gunsten Coldens, und der Widerspruch der armen Deutschen verhallte ungehört. Es war für sie natürlich kein Trost, aber es verdient als Sühne für den an ihnen begangenen Frevel immerhin erwähnt zu werden, daß etwa fünfzig Jahre später (1806) auch die Episkopalen von Presbyterianern und anderen Sekten aus ihrem angemaßten Besitz vertrieben wurden, und daß in Folge dieses mit großer Erbitterung geführten Prozesses die Einkünfte des Kirchenlandes noch heute zu Schulzwecken verwandt werden.[55] Für die Engländer gab es wenigstens Gerichte; die armen Deutschen mußten sich der Willkür des Gouverneurs fügen.

Uebrigens sind unsere Landsleute durchaus nicht von aller Schuld freizusprechen. Politische Zerfahrenheit und Trägheit, vielleicht auch das blinde Vertrauen „auf ihr gutes Recht“ ließen sie bei dieser wie so mancher spätern Gelegenheit nicht zum vereinigten Handeln kommen. Hätten sie sich bei Zeiten energisch gerührt und die richtigen Bundesgenossen gesichert, so würden sie vielleicht nicht den Kürzeren gezogen haben; jetzt aber war ihre Niederlage mehr noch die Folge eigenen Unterlassens, als ungünstiger äußerer Verhältnisse. Nach vierzig Jahren harter Arbeit wurden sie durch Machtspruch des Gouverneurs der Kolonie eines werthvollen Besitzes, und was noch schlimmer, des einzigen geistigen Bindemittels beraubt. Denn ein solches war die Kirche für die Ansiedler. Mit der Kirche verloren sie ihre Sprache und heimische Sitten; fortan gingen sie unterschiedlos in den zahlreichen englischen Nachbarn auf. Deshalb ist von der ersten pfälzischen Kolonie in New-York auch nichts mehr als ihr Name vorhanden.

Doch kehren wir zu ihren Anfängen zurück, zum Jahre 1708, wo die ersten Pfälzer in London ankamen. Die Nachricht von ihrer guten Aufnahme in England, von der ihnen sogar Seitens der Königin erwiesenen Aufmerksamkeit und reichlich gewährten Hülfe gelangte natürlich noch übertrieben und vergrößert in die Heimath, wo Freunde und Verwandte gerade in Folge des furchtbar kalten Winters von 1708—1709 ganz außerordentlich litten. Bekanntlich gefror damals der Wein in den Fässern und der Vogel in der Luft; fast keine Rebe blieb erhalten, und der Weinbau, der Haupterwerbszweig der pfälzer Bauern, war auf Jahre hinaus zu Grunde gerichtet. Was war nun natürlicher, als daß auch die Zurückgebliebenen sich dem Elend und der Noth durch die Flucht zu entziehen suchten, daß sie in England und Amerika, von wo inzwischen auch die Kunde von der glücklichen Ankunft und Ansiedlung der vorigjährigen Auswanderer nach Hause gedrungen sein mußte, das gelobte Land erblickten, wo alle ihre heimischen Leiden ein Ende finden würden?

Zu diesen, in den deutschen Verhältnissen begründeten inneren Ursachen zur Auswanderung kam jetzt noch ein unmittelbarer Anstoß von Außen. Die Quäker hatten bereits in Pennsylvanien den Werth und die Vortheile deutscher Ansiedler kennen gelernt und ermuthigten deßhalb aus allen Kräften deren Herüberkunft. Der englische Gesandte in Holland berichtete ausdrücklich auf eine Anfrage des Ministers, daß damals ein vornehmer Quäker besonders thätig gewesen sei, deutsche Auswanderer anzuziehen, und daß derselbe sogar noch in Rotterdam

Geld und Fahrbillets unter sie vertheilt habe. Zu den Quäkern gesellten sich englische Spekulanten, welche jenen Zeitpunkt als den günstigsten erkannten, um die Pfälzer und Schwaben nach Amerika zu locken und mit ihnen die wüsten Landstrecken von Nordcarolina zu bevölkern, welche unangebaut ein todtes Kapital, ja eine Last für ihre Eigenthümer waren. So wurden denn überall in der Pfalz, Schwaben und den angränzenden Ländern Flugschriften und Bücher vertheilt, welche die anziehendsten Schilderungen von dem natürlichen Reichthum und der Schönheit jener Kolonie enthielten. Besonders machte ein Werkchen, das goldene Buch genannt, weil sein mit dem Bild der Königin gezierter Titel in Gold gedruckt war, einen gewaltigen Eindruck auf die armen Bauern; es drang in fast alle Hütten und erweckte in Tausenden den Wunsch, all der versprochenen Herrlichkeiten in Nordcarolina theilhaftig zu werden.[56] In der erhitzten Phantasie der Massen wurde dieser geschickt erzeugte Hoffnungsstrahl sofort zum Grundstein für eine bessere Zukunft; aber selbst in den Augen der ruhiger Urtheilenden war, wenn auch nur der zwanzigste Theil des verheißenen Glücks wahr sein mochte, dieses Zwanzigstel doch immer mehr, als das, was die Heimath bot, wo das Elend und die Noth dem ausgesogenen, täglich vom Feinde bedrohten Bauer auf Schritt und Tritt ins Gesicht starrte.

Die damalige englische Politik war zudem gegen fremde Protestanten äußerst liberal. Am 4. Februar 1709 brachte Montague die Bill für ihre Naturalisirung ins Parlament und setzte sie ohne erheblichen Widerspruch durch. Die Maßregel war allerdings zunächst durch die Rücksicht gegen die reichen Hugenotten und durch die Vortheile hervorgerufen, welche der König von Preußen durch die Aufnahme der französischen Reformirten seinem Lande zugewandt hatte; allein die Pfälzer erkannten darin zugleich, nicht ohne Grund, auch einen ihnen gebotenen Willkomm und zweifelten jetzt um so weniger an einer günstigen Aufnahme in England.

Genug, im Frühjahr 1709 begann eine massenhafte Auswanderung aus der Pfalz, zum Theil auch aus Schwaben, und wälzte sich den Rhein entlang nach Rotterdam, wo ihrer im Mai Tausende warteten, um nach England befördert zu werden. Aber es waren keine Schiffe da. Der englische Gesandte Dayrolle erhielt dies Mal von seiner Regierung die Weisung, alle Deutschen, welche nach England wollten, auf königliche Kosten zu verpflegen und zu befördern. Dieser Bescheid war vor allem der Verwendung des damals im Zenith seines

Ruhmes stehenden Herzogs von Marlborough zu verdanken, der am 21. Mai 1709 bei den Ministern für die Pfälzer ein gutes Wort eingelegt hatte. Die zahlreichen ungebetenen Gäste waren einige Zeit von den Bürgern Rotterdams bewirthet; diesen wurden sie aber bald zu viel, und jetzt übernahm die Königin von England die Sorge für ihren Unterhalt. Bis gegen Ende Juni dauerte das Zuströmen der Auswanderer; es waren ihrer mehr denn 10,000 in London angekommen. Die Regierung gerieth in Verlegenheit ob der zu großen Zahl; am 24. Juni 1709 ließ sie durch ihren Gesandten in Holland öffentlich bekannt machen, daß keine neuen Auswanderer mehr auf ihre Kosten befördert werden sollten; die unter ihnen befindlichen Katholiken wurden mit einem Zehrpfennig von 10 englischen Shillingen wieder in ihre Heimath befördert. Trotzdem sandte Dayrolle nach dieser Zeit noch 3000 Personen über den Kanal; andere fanden, von den Bürgern Rotterdams unterstützt, ebenfalls den Weg nach England, ja bis Mitte Oktober 1709 langten die Pfälzer, vereinzelt und in Haufen, in London an.[57]

Hören wir jetzt, was die spärlichen zeitgenössischen Quellen über diesen Exodus sagen.

„Einige es wohlmeynende, aber vielleicht nach anderer Meinnng nicht genugsam überlegende vornehme Personen in Engellandt", sagt das Theatrum Europaeum,[58] „hatten sich die Armuth vieler durch lange Kriege und schwere Abgaben ruinirten Pfälzer zu Herzen gehen und anderer Orte hinweisen lassen, daß sie in Engellandt besser versorgt werden können, wo sie sich dahin und von dannen weiter an anzuweisende Orte begeben wollten. Dieses machte einen großen Auffstand in der Pfalz und anderen angränzenden Gegenden, daß die Leute mit Hauffen Engellandt zueileten, in der Meinung, daselbst erwünschte Tage zu finden bei guter Nahrung, und fanden sich derer binnen kurzer Zeit viell Tausend auff Englischem Boden ein, daß man derselbigen im May biß in die 6520 Personen zehlte. Man hatte das Absehen gehabt, sie alle zusammen in der Provinz Kent unterzubringen und zu dem Ende den großen Wald und Thiergarten zu Coloham erhandeln wollen, der dazumahl dem Ritter Joseph Williamson zugehörte und doch zu verkaufen war, aber er wollte ihn nicht überlassen, ob ihm gleich geboten worden, was man ihn nach Landesart werth zu sein schätzte. Indessen lagen die armen Leute da und kamen ihrer mehr als ein Tausend noch hernach, biß man in Teutschland ernstlich wissen ließ, daß keine mehr angenom-

men werden sollten, wie denn auch etliche hundert Katholische wieder zurück mit einem Almosen gesandt wurden, weil man sie nach den Landesgesetzen nicht annehmen konnte. Denen Vorhandenen richtete man Hütten auff, so wurden auch etlichen Wohnplätze in Hampshire angewiesen. Es wurden zu ihrer Unterbringung und Versorgung 100 Commissaire ernennet aus allen Ständen und Würden, daß sich in ihrer Zahl Herzoge, Marggrafen, Grafen, Bischöffe, Ritter u. s. w. befanden und eine Collecte vor sie durch's ganze Königreich erlaubet, die eine große Summe ausgeworffen haben muß, weil einige Personen waren, die 500 auch wohl 1000 Thaler dazu steuerten, und ließ mittler weile die Königin täglich in die 800 Thlr. auch in die 1000 hochdeutsche Bibeln unter sie austheilen."

„Zu Anfang May 1709," erzählt Tindal in seiner Geschichte Englands,[59] „trug sich ein außerordentliches Ereigniß zu, welches viel Hin- und Herreden in England hervorrief. Es kam hier nämlich eine bedeutende Anzahl Pfälzer, Schwaben und anderer Deutschen an, meistens Protestanten, die entweder durch den Druck der Franzosen, das Unglück des Krieges oder durch die Verwüstung ihrer Heimath aus dieser vertrieben waren, so daß ihre Zahl sich Mitte Juni auf 6520 belief. Man konnte zwar nicht sicher ermitteln, aus welchen Gründen und aus welcher Absicht diese Leute ins Land gebracht worden waren; aber es steht fest, daß sie auf die Aufforderung einzelner Landsleute, die in den englischen Pflanzungen in Amerika lebten, und sich dort sehr wohl befanden, nach Holland gekommen waren, um von dort nach Amerika zu gehen, und daß der englische Gesandte im Haag, Herr d'Ayrolles, von seiner Regierung dazu angewiesen, ihnen die Schiffe zur Ueberfahrt nach England lieferte."

Nach Franks Frankfurter Meßkalender[60] von Ostern bis Herbst 1709 sind die bis Mitte Juli in London angekommenen deutschen Protestanten 6520 Personen stark gewesen. Es befanden sich darunter 1278 Männer mit Familien, 1238 verheirathete Frauen, 89 Wittwen, 384 junge Bursche, 106 mannbare Töchter, 379 Burschen über vierzehn Jahren, 374 Mädchen über vierzehn Jahren, 1363 Knaben und 1309 Mädchen je unter vierzehn Jahren. Natürlich waren sie fast alle Handwerker. So finden wir unter ihnen 1083 Ackerleute und Weingärtner, 90 Zimmerleute, 34 Bäcker, 48 Maurer, 20 Schreiner, 40 Schuster, 58 Schneider, 15 Metzger, 27 Müller, 7 Gerber, 4 Strumpfwirker, 6 Barbiere, 3 Schlosser, 13 Schmiede, 46 Leinen- und Wollen-

weber, 48 Faßbinder, 13 Radmacher, 5 Jäger, 7 Sattler, 2 Glaser, 2 Hutmacher, 8 Kalk- und Ziegelbrenner, 1 Koch, und auch die freieren Künste waren durch 10 Schulmeister, 1 Studenten und 2 Kupferstecher vertreten.

Tindal unterschätzt die Gesammtzahl der Auswanderer; die beiden anderen angeführten Quellen geben sie auch nicht vollständig an. Denn nach einem andern Bericht, welchen der zur Untersuchung der pfälzer Einwanderung eingesetzte Ausschuß am 14. August 1711 im englischen Parlament erstattete, belief sich, wie schon oben erwähnt, bereits im Juni 1709 die Zahl der in London angekommenen Pfälzer auf mehr als 10,000. Diese Angabe ist um so zuverlässiger, als sie sich ausdrücklich auf die Listen des mit der täglichen Austheilung der Rationen beauftragten Beamten Dupré stützt. Rechnet man dazu noch die später von Dayrolle beförderten 3000 Pfälzer und die verhältnißmäßig geringere Zahl derjenigen, welche auf eigne Faust nach England kamen, so erhält man eine Gesammtsumme von 13,000—14,000 Seelen.

Aber selbst in dem reichen London war es schwer, für diese so plötzlich angekommenen Massen ein Unterkommen zu finden. Die Königin nahm sich in erster Linie ihrer an; sie gab aus eigenen Mitteln täglich 160 Pfund zu ihrem Unterhalt, ließ ihnen Zelte aus dem Tower anweisen und bei Black Heath bei Greenwich ein Lager aufschlagen, welches Monate lang ein Gegenstand der Neugierde und des öffentlichen Interesses der Londoner war. Man sah sich dasselbe als eine große Merkwürdigkeit an, beschenkte oder verhöhnte die schmutzig und verwildert aussehenden Fremden und begriff nicht, warum sie so massenweise ihre Heimath verlassen hatten.

Unter den, allgemeine Aufmerksamkeit erregenden Fremden, welche zu jener Zeit London besuchten, befanden sich auch vier zu den sechs-Nationen gehörende Mohawk-Häuptlinge oder sogenannte Indianerkönige, welche der Gouverneur von New-York nach England gesandt hatte, um ihnen einen hohen Begriff von der Größe und dem Reichthum Englands zu geben. Die damaligen londoner Wochenblätter, z. B. Spectator und Tatler, berichten an verschiedenen Stellen über diese „wilden Könige" und haben uns auf diese Weise nicht allein manche heiteren Züge, sondern auch das ungewöhnliche Aufsehen geschildert, welches die Indianer unter der hauptstädtischen Bevölkerung erregten. Ein Brief im Spectator beschreibt die komische Verwunderung der Indianer über die großen Himmelbetten, als ihnen solche zum ersten Mal

angewiesen wurden, ein anderer spricht von einem nach den braunen Gästen benannten „Mohawk=Klub“, den die Wüstlinge und Bummler Londons zum edlen Zweck der Durchprügelung der Nachtwächter gebildet hatten. Kurz die Mohawks waren die Helden des Tages und natürlich viel interessanter, als die armen hungernden und frierenden Deutschen auf der Haide. Natürlich wurden auch die Indianer nicht lange vor der Abfahrt unserer Landsleute in deren Lager geführt; sie lachten laut auf, als man ihnen sagte, daß diese armen Leute aus Mangel an Land ihr Vaterland verlassen hätten, und daß sie jetzt jenseits des Ozeans in Amerika auf königlichen Ländereien angesiedelt werden sollten. Fruchtbare Aecker und schöne Wiesen wollten sie den Deutschen — sollen bei dieser Gelegenheit die Mohawks geäußert haben — von ihren Jagdgründen so viel geben, als sie nur haben wollten; ja es wird sogar hinzugefügt, daß sie ausdrücklich einen Schoharie genannten Distrikt der Königin Anna für die dort anzusiedelnden Deutschen geschenkt hätten.

Es ist übrigens nicht wahrscheinlich, daß damals ein rechtlich bindender Uebertrag stattgefunden hat, denn dazu hätte es bestimmter Förmlichkeiten und vor allem der Zustimmung des ganzen Stammes an Ort und Stelle bedurft; höchstens werden einige allgemeine Versprechungen gegeben und lose angenommen worden sein. Allein wie dem auch sein möge, die Pfälzer glaubten fest an das ihnen gemachte Geschenk und kamen später wiederholt darauf zurück; fortan schwebte vor ihrer Phantasie als Fata Morgana das ihnen als reich, schön und üppig geschilderte Land in Schoharie. Dieser Glaube begleitete sie übers Meer und ließ ihnen nicht eher Ruhe, als bis sie sich in den Besitz von Schoharie gesetzt hatten.[61]

Um jedoch ins Lager bei Greenwich zurückzukehren, so gestattete die Königin zum Besten der armen Pfälzer mildthätige Sammlungen im ganzen Königreich und ernannte zu deren Erhebung einen aus den Großwürdenträgern des Reichs bestehenden Ausschuß. Die Herzöge von Devonshire, New Castle, Somerset, Ormond, Bedford, Buckingham, der Erzbischof von Canterbury waren u. A. Mitglieder dieses Ausschusses, welcher die bedeutende Summe von £ 19,838.11,1 zusammenbrachte. Zuerst fünfhundert Familien, darunter alle Leineweber, und dann noch einmal achthundert Personen, im ganzen 3800 Seelen wurden nach Irland geschickt, um dort die Webereien und zugleich das protestantische Element zu heben, und erhielten für die ersten drei Jahre ihrer Nieder=

lassung je achttausend Pfund Unterstützung; Einzelne, namentlich junge Mädchen, fanden Unterkommen in Familien, viele junge Bursche ließen sich als Matrosen anwerben oder traten in die Armee und wurden den nach Portugal bestimmten Truppen zugetheilt. Sechshundert waren nach den Scilly-Inseln bestimmt und warteten vom Oktober bis Ende Dezember 1709 in einem dahin bestimmten Schiffe auf ihre Abfahrt, traten aber schließlich doch die Reise nicht an und wanderten ins Lager bei Black Heath zurück. Diejenigen Katholiken, welche nicht freiwillig zum Protestantismus übertraten, wurden auf Kosten der Königin nach Holland zurückgeschickt und sogar noch mit den nothwendigen Reisemitteln in die Heimath versehen. An Tausend starben im Lager; es waren aber immer noch mehrere Tausende übrig. Diesen gegenüber gerieth man endlich auf das einfachste Auskunftsmittel, welches für beide Theile von Anfang an das nächste und vortheilhafteste gewesen wäre; man bestimmte sie zur Besiedelung der amerikanischen Kolonien. So wurden etwa sechshundert nach Nordcarolina eingeschifft und mehr als dreitausend im April 1710 nach New-York geschickt.

Aber selbst mit dieser Maßregel waren die Ungelegenheiten der Regierung noch nicht erschöpft. Der gemeine Mann war ob der den Pfälzern gewährten Hülfe höchlichst entrüstet. Warum, so hieß es, schafft man soviel Tausend fremde Arme herbei, da es deren im Lande genug gibt, warum vernachlässigt man die eignen Armen zu Gunsten der Fremden, welche nur die Zahl der Dissenters vermehren und dem Protestantismus gefährlich sind? Die Stimmung wurde endlich so drohend und unangenehm, daß das Parlament durch eine Beschwerde der Bewohner der londoner Gemeinde St. Olave, wo die Pfälzer hauptsächlich untergebracht waren, gezwungen wurde, die Sache näher zu prüfen und im April 1711 folgenden Beschluß zu fassen: „daß die Einladung und Herüberschaffung der armen Pfälzer auf öffentliche Kosten eine extravagante und unvernünftige Last für das Königreich und eine schmähliche Vergeudung der öffentlichen Gelder sei, die darauf ziele, die Armen des Königreichs zu vermehren und zu unterdrücken, und daß sie von den gefährlichsten Folgen für die Verfassung in Kirche und Staat begleitet werde; daß ferner, wer immer den Rath gegeben habe, die armen Pfälzer ins Land zu bringen, ein Feind der Königin und des Reiches sei."[62]

Der letzte Theil dieses Beschlusses enthielt die ausweichende Beantwortung der dem Ausschuß vorgelegten Frage, auf wessen Einladung und Ermuthigung die Pfälzer ins Land gekommen seien? Dayrolle, der

Gesandte in Holland, hatte nämlich geschrieben, daß er sich das Herzuströmen der großen Massen nicht anders erklären könne, als daß sie von England aus zur Reise dahin ermuntert würden. Beweise vermochte er für seine Behauptung nicht beizubringen; allein der auch von andern Seiten genährte Verdacht reichte hin, das Volk in England aufzureizen und in dem ganz natürlichen Ereigniß einen tief angelegten Plan, ein auf das Verderben des armen Mannes, ja die Untergrabung des Protestantismus berechnetes Komplot zu argwöhnen. Glücklicherweise waren die Pfälzer schon vertheilt und abgereist, als das Parlament sich über die Anklage aussprach. Es scheint sogar absichtlich die Sache vier Monate lang verschleppt und auch durch Vertagung von einer Sitzung zur andern den Versuch einzelner Mitglieder vereitelt zu haben, dem Earl von Sunderland die Verantwortung für das Uebel aufzubürden, weil dieser im Namen der Königin das Handelsamt aufgefordert hatte, die besten Mittel für die Vertheilung und Verwendung der Pfälzer anzugeben. Die einzige praktische Folge dieser gegen die Aufnahme fremder Armen gerichteten Aufregung war die Aufhebung des Gesetzes, welches die Naturalisation der fremden Protestanten anordnete. Sein Widerruf erfolgte am 1. Februar 1712, gerade drei Jahre nach seiner Einbringung ins Parlament.[63] Obgleich die Pfälzer sich die Bestimmung dieses Gesetzes nicht zu Nutze gemacht hatten, so schrieb man offiziell doch ihm deren Herüberkunft zu, ja es würde, wie aus den Motiven deutlich hervorgeht, gar nicht zurückgenommen worden sein, wenn jene nicht so massenhaft nach England gezogen wären. Erlassen wurde dieses Gesetz, um die Kapitalien der französischen Protestanten im Lande zu behalten — die Hugenotten hatten damals allein eine halbe Million Pfund in der Bank von England! —, widerrufen wurde es dagegen, um in Zukunft die armen deutschen Protestanten dem Lande fern zu halten.

Uebrigens waren die Lasten, welche England aus dieser Massenauswanderung erwuchsen, keineswegs gering. Es wurden nämlich die Kosten für den Unterhalt und die Beförderung der unbequemen Gäste vom Parlamentsausschuß auf nicht weniger als £ 135,775.18 berechnet, und von dieser Summe etwa £ 100,000 wirklich bezahlt. Es befinden sich darunter folgende Posten: £ 346 für Kocherthal und seine Begleiter, erst £ 256.1,5 und dann noch einmal £ 5943.1,9 Transportkosten von Holland nach England, sowie Beköstigung in Rotterdam; der Ertrag der milden Gaben £ 19,838.11.1 und £ 45,904.11,10 für die Verpfle=

gung der Pfälzer in London und ihre Beförderung nach Irland und New-York, £ 1487.18,11 1/2 für die nach den Scilly-Inseln bestimmten, aber nicht abgegangenen Schiffe und Verpflegung, £ 24,000 königliche Bewilligung für die Ansiedler in Irland und £ 38,000 für die nach New-York gesandten Pfälzer. Von letzterer Summe wurden indessen dem Gouverneur Hunter bei seiner Abreise nur £ 8000 baar gegeben und später £ 4300.17,11 zurückbezahlt, während man die Ansiedler ihrem Schicksale überließ. Ob die £ 24,000 ganz nach Irland verabfolgt wurden, ließ sich nicht ermitteln, ist für unsern Zweck auch gleichgültig.[61]

Doch selbst die wirklich gezahlten Summen sind bedeutend, namentlich wenn man bedenkt, daß England gerade zu jener Zeit selbst einen kostspieligen Krieg führte. Kein Staat des Kontinents, mit vielleicht einziger Ausnahme Preußens, wäre damals im Stande gewesen, den Segen der Einwanderung zu begreifen und solche Opfer dafür zu bringen. Diese großmüthige Unterstützung ist deßhalb der Königin und dem englischen Volke doppelt hoch anzurechnen, zumal es zu Anfang des vorigen Jahrhunderts noch keinen Adam Smith gab, der seine Mitbürger und die ganze zivilisirte Welt über den Werth der freien Arbeit belehrte; sie ist den jämmerlichen deutschen Zuständen gegenüber doppelt rühmenswerth, weil die produktiven Kräfte des Volkes so gut wie noch nicht entwickelt waren, und weil darum nur ausnahmsweise der große Reichthum gewürdigt wurde, den ein Land durch den freiwilligen Zuwachs einiger Tausend rüstiger Arme gewinnt. Natürlich entledigte man sich der täglich lästiger werdenden Gäste wie einer schweren Bürde, packte sie, wie die Sklaven, in ein paar Schiffe und überließ sie dann ihrem Schicksale. Aber so roh und verletzend für den Einzelnen auch die Formen gewesen sein mögen, unter welchen er übers Meer geschafft wurde, die That selbst war eine humane und den Geber ehrende. Wenn aber je ein gutes Werk sich glänzend lohnte, so war es hier der Fall, denn ohne diese Pfälzer und ihre Nachkommen wäre, wie wir später sehen werden, der Triumph der englischen Kolonialpolitik über die von Frankreich angestrebte Hegemonie in Amerika wohl nicht so schnell möglich geworden.

Wir haben es hier zunächst mit den 3000 nach New-York bestimmten Pfälzern und Schwaben zu thun. Die Verhandlungen über die vortheilhafteste Art ihrer Verwendung reichen bis in den August 1709 zurück und zogen sich bis zum 7. Januar 1710 hin, wo die Königin den

endgültigen Vorschlag des Handelsamts vom 5. Dezember 1709 genehmigte.[65] Statt der anfangs als Ort der Ansiedelung ins Auge gefaßten Insel Jamaika wurde schließlich der Staat New-York und hier vor allem das im Besitz der Krone befindliche Land am Hudson und Mohawk bestimmt. Zwei Gesichtspunkte waren für diese Entscheidung vor allem maßgebend, einmal die Gewinnung von Hanf und Schiffsharzen, wie Theer, Pech und Terpentin, für deren Zufuhr die englische Marine bisher fast ausschließlich auf Norwegen und die Ostseeländer angewiesen war, dann aber die Sicherung der Gränze gegen die Einfälle der Franzosen und der mit ihnen verbündeten Indianer. Nebenbei hoffte man noch, daß die deuschen Ansiedler sich nach Art der französischen Kanadier mit den benachbarten Indianern verheirathen und durch die Verbindung mit denselben den englischen Pelzhandel auf Kosten des französischen weiter nach Norden hin ausdehnen würden: eine Hoffnung, die gründlich enttäuscht wurde, da der Deutsche sich in der Folge fast nie mit dem Indianer vermischt hat, und da er überhaupt nur ausnahmsweise im abenteuernden geschäftigen Müßiggange der französischen Pelzhändler Befriedigung findet, sich dagegen in Bebauung des eigenen Ackers am wohlsten fühlt.

Die Bedingungen für die Auswanderer waren sehr liberal. Noch vor ihrer Abreise sollten sie englische Bürger werden und in den Genuß aller Rechte der Eingebornen treten. Sodann wurden ihnen nach Rückzahlung der gemachten Vorlagen ein freies Eigenthum von vierzig Acker per Kopf, sowie der Unterhalt für wenigstens ein Jahr mit sechs Pence täglich für den Erwachsenen und vier Pence für Kinder unter 10 Jahren, also etwa 61 Thaler resp. 40 Thaler preuß. per Kopf, und endlich Werkzeuge, Eisen und Nägel für den Häuserbau mit zwei Pfund per Kopf bewilligt. Ausdrücklich aber wurde ihnen die Fabrikation von Wollenwaaren verboten, weil sie dadurch die Manufakturen des Königreichs schädigen würden.

Diese für beide Theile billigen und günstigen Bedingungen wurden aber durch verschiedene Zusätze beeinträchtigt, welche der Regierung in ihrem Interesse nothwendig erschienen, indessen am meisten zur gründlichen Vereitelung ihrer Absichten beitrugen. Ihr Mißverständniß wurzelte in der falschen Auffassung des Verhältnisses der neuen Ansiedler zu den Kolonialbehörden. Man stellte sie als ein Mittelding zwischen dem zeitweisen leibeigenen Knecht und dem willenlosen Soldaten unter die Aufsicht des Gouverneurs, theilte sie, zu je fünf Familien, in Arbeits-

gruppen ein, und setzte Aufseher über sie, welche ihnen ihr Werk anwiesen und kontrollirten.[66] Statt ihrer Kraft und Energie, statt dem Interesse ihrer Selbsterhaltung zu vertrauen, und sie vom ersten Augenblick an, wo sie den Boden Amerika's betraten, auf ihre eigenen Beine zu stellen, wähnte man durch ängstliche Bevormundung größere Vortheile aus ihnen ziehen zu können. Die englische Regierung verkannte den ersten Grundsatz einer gesunden Kolonialpolitik; sie griff in die Selbstständigkeit, die Selbstverantwortlichkeit ihrer Ansiedler ein und mußte in der Folge dafür büßen. Leider litten aber auch, wie wir seiner Zeit sehen werden, die deutschen Kolonisten länger als ein Jahrzehnt unter diesem falschen System.

Inzwischen war Mitte September 1709 der Oberst Robert Hunter an Stelle des verstorbenen Lord Lovelace zum Gouverneur von New-York ernannt worden. Er erhielt den Auftrag, die Deutschen an den Ort seiner Bestimmung mitzunehmen und am Hudson oder Mohawk anzusiedeln, und segelte im April 1710 nach New-York ab, wo er am 13. Juni landete. Die Pfälzer waren auf 10 Schiffe vertheilt, u. a. den „Lyon" und die Fregatten „Herbert" und „Berkley-Castle". Nach des Gouverneurs eigener Angabe starben auf dem erstern mehr als 470 Personen während der Reise und gleich nach der Ankunft noch 250 am Schiffsfieber, ein Beweis dafür, wie schlecht die Einrichtungen und wie dicht zusammen gedrängt die Reisenden gewesen sein müssen. Der Verlust an Menschenleben belief sich also auf nahe zwanzig Prozent. Im ganzen blieben 2227 Pfälzer in New-York übrig, so daß also der Total-Verlust, wenn im ganzen 3000 befördert wurden, 773 Seelen betrug. Konrad Weiser spricht in einer Beschwerde, welche er am 2. August 1720 dem londoner Handelsamt einreichte, zwar von 1700 Todesfällen auf 4000 Auswanderer;[67] allein trotzdem daß seine Angabe keinen Widerspruch findet, können deren nicht so viel gewesen sein, weil die Transportschiffe kaum Platz für 3000, geschweige denn für 4000 Personen boten, und weil die Regierung nicht das mindeste Interesse daran hatte, die Zahl der nach Amerika Beförderten um ein volles Viertel zu verkleinern. Alle amtlichen Quellen sprechen nur von 3000 nach New-York verschifften Deutschen.

Als diese hier ankamen, wagten die Behörden aus Furcht vor ansteckenden Krankheiten nicht, sie in die Stadt zu lassen, und brachten sie vorläufig auf der Nutten (jetzigen Gouverneurs) Insel unter. Bei der warmen Jahreszeit reichten Hütten und Zelte zu ihrem Schutze aus.

Die Stadt schickte Aerzte und Medizin hinaus; die frische Luft, die besseren Lebensmittel und der größere Raum thaten bald dem Fieber Einhalt. Gleichwohl belief sich, wie oben bemerkt, die Zahl der auf der Insel Gestorbenen auf 250; der Todtengräber Romers erhielt wenigstens für soviel Särge £ 59.6, also nicht ganz zwei Thaler preußisch für den Sarg.[68] Die Ueberlebenden wurden in sechs Kompagnien eingetheilt, deren jeder ein Hauptmann aus ihrer Mitte vorgesetzt wurde. Dieser handelte, laut Verfügung vom 12. Juli 1710, zugleich als Friedensrichter und entschied in allen vorkommenden Streitigkeiten bis zum Betrage von zwei Pfund. Die Kinder wurden in die Lehre gegeben oder als Dienstmädchen verdungen, die Jungen bis zum siebenzehnten und die Mädchen bis zum fünfzehnten Jahre.

Hunter wandte zunächst der Wahl der Niederlassung seine Aufmerksamkeit zu. Es waren ihm vom Handelsamte verschiedene Landstriche als dazu geeignet bezeichnet worden. Der eine lag am Mohawk, 50 engl. Meilen lang und 4 Meilen breit, und ein anderer an einem in den letztern mündenden Bach (Schoharie), 24 bis 30 Meilen lang. Die Mohawk-Fälle, zwischen Albany und Schenectady, hieß es, böten kein eigentliches Hinderniß dar, und auch mit den Mohawk-Indianern, welche das Eigenthum dieses Landes beanspruchten, könne man sich leicht abfinden. Sodann gehörten der Krone, etwa 100 Meilen von New-York entfernt, noch zwei größere Gebiete am Hudson, von denen das östlich vom Fluß gelegene 12 Meilen breit und 70 lang war, während das westlich gelegene 20 Meilen in der Breite und 40 Meilen in der Länge hatte.[69] Der Gouverneur wählte indessen keinen von diesen Landstrichen. Er ließ zwar schon im Juli 1710 die ihm bezeichneten Länder am Mohawk und besonders am Schoharie vermessen, auf welche letztere die Indianer keinen Anspruch hatten; allein er fand dort nur wenig oder gar keine Tannen, dabei den Boden zu fruchtbar und reich, deßhalb zu wenig zur Theer- und Harz-Bereitung geeignet, und außerdem zu weit vom Hudson entfernt. Die ihm an diesem Fluß bezeichneten Ländereien verwarf Hunter deßhalb, weil sie nur Tannen trugen und im übrigen ihm so steinig und unfruchtbar schienen, daß es unmöglich war, ihnen den Unterhalt der Ansiedler abzugewinnen. Dagegen glaubte er, die richtige Vereinigung von Tannenwald und daran stoßendem gutem Boden etwas südlicher von der bezeichneten Stelle am Hudson gefunden zu haben. Das Land gehörte dem uns im dritten Kapitel bereits bekannt gewordenen Robert Livingston, von welchem Hunter am

29. September 1710 sechstausend Acker behufs Vertheilung unter die Pfälzer für 266 engl. Pfund kaufte. Im nächsten Frühjahr erwarb er achthundert Acker daran gränzenden Landes von einem Schotten Thomas Fullerton dazu. Schräg gegenüber am rechten Ufer des Flusses lag ein kleines, eine Meile langes Stück Land von 6300 Ackern, welches noch Eigenthum der Krone war und deßhalb vom Gouverneur zur pfälzer Kolonie hinzugezogen werden konnte.[70]

In den letzten Tagen des September und im Laufe des Oktober 1710 fand die Uebersiedlung dahin statt. Die östliche Niederlassung wurde East Camp und die westliche West Camp genannt; sie liegen zu beiden Seiten des Hudson, etwa zwei Stunden südlich von Caatskill: West Camp hat seinen Namen beibehalten, während East Camp jetzt gewöhnlich Germantown heißt. East Camp enthielt vier Dörfer: Hunterstown, Queensbury, Annsberg und Haysbury mit 1178 Bewohnern am 1. Mai und 1189 im Juni 1711; West Camp hatte drei Dörfer: Elisabethtown, Georgetown und New Village mit 583, resp. 614 Einwohnern, so daß also die Gesammt-Kolonie im Mai, resp. Juni 1711 im ganzen 1761, resp. 1803 Einwohner zählte. Robert Livingston übernahm laut Vertrag vom 30. November 1710 ihre Verpflegung, und zwar die der Erwachsenen zu sechs Pence, die der Kinder zu vier Pence per Kopf.[71]

Der Rest der im Sommer 1710 in New-York übrig gebliebenen 2227 Einwanderer, zusammen 424 Personen, hatte sich in der Stadt und Umgegend zerstreut. Etwa achtzig Kinder, deren Namen sogar in unseren Quellen angegeben sind,[72] wurden als Dienstboten oder Lehrlinge in dortigen Familien untergebracht; nicht ganz 350 Erwachsene, die ebenfalls namhaft gemacht werden,[73] traten als Knechte oder Arbeiter in den Dienst der benachbarten Farmer. Der Gouverneur gab ihnen ausdrücklich Erlaubniß dazu und behielt sich nur vor, sie beim Beginn der Arbeiten einzuberufen; indessen überließ er sie in der Folge ihrem Schicksal, da diese Arbeiten nie ernstlich in Angriff genommen wurden, und da durch die Einberufung der Beurlaubten die Kosten der Kolonie nur unnöthig vergrößert worden wären.[74]

Sechstes Kapitel.

Die pfälzisch-schwäbische Zwangs-Kolonie am obern Hudson.

Die dem Gouverneur Hunter gewordene Aufgabe war keine leichte; allein wenn sie noch so leicht gewesen wäre, so würde er schwerlich der Mann gewesen sein, sie zu lösen. Nicht daß es ihm an gutem Willen, Eifer und Pflichtgefühl gefehlt hätte; aber er besaß kein Verständniß für die Fragen, die sich ihm in dem neuen, ungewohnten Wirkungskreise zur Erledigung aufdrängten. Hunter hatte sich, ein geborener Schotte, aus ärmlichen Verhältnissen durch eigene Kraft und die Verwendung mächtiger Freunde emporgeschwungen, war als Apothekerlehrling seinem Herrn entlaufen und in die Armee getreten, wo ihn Tapferkeit, männliche Schönheit und gesunder Witz auszeichneten. Er verkehrte viel in den geistreichen Kreisen der Hauptstadt, rühmte sich der Freundschaft Addisons und Swifts und heirathete eine vornehme Dame, Lady Hay, welche ihm die Wege zum Emporsteigen geebnet hatte. Hunter war nichts als Soldat und mit allen Vorurtheilen seines Standes behaftet. Er kannte nur den blinden Gehorsam und glaubte seine Pflicht am besten zu thun, wenn er die ihm anvertrauten deutschen Ansiedler nach militärischer Schablone zur Arbeit anhielt. Ohne jede Einsicht in die Bedingungen, welche den Erfolg einer Kolonie sichern, wähnte er durch rauhes Eingreifen und Kommandiren erreichen zu können, was nur das Resultat persönlicher Kraft und Anstrengung sein kann. Dabei klebte ihm der ganze Hochmuth des englischen Emporkömmlings an, der, nach oben in Unterthänigkeit ersterbend, auf seine Untergebenen mit

Verachtung herabsieht und namentlich die armen Angehörigen einer fremden Nationalität wie Parias behandelt. Im Hochgefühl seiner Würde und eingebildeten Ueberlegenheit lag ihm nichts ferner, als der Gedanke, daß er bald durchschaut und von kühl berechnenden, schlaueren Köpfen leicht ausgebeutet werden könne. So wurde er denn vom ersten Augenblick seiner Amtsführung an von Anderen grob getäuscht und mehr ein Werkzeug einiger ihm überlegenen Kolonialaristokraten, statt der Beschützer der arbeitenden Massen und Förderer der königlichen Macht.

Einer der gewissenlosesten, wenn nicht der gewissenloseste damalige vornehme New-Yorker war Robert Livingston, derselbe Mann, dem Milborn noch unter dem Galgen geflucht hatte (S. 54), ein habgieriger, nüchtern berechnender Schotte, der bei Hunters Ankunft schon länger als dreißig Jahre in der Kolonie gewesen und durch theils glückliche, theils gewissenlose Unternehmungen, namentlich als Indianeragent, sehr reich geworden war. Der bedeutende Landstrich, 16 englische Meilen lang und 24 Meilen breit, welchen er 1683 am linken Flußufer, etwa 100 Meilen nördlich von der Stadt New-York gekauft hatte, war bereits von Gouverneur Dongan zu einer Lordschaft (manor) erhoben worden. Livingston siedelte dort Leute an, welche zu arm waren, um ein Inventar zur selbstständigen Farmerei anzuschaffen, und verbesserte durch rücksichtslose Ausbeutung ihrer Arbeit sein Land. Es scheint, daß er, selbst die schmutzigsten Mittel zur Vermehrung seines Reichthums nicht scheuend, sogar mit dem berüchtigten Seeräuber Kidd im Einverständniß stand; sicher aber ist, daß er sich als Accisebeamter in Albany große Unterschleife hatte zu Schulden kommen lassen, weßhalb der Vizegouverneur Nanfan ihn im April 1702 seiner Stellung als Kolonialrath der Provinz New-York enthob und sein Vermögen mit Beschlag belegte.[75] Gleichwohl gelang es Livingston nach einigen Jahren, sich bei der Regierung in London wieder weiß zu waschen und seine Aemter und sein Vermögen wieder zu erlangen; ja er wurde, nachdem die Zeugen seiner Verbrechen gestorben oder weggezogen waren, mit jedem Tage einflußreicher und mächtiger in der Kolonie. Der neue Gouverneur Hunter hatte eine zu große angeborne Ehrfurcht vor Reichthum und äußerer Stellung, als daß er dem schlaueren Landsmann nicht sofort als willkommene Beute in die Hände gefallen wäre. Livingston bemächtigte sich des Gouverneurs in keiner andern Absicht, als um die Verpflegung der Pfälzer zu erlangen. Zu diesem Zwecke ver-

kaufte er ihm sein Land billig und erreichte von dem kurzsichtigen Hunter um so leichter, was er wollte.

„Es ist ein Unglück“ — schreibt Lord Clarendon, der von 1702—1708 als Lord Cornbury Gouverneur von New-York gewesen war, am 8. März 1711 dem Staatsminister Lord Dartmouth auf dessen Anfrage nach dem Werth der Hunter'schen Mittheilungen[76] — „es ist ein Unglück, daß Oberst Hunter in so schlimme Hände gerathen ist, denn dieser Livingston war seit Jahren in der Provinz bekannt. Früher hatte er die Verpflegung unserer Truppen in Albany und beging dabei die gröbsten Unterschleife. Dadurch verbesserte er seine Vermögensumstände bedeutend. Er hat jetzt eine Mühle und Brauerei auf seinem Lande, und wenn er die Verpflegung der Pfälzer erhalten kann, so wird er noch viel reicher. Ich bin überzeugt, daß lediglich die Aussicht auf diesen Gewinn ihn veranlaßt hat, Hunter zur Ansiedlung der Pfälzer auf dem Livingston'schen Lande zu bewegen. Es hat gar keine guten Tannen, wie Hunter meint, diese kommen vielmehr am besten am oberen Hudson und am Mohawk vor. Ich bin der Ansicht, daß, wenn Livingston die Verpflegung der Pfälzer erhält, er noch viel reicher wird, während die von ihm Verpflegten desto schlechter daran sein werden.“ Selbst Hunter fand bald aus, mit wem er sich eingelassen hatte, denn am 22. Oktober 1711 schreibt er dem General Nicholson,[77] er habe Livingston zu viel Vertrauen geschenkt, derselbe sei der selbstsüchtigste und undankbarste Mann von der Welt. Trotzdem, daß er allen Vortheil von den Pfälzern gehabt, begehe er jetzt eine Gemeinheit sonder Gleichen, wenn er in England Klagen gegen ihn, den Gouverneur, vorbringen wolle.

Schlimmer noch als dieses selbstgeschaffene Hinderniß war eine andere Schwierigkeit, welche die Lage aller Betheiligten, mit alleiniger Ausnahme Livingstons, bedeutend verschlechterte und zunächst in dem Charakter der den Pfälzern zugedachten Arbeit lag. Theer und Schiffsharze erfordern nämlich zu ihrer Gewinnung eine Vorbereitung von zwei Jahren; so lange muß der Theerbaum, nachdem er zubereitet ist, stehen, ehe Theer daraus gewonnen werden kann. So lange also mußte auch der Ansiedler noch auf Kosten der Krone leben; wenigstens £ 30,000 hatte diese noch vorzuschießen, ehe sie auf eine immerhin zweifelhafte und theilweise Rückerstattung ihrer Auslagen rechnen konnte.

Als die Pfälzer in Amerika ankamen, war die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt, als daß sie sofort zu der ihnen zugedachten Arbeit hätten verwendet werden können. Damit hatte man aber ein ganzes Jahr

verloren, der richtige Zeitpunkt zum Beginn der Theerbereitung ist das Frühjahr. Nach dem damaligen System wurde der Baum zu diesem Zwecke in vier den Himmelsgegenden entsprechende Viertel getheilt. Sobald im Frühling der Saft in die Höhe gestiegen, schälte man etwa zwei Fuß lang das nördliche Viertel da ab, wo die Sonne die geringste Kraft hat, den Terpentin herauszuziehen; im Herbst, ehe der Saft wieder abnimmt, schälte man das südliche Viertel ungefähr zwei Fuß vier Zoll; im nächsten Frühjahr, aus demselben Grunde, das östliche Viertel zwei Fuß acht Zoll, und im folgenden Herbst das übrig bleibende Viertel etwa drei Fuß, worauf dann der von Terpentin gesättigte obere Theil des Baumes abgehauen, in Stücke gespalten und behufs Zubereitung des Theers im Ofen gebrannt wurde.[78]

Trotz dieser Schwierigkeiten gab der Gouverneur den ursprünglichen Plan nicht auf, weil er und seine Unterbeamten sich die glänzendsten Resultate von seiner Ausführung versprachen, und weil sie in wenigen Jahren die ganze englische Marine mit amerikanischem Hanf und Schiffsharzen versehen zu können hofften. Ein Mann, so berechnete man, könnte leicht im Jahre 60 Faß Theer machen, also 500 Mann 30,000 Faß; nun erhalte man für das Faß acht Shillinge, oder für 30,000 Fässer £12,000. Von dieser Summe könnten die Pfälzer von 1713 an die Hälfte an die Krone für Vorlagen zurückerstatten, so daß diese innerhalb sieben Jahren für alle ihre Ausgaben gedeckt sein werde. New-York, schrieb der Regierungsaufseher Dupré am 4. Oktober 1710 nach London, müsse, sobald es erst diesen Artikel ausführe, das große Handelsemporium für sämmtliche amerikanische Kolonien werden, da es für denselben alle englischen Wollenstoffe und Luxuswaaren kaufen und einführen könne. Die politischen Vortheile, meinte Hunter, seien wo möglich noch größer, als die kaufmännischen, denn in Zukunft werde England durch seine amerikanischen Kolonien auch in diesem Artikel den Markt beherrschen und den nordischen Reichen, Norwegen, Schweden und Rußland, von wo die Schiffsharze bisher bezogen wurden, Preise und Politik vorschreiben können, da Bäume genug vorhanden seien, um ganz Europa mit Theer zu versorgen. Sogar das Handelsamt in London wurde von diesen Phantasien mit angesteckt und bevorwortete höheren Orts die Anträge Hunters auf Bewilligung eines weitern Kredits von etwa £40,000. Die Regierung ging aber nicht darauf ein, zahlte sogar, wie wir in der Folge sehen werden, nicht einmal die anfangs versprochene Unterstützung und überließ die Kolonie ihrem Schicksal.[79]

Natürlich war, als die Pfälzer im Spätherbste 1710 auf dem ihnen zugewiesenen Lande ankamen, an eine Bebauung desselben oder überhaupt an eine Verwendung der Ansiedler zur Arbeit nicht zu denken. Die Hütten, in welchen sie fortan wohnen sollten, waren bald gebaut; der Winter unterbrach aber jede weitere Arbeit. Die Jugend erhielt zwar von den Pfarrern Häger und Kocherthal den erforderlichen Schulunterricht — die ersten Bretter für das Schulhaus wurden am 11. Januar 1711 geliefert —;[80] allein wer nicht schulpflichtig war, hatte so gut wie nichts zu thun und genoß ohne jede Gegenleistung die vom Gouverneur auf Kosten der Regierung gelieferte Verpflegung. Ein größeres Unglück läßt sich für eine beginnende Kolonie kaum denken, denn hier ist der Müßigang in noch stärkerm Grade, als in geordneten Gemeinden, aller Laster Anfang, weil eben die Arbeit zu einem höheren moralischen Faktor wird. Sie vermittelt nicht nur am leichtesten für den Ansiedler den Uebergang aus den gewohnten alten Verhältnissen in die ungewohnten neuen, sie ist zugleich das reinigende Bad, in welchem er so manche falsche Anschauung von sich abstreift, sie assimilirt ihn am schnellsten dem Boden der neuen Heimath und lehrt ihn durch ihre reichen Früchte am ersten seinen eigenen Werth, seine eigene Kraft und seine hohe Bedeutung für das Gemeinwesen erkennen.

Es war überhaupt der größte Fehler, den die englische Regierung bei Gründung dieser Kolonie beging, daß sie die Pfälzer von oben herab bevormundete und als eine Art Kronbauern und zeitweise Leibeigene, nicht als freie Männer behandelte. Darin eben liegt das Geheimniß des Erfolges jeder Pflanzung, daß der Auswanderer sich auf eigene Kraft stützt, auf eigene Verantwortlichkeit hin, wenn auch auf Umwegen, sein Gedeihen sucht und endlich findet. Wie der Mensch räumlich von den Gesetzen, den Ueberlieferungen der alten Heimath getrennt ist, so will er auch im neuen Lande, nachdem er einmal den Bruch mit der Vergangenheit gewagt hat, von keinen Schranken gehemmt, von keinem Herrn befehligt und Niemandem anders als sich selbst Rechenschaft schuldig sein. Der Auswanderer tritt unerschrocken den wilden Thieren entgegen, trotzt angeschwollenen Strömen, unwegsamen Wäldern, Krankheit, Hunger und Durst, selbst den Angriffen der Wilden; aber er will keine schlechte Regierung, keine schlechte Polizei mehr ertragen, welche letztere das schlimmste Uebel einer schlechten Regierung ist.

Im großen Ganzen prägen Romanen und Germanen die Bevormundung und Autonomie des Individuums auch in ihren Kolonial-

Ansätzen und Erfolgen aus. Von den ersten spanischen Niederlassungen in Südamerika an bis herunter auf das französische Algier ist noch nie ein romanischer Pflanzstaat zur Entfaltung der ihm innewohnenden Kräfte gelangt; germanische Kolonien dagegen sind bereits Weltmächte geworden und werden es mit jedem Tage mehr. Eine Kolonie kann mit andern Worten nicht gedeihen, wenn dem Ansiedler sein Schicksal anfangs zu bequem gemacht, wenn er jeder persönlichen Verantwortlichkeit enthoben und der Gelegenheit zur Entfaltung und Erwerbung derjenigen Eigenschaften beraubt wird, welche allein ihm Erfolg und Befriedigung sichern. Eine lebensfähige Kolonie wird darum auch nur da entstehen, wo der Auswanderer mit unerbittlicher Härte auf seine eigene Kraft angewiesen ist, wo er, statt von der noch so gut gemeinten Bemutterung der heimischen Regierung oder eines neuen fremden Herrn abhängig zu sein, auf eigene Faust sich seinen eigenen Weg bahnt und Niemandem als sich selbst verantwortlich ist. Dieser Weg ist langsam, aber er ist der einzige, welcher zum heilsamen Ziele führt. Darum schadet es auch nichts, wenn fast jede neue Generation von Einwanderern dieselben Fehler, wie ihre Vorgänger macht, wenn sie einmal nicht von ihnen lernen will. Ihr ganzes Leben beruht eben nicht auf dem Wissen, sondern auf dem Willen. Sie sind Erfahrungsmenschen, die nur das erleben, was sie wirklich greifen, sehen und fühlen können. Sie wollen selbst die Schöpfer ihres eigenen Glückes sein, und wer es ihnen sogar in der besten Absicht bringen will, wird immer als ihr Feind gelten. Dieses Gefühl der Selbstverantwortlichkeit führt nur zu leicht zu schroffen und rohen Formen, aber es hebt den Einzelnen und spornt ihn zu Leistungen an, deren er in den alten Verhältnissen der Heimath oft nicht fähig gewesen wäre; es erzeugt ein fast prometheisches Selbstbewußtsein, im großen Ganzen wirkt es veredelnd und zaubert neue Ansiedlungen, neue Gemeinden, neue Städte und Staaten aus dem Boden hervor.

In unserm speziellen Fall war die pfälzer Kolonie nichts als eine unnütze Bande von Abenteurern und Strolchen, so lange der Gouverneur Hunter ihr Gesetze vorschrieb; sie wurde erst ein achtunggebietender, höchst werthvoller Zuwachs zu den bereits vorhandenen Kulturelementen und ein unschätzbarer Segen für das Mutterland, als sie sich auf ihre eigenen Beine stellte, als sie, zum äußersten getrieben, den vollen Bruch mit der Regierung wagte und eigener Kraft vertrauen lernte.

Noch stehen wir im ersten Stadium ihrer Entwicklung. Es war

nichts natürlicher, als daß Unzufriedenheit, Scheelsucht und Rauflust täglich mehr unter den Ansiedlern um sich griff, so lange sie unthätig in ihren Hütten lagen. Und ebenso natürlich war es, daß sie, um welche sich früher Niemand gekümmert hatte, sich für ganz unentbehrlich hielten und ihre eigene Bedeutung bei weitem überschätzten, gerade weil die englische Regierung sich ihrer so thatkräftig annahm. Die Verpflegung gab den ersten Anlaß zur Beschwerde. Livingston müßte nicht der Mann gewesen sein, als den wir ihn kennen gelernt haben, wenn er die armen Teufel nicht, soviel er nur konnte, betrogen und ihnen die möglichst schlechtesten Lebensmittel geliefert hätte. Welcher Art diese gewesen sein müssen, geht aus dem Bericht Johann Cast's hervor, des von Hunter bestellten Aufsehers über die Pfälzer, welcher u. a. anführt,[81] daß das Pökelfleisch so arg gesalzen gewesen, daß ein Achtel des Inhalts der Fässer aus Salz bestanden habe. Nicht viel besser war das Mehl beschaffen. Die Fässer wogen in der Regel vier bis fünf Pfund mehr als angegeben; selbstredend enthielten sie so viel Mehl weniger. Ein anderer Grund zur Unzufriedenheit war das den Ansiedlern gegebene Land und die ihnen zugewiesene Beschäftigung. Sie seien, so meinten sie, nach Amerika gekommen, um sich und ihren Kindern Land zu sichern und durch dessen Bebauung unabhängig zu werden. Mit Warten und Geduld komme man da nicht weiter; die einzelnen Antheile seien zu klein, es sei ihnen mehr Land versprochen, sie wollten nach Schoharie, welches ihnen von den Indianern geschenkt sei. Andere weigerten sich, an die Arbeit zu gehen, da überhaupt ihr Aufenthalt am Hudson nur ein vorläufiger sei. Viele nahmen die ihnen zugewiesenen Grundstücke gar nicht an, sondern suchten sich auf eigene Faust besser gelegene aus. Nachbarn geriethen miteinander über ihre Gränzen in Streit und fochten diesen mitunter mit Aexten aus. Die Handwerker waren die friedlichsten, weil sie genug Land hatten und in den benachbarten Farmern Kunden für ihre Arbeit fanden; aber die Bauern bildeten die große Mehrzahl und gaben den Ton an.

Als Hunter von diesen Vorgängen hörte, eilte er zu Anfang März 1711 in die Kolonie und stellte nothdürftig die Ordnung wieder her. Er setzte den Ansiedlern die mit einer Niederlassung am Schoharie und Mohawk verbundenen Gefahren auseinander und ließ ihnen ihren mit der Krone abgeschlossenen Vertrag deutsch vorlesen, worauf sie sich mit dessen Bestimmungen einverstanden erklärten und zu arbeiten versprachen. Eine Zeit lang ging Alles gut; Cast's Berichte lauteten während

des Monats März durchaus befriedigend.[82] Die Leute bestellten bei Beginn des Frühjahrs ihre Felder und baten bescheiden um die erforderlichen Werkzeuge, die ihnen auch verabfolgt wurden. Gleichzeitig aber berichtete der Pfarrer Kocherthal, daß seine Landsleute einen Widerwillen gegen die Theerbereitung hätten, daß sie nur zum Schein arbeiteten und bloß das nothdürftigste Werk verrichteten, weil sie immer noch hofften, in dem reichen und fruchtbaren Schoharie-Thal angesiedelt zu werden, wo jeder soviel Land haben könne, als er wolle.

Er hatte nur zu sehr Recht, denn schon Mitte Mai 1711 brach die Unzufriedenheit in hellen Flammen wieder aus. Die Pfälzer weigerten sich, weiter zu arbeiten, wollten namentlich von der Theerbereitung nichts wissen, vertrieben die mit der Auslegung der einzelnen Grundstücke beschäftigten Landvermesser und verbanden sich durch einen Eid, zu einander zu stehen und auf eigene Faust nach Schoharie zu ziehen, ja, sich nöthigen Falls mit Gewalt ihren Weg dahin zu bahnen.[83] Hunter war auf die erste Kunde von der Rebellion in der Kolonie erschienen und ließ sofort eine Kompagnie Soldaten von Albany kommen und die Orts- und Gemeindevorsteher zu sich bescheiden. Während er diesen auseinandersetzte, daß die Indianer ihren Besitztitel auf die Ländereien am Schoharie noch nicht aufgegeben, daß diese keine Tannen hätten, also zur Theerbereitung ungeeignet seien, und daß der mit der Krone abgeschlossene Vertrag die Pfälzer auf irgend einem ihnen anzuweisenden Lande zur Arbeit, namentlich zur Theerbereitung, verpflichte, während dessen erschienen plötzlich 300—400 Bewaffnete und wünschten den Gouverneur zu sprechen. Als dieser sie nach ihrem Begehren fragte, erwiderten sie, sie seien bloß gekommen, ihm ihre Hochachtung zu bezeigen; in der That aber waren sie herbeigeeilt, um die Ortsvorsteher nöthigen Falls mit Gewalt zu befreien, falls ihnen etwas zu Leide geschehen wäre. Hunter ließ sie alle in Frieden ziehen und verlangte nur für den nächsten Tag eine Antwort. Diese war aber durchaus nicht demüthig. Die Abgeordneten erklärten, alle ihre Landsleute beständen darauf, nach Schoharie überzusiedeln, sie wollten lieber das Leben lassen, als auf dem ihnen angewiesenen Lande bleiben, der ihnen vorgelesene Vertrag laute anders, als der in England abgeschlossene und gehe nur darauf aus, sie zu betrügen. Der erstere sage, daß sie erst, nachdem sie sieben Jahre auf den, jedem von ihnen bewilligten vierzig Ackern Land gelebt, der Königin ihre Vorschüsse in Theer, Hanf oder dem sonst gewonnenen Ertrag ihrer Arbeit zurückzuzahlen hätten; jetzt wollten sie

aber nicht sich neue Bedingungen aufzwingen lassen und ihr ganzes Leben lang für die Schiffsbedürfnisse der englischen Marine arbeiten. Sie verlangten also das verheißene Land. Wenn man es ihnen aber nicht geben wolle, so würden sie drei oder vier Abgeordnete an die Königin schicken und ihr alle Beschwerden vorlegen. Auch viele andere Dinge seien ihnen versprochen und nicht geliefert, neue Kleider, Werkzeuge und Hausgeräthe, endlich aber müsse Cast, der bisherige Aufseher fort, denn er habe gedroht, alle Pfälzer zu Sklaven zu machen.[84]

Entweder haben die letzteren den mit der Krone abgeschlossenen Vertrag nicht verstanden, oder er war schlecht übersetzt, denn das Original (siehe Anhang) widerspricht ihrer Auffassung und lautet ganz im Sinne des Gouverneurs.

Während dieser Verhandlungen erschien auf der andern Seite des Baches, um den Worten der Abgeordneten größern Nachdruck zu geben, ein großer bewaffneter Haufen. Hunter hatte sich aber vorgesehen, und noch siebenzig Mann Verstärkung erhalten. Er zerstreute damit die Pfälzer, fiel sofort über ihre Dörfer her und entwaffnete sie sämmtlich. Der Schreck war so groß, daß sogar die Ansiedler vom westlichen Ufer herbeieilten und ihre Flinten ablieferten. Am nächsten Tage thaten alle sieben Dörfer Abbitte, einige Aufwiegler, heißt es, sogar fußfällig, und versprachen, sich in Zukunft unbedingt den Befehlen des Gouverneurs fügen zu wollen, worauf dieser sie denn begnadigte.[85]

Fortan stellte Hunter alle Kolonisten unter den ausschließlichen Befehl speziell von ihm zu ernennender Aufseher und nahm ihnen die früher gewährte Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten, so daß sie auf derselben Stufe mit den zeitweise ihrer Freiheit beraubten Dienstboten (indented servants) standen. Am 12. Juni 1711 setzte der Gouverneur eine aus fünf Personen bestehende Behörde für die Beaufsichtigung der Pfälzer, und namentlich für die Gewinnung der Schiffsharze ein. Robert Livingston, Richard Sackett, der spezielle Aufseher der Arbeiten und Sachverständige, Johann Cast, Gottfried Wulfen, Andreas Bagge und Hermann Schünemann bildeten den ersten Aufsichtsrath. Drei von ihnen, unter welchen aber immer entweder Livingston oder Sackett anwesend sein mußte, hatten das Recht, Ungehorsam und schlechtes Betragen zu strafen und sogar körperliche Züchtigungen und Gefängniß zu verhängen. Sie stellten für jedes Dorf einen Vorsteher an, welcher die ihm von der Behörde zugekommenen Befehle vollstrecken und die Bewohner beaufsichtigen mußte. Es dienten für die östlichen Dörfer,

Hunterstown: Johann Peter Kneiskern, für Queensbury: Johann Conrad Weiser, für Annsberg: Hartmann Windecker, für Haysbury: Johann Christian Fuchs, und für die westlichen Dörfer, Elisabethtown: Johann Christoph Gerlach, Georgtown: Jakob Mauch, und New-Village: Philipp Peter Grauberger.[86]

Jetzt konnte auch die Theerbereitung methodisch in Angriff genommen werden. In verhältnißmäßig kurzer Frist war eine große Menge von Bäumen wenigstens theilweise geschält. Eine Zeit lang ging Alles gut; die große Mehrzahl arbeitete fleißig und willig. Die Küfer machten Fässer und Reifen, die Kinder sogar sammelten Tannenzapfen zum Brennen, kurz, die Aussichten für die Zukunft ließen sich viel versprechend an. Als im Sommer die Provinz New-York ihre Quote für die (später schmählich fehlgeschlagene) Expedition nach Canada stellte, wurde beschlossen, „zu den 350 Christen und 150 Indianern von Long Island noch 300 Pfälzer" hinzuzuziehen. Diese stellten sofort die gewünschte Zahl. Der oben genannte Johann Peter Kneiskern, dem wir später in Schoharie wieder begegnen werden, zog als Kapitain mit aus, und zum ersten Mal in der Geschichte der Kolonie dienten Deutsche und Indianer zusammen in demselben Regimente, dem des Obersten Schuyler. Sie erhielten nie irgend welche Bezahlung für ihre Dienste, und obgleich ihre Bereitwilligkeit und Tüchtigkeit wiederholt in unseren Quellen anerkannt wird, so ließ Gouverneur Hunter ihnen bei ihrer Rückkehr sogar ihre Waffen wieder abnehmen, aus Furcht, daß sie dieselben noch einmal gegen ihn kehren könnten. Im nächsten Winter wurde wieder eine Anzahl wehrhafter Männer unter den Pfälzern ausgehoben, um in Albany die Garnison gegen die den Ort bedrohenden Indianer und Franzosen zu verstärken. Als sie im Frühjahr heimkehrten, erhielten sie so wenig Bezahlung wie die bei der Canada-Expedition Betheiligten, obgleich dem Gouverneur die Gelder für sie angewiesen waren.[87]

Mit Ausnahme weniger einzelstehender Disziplinarfälle gaben die Pfälzer bis zum Herbst 1712 keinen Anlaß zur Klage. Sie waren gehorsam und fleißig, weil sie von einer Kompagnie Soldaten überwacht wurden. Ihr Verhältniß zum Gouverneur und den von diesen ernannten Aufsehern war freilich kaum besser, als das eines Sklaven zu seinem Herrn; sie mußten sich aber, wenn auch widerwillig, fügen, weil sie keine Waffen hatten. Wo wir einer ihrer unbeaufsichtigten Aeußerungen begegnen, athmet sie Argwohn und Haß gegen Hunter, gegen die ihnen zugetheilte Arbeit und vor allem gegen Livingston, der das ihm einge-

räumte Verpflegungsmonopol auf das schamloseste ausbeutete und die Lebensmittel so schlecht als möglich lieferte. Als Sackett eine kleine Brücke bauen ließ, um darüber die Theerfässer an die Flußseite zu schaffen, meinten die Pfälzer, sie werde verrotten, ehe sie in Gebrauch komme, da sie nicht mehr lange auf Livingston Manor bleiben würden.[88] Hunter dagegen drohte mit Gewalt. Er verstand es überhaupt gar nicht, sich an die edleren Eigenschaften des Kopfes und Herzens zu wenden und verletzte in seiner Heftigkeit häufig, wo er durch ein freundliches Wort sich die Liebe und Anhänglichkeit seiner Untergebenen hätte erwerben können. Diese waren ihm nichts als ein Regiment Arbeiter, die eben so hart wie Soldaten gehalten werden und sich jede Beleidigung gefallen lassen mußten. Daß durch eine solche Behandlung — um hier von den Ansiedlern gar nicht zu sprechen — die Interessen der Krone aufs empfindlichste verletzt werden mußten, kümmerte den Gouverneur in seiner Pedanterie durchaus nicht, da er seine Pflicht dem Buchstaben nach erfüllt hatte. Als die Pfälzer im Jahre 1711 ihre Bitte um Uebersiedlung nach Schoharie erneuerten, schlug Hunter sie mit dem Bedeuten ab, daß er in einem solchen Falle zwei neue Forts zu ihrer Bewachung bauen müsse. In den Augen der Unterdrückten stand es fest, daß der Gouverneur sie alle zu Sklaven zu machen beabsichtige, und daß der habgierige, hartherzige Livingston zu diesem Zwecke von ihm zu ihrem Oberaufseher ernannt sei. Eine unglücklichere Wahl konnte es allerdings nicht geben, denn der Mann, welcher in der Ausführung seines Lieferungsvertrages am schärfsten hätte beaufsichtigt werden sollen, spielte jetzt noch denen gegenüber, welche er betrog, den übermüthigen Herrn.

Mit der Theerbereitung ging es übrigens auf die Dauer auch nicht so gut, als Hunter anfangs erwartet hatte. Das Land erwies sich trotz seiner Lobpreisungen täglich mehr als schlecht und unfruchtbar. Die Bäume wurden nicht gut geschält, weil der Aufseher Sackett sein Geschäft nicht verstand; ihre Stämme wurden nämlich häufig verletzt und dadurch, daß die Sonne allen Terpentin herauszog, gleich nach dem ersten Jahre unbrauchbar.

Aus diesem Grunde stand der Gewinn durchaus nicht im Verhältniß zur Arbeit und zu der auf sie verwandten Zeit. Statt der in Aussicht gestellten 30,000 Fässer wurden bis zum Sommer 1712 deren aus 100,000 Bäumen nur 200 gewonnen. Es hätte der Einführung tüchtiger Lehrmeister aus Schweden und Rußland bedurft, um diesem Mangel abzuhelfen. Dazu wollte sich aber die Regierung des Mutter=

landes nicht verstehen, nachdem sie schon so viele Opfer gebracht hatte. Ja, sie bewilligte nicht einmal die anfangs in Aussicht gestellten Jahreszuschüsse, weil sie offenbar dem Urtheil Hunters nicht mehr traute. Seine anfänglichen Empfehlungen hatte er meistens später selbst wieder zurückgenommen, seine Voranschläge bewährten sich als ungenau, seine Anordnungen als unzweckmäßig. Er suchte zwar die von Lord Clarendon gegen seinen Plan und Livingstons Charakter erhobenen Einwendungen zu widerlegen; allein das Handelsamt schenkte dem frühern Gouverneur mehr Glauben und überließ fortan die Kolonie ihrem Schicksal.

Hunter hatte im ganzen £ 32,144. 17 für die Pfälzer bezahlt und darauf nur £ 10,800 zurückerhalten, so daß seine Vorlagen £ 21,344.17 betrugen.[89] Er mußte in der Folge länger als zehn Jahre kämpfen, um sie wiederzuerhalten, ja es geht aus unsern Quellen nicht einmal hervor, ob er sie überhaupt wiedererhielt. Im Jahre 1722 gab das Handelsamt dem inzwischen abberufenen Gouverneur auf, sich von den Pfälzern selbst die Quittungen über die für und an sie gemachten Zahlungen zu verschaffen. Hunter bat seine new-yorker Freunde um die Beibringung des geforderten Beweises; sie verdarben aber mit ihrer Taktlosigkeit und Rohheit den an sich leicht ausführbaren Auftrag, indem sie den Deutschen, die sich noch gar nicht geweigert hatten, dem an sie gestellten Verlangen nachzukommen, drohten, man werde sie vom Lande jagen, wenn sie nicht die ihnen vorgelegten Quittungen unterzeichneten. Die armen Leute sahen jetzt in Hunters Wunsch eine Falle; sie fürchteten, daß sie dem König Alles zurückzahlen müßten, wenn sie unterzeichneten, verweigerten deßhalb ihre Unterschrift und zogen theilweise nach Pennsylvanien, um ein für alle Mal etwaigen Chikanen zu entgehen. Wir erfahren diese Thatsache aus einem Briefe, den der Kolonial-Sekretär Clark am 27. November 1722 an den Minister Walpole richtete, worin er sich darüber beschwert, daß der übel angebrachte Eifer der Freunde Hunters die Provinz ihrer arbeitsamen und tüchtigen Gränzbevölkerung beraubt habe.

Von der obigen Summe waren mehr als £ 20,000 für Verpflegung und Gehalt in die Tasche Livingstons geflossen. Dieser war überhaupt der Einzige, welcher einen dauernden Gewinn aus der verfehlten Kolonie zog; sein Land wurde angebaut und dadurch bedeutend werthvoller, als das seiner Nachbarn, und wenn auch in der Folge die königliche Unterstützung ausblieb und ein großer Theil der Ansiedler andere Orte

aufsuchte, so blieben doch noch Hunderte zurück, die keiner fremden Hülfe mehr bedurften und durch ihre Gegenwart den Werth der benachbarten Grundstücke hoben.

Nachdem schon im Sommer 1712 die Arbeiten auf das nothdürftigste Maß eingeschränkt waren, fand Hunter zu Anfang September seinen Kredit so erschöpft, daß er dieselben ganz einstellen mußte. Es scheint, daß er damals selbst noch an den Erfolg des Unternehmens glaubte, dessen gänzliche Hoffnungslosigkeit er einige Jahre später in einem Briefe an das Handelsamt anerkannte. „Ich bin“ — schreibt er am 6. September 1712 an den Aufseher John Cast[90] — „so sehr von Schwierigkeiten aller Art umgeben, daß ich sie nicht zu bewältigen weiß, wenn meine Wechsel auf London nicht bezahlt werden. Dieser letztere Umstand würde mich übrigens nicht entmuthigen, wenn ich mit den Arbeiten fortfahren könnte, da ich von Ihrer Majestät so umfassende Befehle zur Verpflegung der Pfälzer habe, daß ich an ihrem guten Willen, mir meine Vorlagen zu erstatten, keinen Augenblick zweifle. Ich wünsche deßhalb auch nicht, daß die Ansiedler jetzt die Arbeit aufgeben, nachdem diese einen so hohen Grad der Vollendung erreicht hat. Um ihren Untergang und die Preisgebung des bisher Geleisteten abzuwenden, habe ich den folgenden Ausweg ergriffen, welchen Sie den Leuten gefälligst mittheilen und dann ausführen wollen: Sie rufen das Volk zusammen und unterrichten es vom augenblicklichen Stand meiner Angelegenheiten, bemerken ihm dann, daß ich wünsche, Jeder solle wo möglich so lange eine Stelle bei den benachbarten Farmern in New-York und New-Jersey für seinen eigenen und seiner Familie Unterhalt suchen, bis ich ihn durch eine öffentliche Ankündigung zurückrufe. Diejenigen, welche sich auf der alten Niederlassung halten können, sollen dort bleiben. Sie müssen die Leute zugleich an ihren Vertrag mit Ihrer Majestät erinnern und ihnen bemerken, daß es meine Absicht durchaus nicht ist, die Theerbereitung aufzugeben oder ihnen irgend einen Theil ihrer Verpflichtung nachzulassen. Ich hoffe deßhalb, daß sie auf die erste Aufforderung hin an die Arbeit zurückkehren, und daß sie sich nicht einbilden werden, daß irgend eine andere Provinz sie schützen werde oder könne, wenn ich ihre Auslieferung verlange. Gehen sie aber ohne Erlaubniß oder ohne Angabe ihres neuen Wohnorts, so werde ich sie als Deserteure bestrafen. Thun Sie, was Sie können, um die armen Leute zu ihrer Pflicht anzuhalten; vertheilen Sie, was Sie noch an Vorräthen haben, unter die Bedürftigen und Kranken. Ich werde die Gehorsamen durch reiche Land-

schenkungen auszeichnen. Dagegen bitte ich Gott, daß er die Widerspenstigen nicht mit der Rache treffe, welche sie in so hohem Grade verdient haben; Ihnen aber werde ich mich stets dankbar beweisen. Bis zum Frühjahr weiß ich, ob meine Wechsel bezahlt sind, und ob ich die Arbeit wieder aufnehmen kann."

In England wurde zu jener Zeit gerade der utrechter Friede vorbereitet, welcher dem spanischen Erbfolgekriege ein Ende machte. Die Kolonial-Angelegenheiten traten deßhalb noch mehr, als selbst zu gewöhnlichen Zeiten, in den Hintergrund. Hunter wurde auf die Zukunft vertröstet, wenigstens noch nicht ganz abschlägig beschieden. Er suchte sich deßhalb durch Auseinandersetzung der großen Vortheile, welche die Theerbereitung in seiner Provinz mit sich bringe, den guten Willen der heimischen Behörden zu sichern.

„Was die Pfälzer betrifft" — schrieb er u. a. am 31. October 1712 den Lords des Handels[91] — „so ist mein Vermögen und mein Kredit erschöpft. Es blieb mir deßhalb kein anderes Mittel übrig, als durch einen Brief an die Aufseher der Arbeiten dem Volke anheim zu geben, sich wo möglich im Winter auf eigene Faust auf dem ihnen angewiesenen Lande durchzuschlagen. Diejenigen, welche das nicht vermochten, wies ich an, bei den benachbarten Farmern Arbeit zu suchen und den Aufsehern ihre eigenen Namen, sowie den ihrer Arbeitgeber zu hinterlassen, damit sie auf die erste Ankündigung hin an die Arbeit zurückkehren können, zu welcher sie durch ihren Vertrag mit der Krone verpflichtet sind. Auf diese Mittheilung hin faßten einige Hundert von ihnen den Entschluß, sich in den Besitz des am Schoharie gelegenen Landes zu setzen. Sie haben von Schenectady aus mühsam einen Weg dahin gebaut und sich für ihren Unterhalt während des Winters einen Vorrath Mais verschafft oder gekauft. Es war mir unmöglich, diesen Schritt zu verhindern; er ist mir unter den gegenwärtigen Umständen sogar nicht unlieb, da jetzt die Masse der Pfälzer innerhalb der Gränzen der Provinz bleibt, so daß, wenn es Ihrer Majestät gefallen wird, die Wiederaufnahme der Arbeit zu befehlen, die in Schoharie Angesiedelten dazu verwandt werden können, die großen Kiefernwälder bei Albany auszunutzen. Sie sind dazu um so mehr verpflichtet, als sie nicht den mindesten Anspruch auf den Besitz von Land haben, wenn sie nicht den mit ihnen abgeschlossenen Vertrag erfüllen. An jener Stelle dienen sie zugleich als eine Art Gränzschutz oder wenigstens als eine Verstärkung von Albany und Schenectady. Sollte aber der Krieg fortdauern oder

durch irgend ein Unglück wieder ausbrechen, so wird es ihnen weder möglich noch sicher sein, dort zu bleiben.

„Uebrigens ist die Theerbereitung bei dem Grade von Vollkommenheit angelangt, den zu erreichen uns möglich war. Die Bäume haben ihre letzte Zurichtung erhalten, die Dauben für die Fässer sind fertig, die Lagerhäuser fast vollendet, und der Weg bis in die Kiefernwälder ist beinahe ganz ausgelegt. Herr Sackett versichert mich, daß die Bäume über alle Erwartung viel versprechen, und daß sie, wenn sie nicht länger als ein oder zwei Jahre stehen, einen desto größern Ertrag liefern werden."

In diesem Tone schrieb Hunter drei Jahre lang, jedoch ohne allen Erfolg. Im Jahre 1715 schien das Handelsamt noch einmal Lust zu haben, die unterbrochenen Arbeiten wieder aufzunehmen, aber es kam schließlich zu der Ansicht, daß es zu spät sei, und gab deßhalb die Korrespondenz über diesen Punkt ganz auf. Als sich der Gouverneur am 2. Oktober 1716 selbst zu dem Bekenntniß verstand, daß das anfangs als so vortheilhaft geschilderte Unternehmen ein verfehltes gewesen sei, ließ man es in London natürlich vollends fallen.[92]

Inzwischen war die Mehrzahl der Ansiedler auf dem ihnen bewilligten Lande oder in dessen Nähe geblieben. Erst seit sie sich selbst überlassen blieben, fingen sie an zu gedeihen. An die Stelle der Weggezogenen traten neue Einwanderer, deren Zuwachs uns zwar nicht genau bekannt ist, sich aber immerhin auf ein paar Hundert belaufen haben mag. Nach einer uns erhaltenen Aufstellung der beiden deutschen Pfarrer Johann Friedrich Häger und Josua Kocherthal betrug die Zahl der am Hudson angesiedelten pfälzer Familien im Jahre 1718, ausschließlich der Waisen und Wittwen, im ganzen 394 Familien und 1601 Personen, die sich, wie folgt, vertheilten:[93]

I. Germantown, auf der Ostseite des Flusses, in		
Hunterstown	25 Familien,	109 Personen,
Kingsbury	35 „	104 „
Annsberg	17 „	71 „
Haysbury	16 „	75 „
Rheinbeck	35 „	140 „
II. Auf der Westseite des Flusses in		
Newtown	14 „	56 „
	142 Familien,	555 Personen

Uebertrag	142	Familien,	555	Personen,
Georgetown	13	=	52	=
Elisabethtown	9	=	36	=
Kingstown	15	=	60	=
Auf Wissells angeblichem Land	7	=	28	=
Esopus	10	=	40	=
III. In New-York und Nachbarschaft	28	=	150	=
IV. In Schoharie in 7 Dörfern . . .	170	=	680	=
	394	Familien,	1601	Personen.

Diese Aufstellung hat zwar nur geringen Anspruch auf statistische Genauigkeit; erklären doch ihre Verfasser selbst sie bloß für annähernd richtig und unterschätzen augenscheinlich die Zahl der Familienmitglieder, da deutsche Eltern überhaupt, und namentlich Auswanderer, für welche das Glück der Kinder meistens den Beweggrund der Auswanderung bildet, in der Regel mehr als zwei Kinder haben. Indessen sind ihre Angaben, selbst abgesehen davon, daß sie auch die Niederlassung in Neuburg nicht einmal nennen, doch dadurch für uns interessant, daß sie uns außer den bereits bekannten Ansiedlungen einige neue nachweisen, welche in der Folge ebenso bedeutend wurden, als die zuerst von den Deutschen bewohnten. Dahin gehört vor allem am linken Flußufer das fünfzehn englische Meilen südlich von Germantown im jetzigen Dutcheß County gelegene Rheinbeck, welches erst im Laufe der Zeit in Rhinebeck umgetauft wurde und bis zum Anfang dieses Jahrhunderts eine vorzugsweise deutsche Niederlassung blieb, am rechten Ufer des Hudson aber das Rhinebeck gegenüber liegende Kingstown und Esopus, wo sich das deutsche Element sehr bald mit dem älter angesiedelten und zahlreicheren holländischen vermischte und deßhalb seine Selbstständigkeit schnell verlor. Gleich an Esopus schloß sich New-Palz an, das zwar von Kocherthal und Häger unter den deutschen Dörfern nicht mit angeführt wird, jedoch viele deutsche Kolonisten enthielt, die schon Ende des siebenzehnten Jahrhunderts mit den französischen Hugenotten dahin gekommen waren. Diese hatten die Niederlassung zu Ehren der Pfalz, wo ihnen unter Kurfürst Karl Ludwig freundliche Aufnahme und Hülfe geworden war, New-Palz (Neu-Pfalz) genannt. Es wird ausdrücklich erwähnt, daß sich viele Pfälzer unter ihnen befanden, allein über ihre Zahl ist nichts Näheres bekannt. So finden wir also im Jahre 1718 die Deutschen zu beiden Seiten des Hudson von Neuburg bis Schoharie, und von Rheinbeck bis

Germantown angesiedelt. Wir greifen aber gewiß nicht zu hoch, wenn wir ihre Gesammtheit auf wenigstens 2000—2500 Seelen schätzen.

Die ursprüngliche Niederlassung von 6000 Ackern, welche Hunter 1710 von Livingston gekauft hatte, ging erst 1724 in den Privatbesitz der Pfälzer über. Drei von ihnen, Jakob Scherb, Christoph Hagedorn und Jakob Schumacher, baten am 13. Juni 1724 Hunters Nachfolger, den Gouverneur Burnet, um die Ausfertigung des Besitztitels des betreffenden Landes für sich und ihre Landsleute.[94] Der Obervermesser Cadwallader Colden, den wir bereits im vorigen Kapitel kennen gelernt haben, berichtete am 26. August 1724, daß 63 Familien Willens seien, auf dem Lande zu bleiben, während 10 es zu verlassen im Begriff ständen. Von den 91 Familien, welche die Aufstellung Kocherthals und Hägers im Jahre 1718 als dort seßhaft aufführt, waren demnach nur 18 in der Zwischenzeit weggezogen. Colden schlug vor, dem Wunsche der Pfälzer zu entsprechen und, diesen die Vertheilung unter einander überlassend, das ganze Land den genannten Scherb, Johannes Heiner, Johann Kollmann und Christoph Hagedorn als Vertrauensmännern zur Parzellirung unter ihre Landsleute zu übertragen. Auf Grund dieser vom Kolonialrath unterstützten Empfehlung unterzeichnete der Gouverneur im Jahre 1725 das betreffende Patent, wodurch jeder Ansiedler im Besitz des von ihm bebauten Grundstücks bestätigt wurde und an dem nicht bebauten Lande einen gleichen Antheil erhielt. Für die Kirche wurde ein Grundstück von vierzig Ackern zurückbehalten. Die Erbpacht war rein nominell und stand im Einklang mit den in England gebräuchlichen Bestimmungen.

Unter den 63 Familien, die auf dem Lande blieben, finden wir außer den Obengenannten u. a. die Namen Stoppelbein, Lauer (später amerikanisirt in Lawyer), Schenk, Hamm, Kißler, Schmidt, Hoffmann, Mann, Salbach, Dietrich, Mühler, Rauch, Hanbuch, Buck, Winder, Schenkel, Schanz, Schöffler, Klein und Bartels. Unter denen, welche nicht bleiben wollten, kommen u. a. folgende Namen vor: Nicolaus Schmidt, Heinrich Schneider, Peter Heuser, Hans Wernershöfer, Conrad Wist und Adolf Dirk.[95]

Die Nachkommen dieser ersten Ansiedler wohnen noch immer auf der ihnen ursprünglich bewilligten Scholle; nur ist es mitunter schwer, ihre deutsche Abstammung aus ihren seitdem amerikanisirten Namen zu erkennen. Es ist uns aus den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Liste der Bewohner von Germantown erhalten, welche u. a. von

folgenden Personen unterschrieben ist: Coon (Kuhn), Coons (Kuntz), Cryslar (Kreisler), Salbagh (Salbach), Snyder (Schneider), Kleyne oder Clyne (Klein), Shutts (Schütz), Shoemaker (Schuhmacher), Smith (Schmidt), Freats (Fritz), Shufelt (Schufeld), Meighley (Michle), Younghance (Junghans), Wagenaer (Wagener). Bei anderen läßt sich der Nachweis der Identität weniger genau aus der Alliteration oder Uebersetzung sichern; die gleiche Verunstaltung deutscher Namen kommt übrigens in allen Ansiedlungen unserer Landsleute und zu allen Zeiten vor.

Von jetzt an wird selten mehr die Ankunft deutscher Einwanderer in New-York verzeichnet: der beste Beweis dafür, daß sie häufiger kamen, und daß ihre Erscheinung nichts Ungewöhnliches mehr war. Der letzten offiziellen Erwähnung eines im new-yorker Hafen angekommenen Schiffes mit Pfälzern begegnen wir im Oktober 1722, wo der Gouverneur dieselben auf dem damaligen Nutten- (jetzigen Governors) Island zu untersuchen und nöthigen Falls unterzubringen befahl, damit die Stadt nicht von ansteckenden Krankheiten heimgesucht würde. Da aber der Gesundheitszustand der Einwanderer ein befriedigender war, so wurde ihnen aufgegeben, ihre Kisten, Koffer und Kleider sechs Stunden lang auf der Insel zu lüften, worauf man sie in die Stadt ließ.[96]

Der größere Theil dieser Einwanderung scheint sich den am Hudson angesiedelten Landsleuten angeschlossen zu haben, denn ohne das Herzuströmen neuer Ankömmlinge würde die dortige Bevölkerung, namentlich von der Mitte der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts an, nicht so bald an Wohlstand und Zahl zugenommen haben, vor allem aber nicht im Stande gewesen sein, so schnell nach Norden und Süden vorzurücken. Namentlich fassen die Deutschen von jetzt an südlich von Germantown und Clermont festen Fuß und bebauen den nördlichen Theil des heutigen Bezirkes Dutcheß. Um die älteren Niederlassungen herum war das Land in festen Händen und zu theuer, während es, einige Stunden davon entfernt, noch sehr billig zu haben war. So entstanden denn ganz natürlich auf dem der beckman'schen und schuyler'schen Familie gehörigen Eigenthum, in der Gegend des heutigen Tivoli und Barrytown, verschiedene deutsche Ansiedlungen, die sich, ziemlich zu gleicher Zeit, bis nach Rhinebeck herunterzogen und schon früh nach diesem Orte genannt wurden.

Rhinebeck, dessen Name schon seinen deutschen Ursprung anzeigt, liegt etwa fünfzehn englische Meilen südlich von Germantown und kaum eine halbe Stunde vom Hudson. Es bildet eine nicht unbedeutende Gemeinde,

die sich ungefähr acht englische Meilen den Hudson entlang zieht und ebenso tief ins Innere erstreckt. Das sie in der Mitte durchschneidende, von Norden nach Süden laufende Flüßchen heißt der Landmanns-Bach. Unter den ersten Ansiedlern finden sich die Namen Hähner, Schufeld, Hagedorn, Wiederwachs, Staats, Berner, Wolldorf, Traub, Zipperle, Kipp, Schmidt, Pink, Bachmann und Elsässer. Sie sind theilweise schon vor 1718, theilweise unmittelbar darauf gekommen, denn bereits 1727 wird die erste deutsch-lutherische Kirche in dem Dorfe Rheinbeck erbaut, welche 1742 einem bessern, noch heute benutzten Gebäude Platz machte. Die erste Taufe, deren Eintrag noch erhalten ist, wurde am 3. April 1738 an Katharine Wolldorf vollzogen. Vom Jahre 1746 an war die Gemeinde im Stande, ihren eigenen Pfarrer zu besolden; das erste Ehepaar, welches er am 31. Juli 1746 traute, waren Adam Schäfer und Maria Schott.[97] Ungefähr zu derselben Zeit vermehrten sich auch die deutschen Ansiedlungen auf dem gegenüberliegenden Ufer des Hudson, in Rondout, Kingston, New-Palz und überhaupt im Bezirke Ulster; sie erhielten aber wenig direkten Zuwachs, weil der einzige Weg dahin über Rheinbeck führte. Ihre Bewohner aber vermischten sich und verschwanden allmälig unter den dort älter angesiedelten Holländern.

Fortan aber bildeten Germantown und Rheinbeck einen mächtigen Anziehungspunkt für die deutschen Einwanderer und eine Haltestelle für diejenigen von ihnen, welche weiter nach Norden und Westen zogen. Die Verbindung zwischen den älteren Kolonien am Hudson und den jüngeren am Schoharie und Mohawk wurde durch verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen, sowie durch die Gemeinsamkeit des religiösen Bekenntnisses und Bedürfnisses begründet und fast das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch aufrecht erhalten. Im Jahre 1760 übersiedelte, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, ein Theil der jüngeren Bewohner von Rheinbeck nach dem Schoharie-Thal und gründete Neu-Rheinbeck. Auch ins Mohawk-Thal schoben Germantown und Rheinbeck ihre Vorposten und schickten fast jährlich Verstärkungen nach. Das kühne und schnelle Vorrücken der tapferen Pioniere am Mohawk wäre ohne den kräftigen Rückhalt, den die Ansiedlungen am Hudson ihnen boten, nicht wohl möglich gewesen.

Siebentes Kapitel.

Flucht der Deutschen nach und Ansiedlung in Schoharie. Die beiden Weiser, Vater und Sohn. Besiedlung des Schoharie-Thals.

Schoharie, wohin wir uns nunmehr wenden, ist der Name eines Flusses, eines Bezirks (County), einer Gemeinde und eines Fleckens im Staate New-York. Jener entspringt an den südwestlichen Ausläufen der Catskill Berge und zwölf engl. Meilen westlich vom Hudson, fließt zuerst nordwestlich, dann aber nördlich und ziemlich parallel mit dem Hudson, bis er sich bei Fort Hunter in den Mohawk, dessen bedeutendsten Nebenfluß, ergießt. Seine ganze Länge beträgt kaum mehr als 80 engl. Meilen; das von ihm durchströmte Thal mit seinem reichen, fetten Boden ist aber eines der fruchtbarsten in den Vereinigten Staaten. Der Bezirk wird nach dem Flusse genannt, der ihn durchströmt, und hat eine Größe von kaum 30 deutschen Quadratmeilen (genauer 641 engl. Quadratmeilen). Er wurde Ende des vorigen Jahrhunderts aus Theilen der beiden Bezirke Albany und Otsego gebildet und ist ungefähr 150 engl. Meilen nördlich von der Stadt New-York entfernt. Seine gegenwärtige Einwohnerzahl beläuft sich auf etwas mehr als 33,000 Seelen. Der Bezirksitz und die Gemeinde, zu welcher er gehört, heißen auch Schoharie und liegen etwa dreißig engl. Meilen westlich von Albany.[98]

Wir haben im vorigen Kapitel aus Hunters Brief an das Handelsamt ersehen, daß verschiedene Pfälzer, der Unthätigkeit am Hudson müde, sich endlich auf eigene Faust nach Schoharie aufmachten und mit großer Mühe von Schenectady einen Weg dahin bauten. Hören wir jetzt, was die dahin Uebersiedelnden selbst über diesen Schritt sagen; ihre Dar=

stellung ist uns in der im August 1722 der Krone eingereichten Beschwerdeschrift vollständig erhalten. Nachdem sie die plötzliche Mittheilung des Gouverneurs, daß er fortan nicht mehr für sie sorgen könne, und daß jeder von ihnen so gut als möglich fertig zu werden suchen müsse, erwähnt haben, fahren sie wörtlich also fort:

„Das war gegen Ende des Jahres (1712), und der Winter, der hier zu Lande sehr streng ist, stand vor der Thür. Lebensmittel waren nicht zu haben, und an Kleidern zur Bedeckung der ärgsten Blößen herrschte auch Mangel. Diese Nachricht verursachte eine erschreckliche Bestürzung unter den Ansiedlern, und besonders von Weibern und Kindern ertönten die schmerzbewegtesten und jämmerlichsten Rufe und Verwünschungen, die vielleicht je von armen Leuten ausgestoßen sind. So wurden wir endlich gegen unsern Willen in die harte Nothwendigkeit versetzt, Schutz bei den Indianern zu suchen. Diese hatten schon früher der verstorbenen Königin Anna einen Strich Landes, Schoharie genannt, zur Vertheilung an uns geschenkt; alle Bitten an Hunter, dort angesiedelt zu werden, waren von diesem aber abschlägig beschieden worden. Obgleich es den Pfälzern gehöre, so könne er sie doch nicht dahin ziehen lassen, weil er sonst zu viel Garnisonen haben müsse. Jetzt wurden endlich einige Führer an die Indianer gesandt, denen sie das ganze Elend ihrer Lage schilderten. Vom Gouverneur im Stich gelassen und ohne Mittel anderswo zu leben, baten sie ihre indianischen Freunde um die Erlaubniß, sich in Schoharie niederlassen zu dürfen. Diese nahmen sie freundlich auf und gewährten ihre Bitte mit der Bemerkung, daß sie das Land längst der Königin Anna ausdrücklich zur Besiedelung durch die Pfälzer geschenkt hätten. Daran solle diese jetzt Niemand mehr hindern, und sie, die Indianer, wollten ihnen nach Kräften beistehen. Als die ausgesandten Führer mit dieser frohen Botschaft zurückkehrten, belebte sich der Muth der Ansiedler von neuem. Sie ergriffen freudig die ihnen gebotene Gelegenheit, und in weniger als zwei Wochen bahnten sie, trotz Hunger und Noth, einen fünfzehn Meilen langen Weg durch den Wald. Zunächst sandten sie fünfzig Familien nach Schoharie, wo sie sofort nach ihrer Ankunft die Botschaft des Gouverneurs ereilte, daß sie sich dort nicht niederlassen dürften, und daß, wer gegen seine Befehle handle, als Rebell behandelt werden solle. Diese Worte klangen wie Donner in ihren Ohren. Da die Pfälzer aber die Gründe für und wider sorgfältig erwogen hatten, und da sie die Unmöglichkeit einsahen, irgend wo anders ihr Leben zu fristen, so beschlossen sie, um nicht Hunger

zu sterben, sich lieber des Gouverneurs Unwillen auszusetzen und zu bleiben, statt zurückzukehren. Im März des Jahres 1713 kam der Rest nach. Der Schnee lag drei Fuß tief, die Reisenden hatten mit Hunger und Kälte zu kämpfen, aber nach einer vierzehntägigen Reise gelangten sie endlich in das Land der Verheißung, nach Schoharie. Die Zahl der Deutschen, die sich dort niederließ, war zu groß, als daß das ihnen von den Indianern bewilligte Land zum Unterhalt ihrer Weiber und Kinder ausgereicht hätte. Einzelne Bürger von Albany versuchten das benachbarte Land anzukaufen und auf diese Weise die Pfälzer einzuengen. Diese aber erhielten von den Indianern den Vorzug und kauften das umliegende Land von Schoharie für 300 Dollars. Kaum aber hatte Gouverneur Hunter Kunde von dem Einverständniß der Indianer und Deutschen erhalten, als er durch einen gewissen Adam Vrooman jene zu bestimmen suchte, den bereits abgeschlossenen Vertrag zu brechen. Das Elend, welches diese armen und fast ausgehungerten Menschen bei der ersten Besiedelung von Schoharie ausstanden, ist kaum glaublich, und hätten die Indianer in ihrer Barmherzigkeit ihnen nicht die Plätze gezeigt, wo sie einige eßbare Kräuter und Wurzeln finden konnten, so würden sie sammt und sonders verhungert sein. Was Gott im Zorn zu Adam sagte: „Du sollst die Gräser des Feldes essen", das ward in Gnade an ihnen erfüllt."

So weit die Klage der ersten Ansiedler.

Der indianische Fuß- und Waldpfad, welchen Johann Christian Fuchs, Hartmann Windecker, Joh. Peter Kneiskern, Joh. Christian Gerlach, Hans Georg Schmidt, Joh. Konrad Weiser und Johannes Lauer, die sieben Abgeordneten der Pfälzer, zogen,[100] führt von Schenectady, das neunzehn englische Meilen von Schoharie entfernt ist, in südwestlicher Richtung zuerst in die Niederung nach dem jetzigen Duanesburg, steigt dann allmälig wieder auf bis nach der jetzigen Dorfschaft Quakerstreet, läuft von dort nach Bartonhill, indem er den Lousecreek nahe seiner Quelle schneidet, und mündet oben auf dem Berge, nicht weit von dem Punkte, wo jetzt die Farm des alten Schneider, Yankee Pitt genannt, liegt. Die Felsen fallen hier ziemlich schroff ab. Die Indianer hatten ihren Pfad, um ihn geheim zu halten, mit Baumlaub und Steinen verdeckt. Gerade da, wo er an den Bergabhang tritt, eröffnet er die Aussicht in das Thal zu dessen Füßen. Es ist ein wahrer Garten, und der Wanderer, welcher es zum ersten Male betritt, ist noch heute ebenso von dessen einfacher Schönheit entzückt, wie die ersten Pfäl-

zer, denen die indianischen Führer diesen herrlichen Strich Erde als ihren künftigen Wohnplatz anwiesen. Das Thal dehnt sich hier nach zwei Seiten hin aus, oder es sind vielmehr zwei Thäler, das des Schoharie und das des Fuchsbaches, die sich vor dem Beschauer ausbreiten. Gerade vor ihm liegt das oft eine Stunde, oft nur halb so breite Schoharie-Thal, welches von den Table Rocks an bis aufwärts nach Middleburg in die Augen springt. Nach Nordwesten hin steigt es steil auf und macht mit seinen schroffen Basalten oft den Eindruck einer Festung. Schöne Wälder bedecken die Höhen, in der Tiefe fließt der Schoharie, dessen Niederungen mit ihrem fetten und schweren Humus das fruchtbarste Ackerland bilden, und dessen rechtes Ufer sanft aufsteigt. Wo sich jetzt Feld an Feld reiht, stand damals natürlich dichter Wald, der nur am Flusse selbst von einigen Wiesen unterbrochen wurde. Die höchste Höhe der Berge mag 800—1000 Fuß betragen; im Durchschnitt sind sie etwa 600 Fuß hoch. Zur Rechten nach Westen hin erblickt man nur den Eingang zum Thal, welches durch die Vereinigung des Cobelskill mit dem Schoharie gebildet wird. Das klare Wasser schimmert durch die Zweige, und was damals Wald war, ist jetzt Wiesen- und Saatfeld. Zur Linken aber nach Osten hin breitet sich das Fuchsthal in seiner ganzen Pracht und Schönheit bis nach Galluppville hin aus; weiter ostwärts wird es durch die Helleberge und nach Süden durch den Rundkopf begränzt. Sein Charakter ist idyllische Ruhe und friedliches Behagen. Auf den Matten jenseits des Baches lagert ein Schmelz und Duft, der an die rheinpfälzische Hardt und den Taunus erinnert. Der Blick folgt den Windungen des Baches, bis dieser gerade zu den Füßen des Beschauers in den Schoharie fällt und verliert sich dann, gesättigt und erfreut von so viel Schönheit und Fülle, in den blauen Bergen, welche den Horizont im Südwesten begränzen und das Flußgebiet des Susquehannah, den Schauplatz der cooperschen Indianer-Romantik, bezeichnen.

Wohl selten ist deutschen Ansiedlern ein so herrlicher und fruchtbarer Landstrich wie das Schoharie-Thal zugefallen, und wohl war dieses der höchsten Anstrengung und selbst langjähriger Kämpfe werth. Die ursprüngliche Niederlassung begann am kleinen Schoharie, der etwas südlich vom heutigen Middleburg in den großen Schoharie fällt, und zog sich dann nördlich bis zur Mündung des Fox Creek und Cobelskill in den Schoharie; ihr Flächeninhalt mochte sich im ganzen auf 20,000 Acker belaufen. Hier bauten die Pfälzer zu beiden Seiten des Flusses

sieben nach ihren Führern benannte Dörfer, welche nach süddeutscher Art eine einzige Straße hatten. Weisersdorf war das südlichste und lag, aus einigen vierzig kleinen Hütten bestehend, da, wo jetzt Middleburg steht. Zwei Meilen nördlicher folgte Hartmannsdorf, nach Hartmann Windecker so genannt: es enthielt 65 Häuser und war das größte von allen sieben Dörfern. Hier wurden die ersten Obstbäume im Thal, namentlich Apfelbäume gepflanzt. Dann kam Brunnendorf, welches sich mitten in dem jetzigen Flecken Schoharie, da, wo jetzt der Friedhof liegt, und in der Nachbarschaft des jetzigen Gerichtshauses erhob und nach dem dort vorgefundenen Reichthum von Quellen seinen Namen erhielt. An Brunnendorf schloß sich, etwa 1000 Schritte nördlich davon, Schmidtsdorf an. Es lag an der Straße auf der heutigen Gardener's Farm und war das ärmste und kleinste von allen Dörfern. Fuchsdorf an der Mündung des Fuchsbaches in den Schoharie und nach Wilhelm Fuchs so genannt, folgte zunächst, und nur zwei englische Meilen weit davon mehr nach Norden stand auf der heutigen Farm von Jakob Brooman Gerlachsdorf. Das letzte der Dörfer aber, Kneiskerndorf, zu Ehren des Kapitains Johann Peter Kneiskern so genannt, lag auf der östlichen Seite des Flusses, der Stelle gegenüber, wo der Cobelskill hineinfließt.[101] Hier und in Brunnendorf, dem heutigen Schoharie, wohnen noch die Nachkommen der ursprünglichen Ansiedler. Nur die Namen von Hartmannsdorf und Kneiskerndorf sind noch erhalten, diejenigen der übrigen fünf Ansiedlungen dagegen in Vergessenheit gerathen.

Schoharie ist von allen deutschen Niederlassungen in Amerika deßhalb vielleicht die interessanteste, weil sich seine Geschichte aktenmäßig bis in die allerersten Anfänge zurückverfolgen läßt, und weil es — eine Robinsonade im großen — uns das allmälige Entstehen eines zivilisirten Gemeinwesens vergegenwärtigt, in seinem stufenweisen Fortschreiten vom äußersten Mangel bis zur Befriedigung der rohesten, ursprünglichsten Bedürfnisse, von Hunger und Dürftigkeit zur Behaglichkeit und Fülle, vom bloßen Geduldetsein und der Rechtlosigkeit zur politischen Unabhängigkeit und Freiheit. Das Bild, welches sich hier vor unseren Augen aufrollt, ist der Mikrokosmus des amerikanischen Lebens; es ist im kleinen die Geschichte der Kolonisation sämmtlicher Vereinigten Staaten.

Vorläufig stehen wir bei den ersten geringen Anfängen des neuen deutschen Gemeinwesens. Wir dürfen zur richtigen Beurtheilung der hülflosen Lage der Deutschen nicht vergessen, daß sie die Ansiedlung am Hudson ohne die Erlaubniß Hunters verließen, und daß sie, wenn sie

nicht als Diebe verfolgt und zurückgebracht werden wollten, nur ihre Kleider, nicht aber die vom Gouverneur geliehenen Werkzeuge und Hausgeräthe mitnehmen durften. Als die vorausgesandten Pioniere an einem Sonntag Morgen das Schoharie=Thal erblickten, beschlossen sie, an einem kleinen Wasser, das sich in den Fuchsbach ergießt, Halt zu machen und sich zu waschen. Die Reisenden waren so voll Ungeziefer, daß nach stattgehabter Reinigung die Läuse das Bächlein hinabschwammen, und daß sie es den Läusebach nannten, wie es von jenem Tage an noch heute heißt. Wie an Kleidern, so fehlte es auch an den allernöthigsten Werkzeugen; nicht einmal eine Schiebkarre war vorhanden.

Die Ansiedler trugen ihre geringen Habseligkeiten in Packen auf dem Rücken. Im Thal angelangt, wohnten sie halb nackt in rohen, nur gegen die ärgste Kälte Schutz gewährenden Holzhütten. Gleich in der ersten Woche nach ihrer Ankunft wurden vier Kinder, Johannes Erhart, Wilhelm Bauch, Catharine Mathes und Elisabeth Lawyer geboren. Die Indianer schenkten den armen Wöchnerinnen alte Felle und Pelze, um ihre Blöße zu bedecken. Brüderlich theilten sie ihre geringen Vorräthe mit den Ankömmlingen, welche ohne die Hülfe der Wilden verhungert wären. Die Deutschen hatten weder Pferde noch Kühe. Der Eine borgte sich hier von einem mitleidigen Nachbarn ein Pferd, der Andere dort eine Kuh oder Pferdegeschirr. Ueberhaupt mußten sie im ersten Jahr auf Kredit leben, so gut es eben gehen wollte. Oft dauerte es drei bis vier Tage, ehe die Väter mit etwas Brod für ihre hungernden Frauen und Kinder heimkehrten. Trotz aller gemeinschaftlichen Anstrengungen konnten sämmtliche Deutsche nur so viel Land bebauen, daß sie das nothdürftige Korn für den folgenden Winter hatten. Das Salz mußten sie sogar aus dem neunzehn Meilen entfernten Schenectady holen. Statt eines Pflugs bedienten sie sich anfangs großer Sicheln, und in Ermangelung einer Mühle zerstampften sie ihr Korn auf einem Steine. Lambert Sternberg hatte im Herbste 1713 den ersten Scheffel Waizen in Schenectady gekauft und ihn den ganzen Weg von dort bis Gerlachsdorf auf dem Rücken getragen. Auf der Westseite des Flusses, diesem Dorfe gegenüber, stand ein alter Lagerplatz der Indianer, welche kurz vor der Ankunft der Deutschen mehr nach Süden gezogen waren. Innerhalb der zerfallenen Einzäunung dieses Platzes wurde der Waizen gesäet, weil er hier geschützt war. Die Erndte fiel über alle Erwartung reich aus; jedes Korn brachte Aehren, jede Aehre beugte sich vor Schwere, und als der Waizen sorgfältig geerndtet und gedroschen war,

kamen auf den einen Scheffel dreiundachtzig. Vierzig Jahre später sandten die Ansiedler, wie Brown erzählt, jährlich schon 36,000 Scheffel nach Albany.

Lange Jahre mußten die Ansiedler nach Schenectady, um ihr Getreide dort mahlen zu lassen. In Haufen von 15—20 Personen, um sich gegen die wilden Thiere besser vertheidigen zu können, zogen sie am frühen Morgen aus und trugen jeder seinen Scheffel, die Starken oft mehr, auf einsamem Indianerpfad durch den dichten Wald nach der Mühle. Der Weg hin und zurück betrug etwa neun deutsche Meilen. Am nächsten Morgen waren sie schon wieder zu Hause, häufig auch kampirten sie die Nacht im Wald. Die Frauen bewiesen im Augenblicke der Gefahr denselben Muth, dieselbe kalte Fassung, wie die Männer. Erst gegen Mitte des Jahrhunderts baute Wilhelm Fuchs die erste Mühle an dem nach ihm benannten Fuchsbach und ersparte dadurch den Schohariern die beschwerliche Reise nach Schenectady.

Ihre Kleider bereiteten sich Alle aus Hirschfellen, die sie von den Indianern erhielten; zur Anfertigung ihrer Mützen bedienten sie sich der Pelze von Bibern und Füchsen, die sie selbst fingen.[102] Es ist in unsern Quellen nicht gesagt, wann und von wem die ersten Kühe und Schweine eingeführt wurden; wohl aber wird ausdrücklich erwähnt, daß neun Einwohner von Weisersdorf zusammentraten, um in Schenectady für eine geringe Summe das erste Pferd, eine alte graue Märe, zu kaufen. Das arme Thier machte die Runde bei seinen Eigenthümern; jeder derselben brauchte es einen Tag, wenn die Reihe an ihn kam. Auch Schlitten und Wagen, letztere natürlich von der ursprünglichsten Beschaffenheit, mit plumpen hölzernen Rädern, mußten sich die Deutschen des Thals bei ihrer Armuth selbst verfertigen. Es vergingen aber nur wenige Jahre, und die Ansiedler hatten, dank ihrem Fleiß, ihrer Sparsamkeit und dem Reichthum des Bodens, vollauf zu leben, ja Einzelne von ihnen erfreuten sich sogar eines verhältnißmäßigen Wohlstandes. Sie waren im Stande, sich ihre Bedürfnisse gegen die Produkte des Bodens in Albany oder Schenectady einzukaufen, und die verschiedenen Handwerker fingen bereits an, ihre Rechnung in der Ausübung ihres Berufs zu finden. Wilhelm Dietz war der erste Schuster, Johann Busse und Carl Cosput waren die ersten Schneider, und ein gewisser Delavergne der erste Hutmacher im Thal; jene gingen von Haus zu Haus und arbeiteten gegen Tagelohn, dieser verdrängte die alten Biber- und Pelzmützen durch große dreieckige Hüte.

Nächste Nachbarn der Deutschen waren die Indianer und die Holländer. Jene, ein Zweig der Mohawks, bewährten sich von Anfang an als die guten Freunde der Ansiedler und halfen ihnen mit Rath und That. Unsere Landsleute waren klug genug, diese Freundschaft zu pflegen und zu erhalten. Johann Konrad Weiser, der Gründer von Weisersdorf und geistig bedeutendste Mann der Ansiedlung, gab einen seiner Söhne, Konrad, schon im ersten Winter, einem ihm befreundeten Indianerhäuptling in die Lehre und wußte geschickt jede Ursache zur Zwietracht zu vermeiden. Aber auch die übrigen Deutschen verstanden ihr Interesse zu gut, als daß sie nicht in Freud und Leid zu den Indianern gehalten hätten. Der Gouverneur Hunter hegte ernstliche Besorgnisse ob dieser freundschaftlichen Beziehnngen der Deutschen zu den Rothhäuten, er befürchtete ein Bündniß derselben, welches der englischen Regierung hätte gefährlich werden können, und eine seiner Hauptbeschwerden gegen Weiser wurde bald die Anklage, daß er die Indianer aufhetze und verführe — eine Beschuldigung, die lediglich im bösen Gewissen des Gouverneurs ihren Ursprung hatte.

Zwischen Holländern und Deutschen herrschte kein so freundschaftliches Verhältniß. Einmal waren jene die älteren Ansiedler und als solche reicher und wohlhabender, weßhalb sie mit großem Bauernstolze auf die später gekommenen armen Pfälzer und Schwaben herabsahen. Diese konnten keine Sklaven halten, jene hatten ihrer in fast jeder Familie, dann aber trat die Religion scheidend zwischen sie, indem die Holländer als Calvinisten sich schroff von den deutschen Lutheranern absonderten. Der Hauptvermittler des geselligen Verkehrs ist in einer neuen Ansiedlung die Kirche und ihr Besuch des Sonntags. Hier werden gewöhnlich zwischen beiden Geschlechtern die ersten Bekanntschaften angeknüpft, und von den Aeltern die nachbarlichen Beziehungen erhalten und erweitert. Die holländischen Mädchen hielten sich für die deutschen Burschen fast zu vornehm und verheiratheten sich lieber nach Albany und Schenectady mit den Söhnen der älteren Ansiedler, als mit den mittellosen Deutschen. Diese Trennung und Abschließung dauerte fast zwei Generationen; erst die Revolution machte ihr ein Ende. Bei den Deutschen gesellte sich zu dieser Spannung noch das Mißtrauen, welches die reichen Holländer in Albany ihnen einflößten, und die Furcht, von ihnen um ihr Land betrogen zu werden.

Bereits im Herbste 1714 hatte ein wohlhabender holländischer Farmer, Adam Vrooman aus Schenectady, auf Grund einer ihm von

Hunter ertheilten königlichen Landschenkung, seinen Sohn Peter ganz in der Nähe von Weisersdorf angesiedelt. Das Grundstück enthielt etwa 1400 Acker und hinderte die Deutschen, sich über den Schoharie hinaus nach Westen auszudehnen. Sie hielten diese Schenkung für einen Eingriff in ihre Rechte und suchten den jungen Vrooman mit Gewalt aus seinem Besitzthum zu vertreiben. „Die Pfälzer bedrohen mich auf dem mir von Ihnen in Schoharie verliehenen Lande", schreibt Adam Vrooman am 9. Juli 1715 an Hunter.[103] „Ich habe gepflügt und gesäet; die Pfälzer aber treiben bei Nacht ihre Pferde auf meine Felder. Am 4. und 5. Juli rissen sie die von mir errichteten Gebäulichkeiten nieder, banden Schellen an den Hals ihrer Pferde (damit Vrooman den Lärm nicht hören sollte) und zerstörten in der Zwischenzeit meine Baulichkeiten. Sie führten dabei rebellische Reden, wie ich solche noch nie zuvor gehört habe. Johann Konrad Weiser war auch hier wieder der Rädelsführer. Er hat seinen Sohn unter den Indianern gehabt, deren Sprache er jetzt vollkommen spricht. Die Weisers kaufen Land von ihnen, was Ew. Exzellenz Befehlen zuwider ist. Meinen Sohn haben sie vom Wagen gerissen und geschlagen, dann aber von seinem Besitzthum vertrieben. Weiser ist nach Boston gegangen und sagt, er scheere sich um Niemanden in der Welt; sein Sohn ist Dollmetscher bei den Indianern und erzählt ihnen viele Lügen. Weiser hat nur wenige Anhänger unter den Deutschen; die, welche mit ihm sind, folgen ihm aus Angst."

Auf Grund dieser Beschwerde erließ Hunter am 22. Juli 1715 einen Verhaftsbefehl gegen Johann Konrad Weiser, „einen Sr. Majestät zur Arbeit verpflichteten Knecht", der sich verschiedener Aufwiegelungen und Ruhestörungen schuldig gemacht habe, und forderte die Gerichtsbehörden von Albany und Dutcheß County auf, den besagten Weiser nach New-York zu bringen, wo der Natur seiner Verbrechen entsprechend gegen ihn verfahren werden sollte.[104] Es scheint aber, daß kein Beamter es wagte, Weiser einzufangen, und daß dieser mehr Freunde und Anhänger hatte, als Vrooman behauptete, denn der Verfolgte lebte nach wie vor unangefochten in Schoharie.

Auf diese erste Verwicklung folgte bald eine zweite und für die Deutschen unheilvollere. Hunter war eine zu kleinliche und engherzige Natur, als daß er, selbst auf Kosten des Gedeihens der Kolonie, an den Deutschen, die in seinen Augen bloß ungehorsame Diener der Krone waren, nicht die Selbstständigkeit ihrer Handlungsweise zu strafen ge-

sucht hätte. Kaum hatte er also in Erfahrung gebracht, daß die Pfälzer in Schoharie nicht zu Grunde gegangen, sondern verhältnißmäßig schnell vorwärts gekommen waren, als er kraft der ihm eingeräumten Machtbefugnisse einigen seiner aristokratischen Freunde gerade das von ihnen besiedelte Land für 1400 Pistolen übertrug. Dieser Akt des Gouverneurs hatte sogar den Buchstaben des Kolonial-Gesetzes gegen sich, da dieses dem ersten Ansiedler das Vorzugsrecht auf das Land einräumte und es somit nicht in Betracht kam, daß die Pfälzer noch keinen geschriebenen Titel auf ihren Besitz hatten; dann aber war diese Handlungsweise ebenso hartherzig gegen die armen Ansiedler, als den Interessen der englischen Krone schädlich. Diese wollte ihre Gränzen gegen Franzosen und Indianer schützen; die Niederlassung der Deutschen entsprach also ganz ihren Absichten und vermehrte ihre Vertheidigungsfähigkeit. Hunter dagegen verging sich in seiner kleinlichen Rachsucht so weit, daß er die Provinz gefährdete, indem er ihre natürlichen Vertheidiger aus den von ihnen in Besitz genommenen Ländereien zu vertreiben suchte. Es war noch genug und ebenso gutes Land im Mohawk-Thal und in der Nachbarschaft vorhanden, Schoharie hätte also ruhig im Besitz der ursprünglichen Ansiedler bleiben können, wenn der Gouverneur seinen Freunden bloß gefällig sein wollte; aber er wollte zugleich ein Stück Vorsehung für die armen Leute spielen, die ohne seine spezielle Erlaubniß sich selbstständig zu machen gesucht hatten, und deßhalb verschenkte er das von ihnen mit so großer Mühe, mit so harten Entbehrungen der Kultur gewonnene Land.

Das betreffende Patent ist aus Fort Georg in New-York vom 3. November 1714 datirt und verleiht Meyndert Schuyler, Peter van Brugh, Robert Livingston jr., Johann Schuyler, George Clark, Dr. Staats und Rip van Dam diejenigen 10,000 Acker,[105] die nördlich an Vromans Land gränzen und die, von der Mündung des kleinen Schoharie in den Schoharie an, diesem zu beiden Seiten entlang nach Norden laufend, etwa die gegenwärtige Gränze des heutigen Montgomery County erreichen. Es war die Absicht Hunters, die Deutschen von dem fruchtbaren Thal und den Niederungen auszuschließen. Die Vermesser Louis Morris jr. und Andrus Coeman fanden, daß einzelne Stücke am Fuchsbach und eine große Parzelle bei Kneiskerndorf ausgelassen waren, und erlangten für diese Stücke ebenfalls leicht einen Schenkungsakt von Hunter. Einen andern Winkel, der tief in das Thal einschnitt und der im ersten Patente übersehen war, sicherte sich August van Courtland.

Da die Gränzen unbestimmt waren, ja sogar vielfach einander widersprachen und durcheinander liefen, so vereinigten sich Morris und Coeman mit den ersten Patentinhabern und bildeten, statt das Land in Natur zu theilen, ein gemeinschaftliches Eigenthum, das fortan als das der sieben Partner bezeichnet und später vielfach Gegenstand erbitterter Rechtsstreitigkeiten wurde. Erst im Jahre 1829 ward der letzte Theilungsprozeß entschieden, der durch diese unbestimmten Gränzen hervorgerufen war.

Die sieben Partner hatten sich kaum ihren Besitz gesichert, als sie einen Agenten, Bayard, nach Schoharie schickten, durch welchen sie den Deutschen die Pachtung der von ihnen bebauten Ländereien gegen einen geringen Grundzins anbieten ließen. Unsere Landsleute hielten in ihrer Unschuld und Unwissenheit die Sendung des Bayard für reinen Hohn. Einmal hatten die Indianer das Land der Königin für die Pfälzer, wie sie sich einredeten, geschenkt, dann hatte diese befohlen, sie dort anzusiedeln, ferner hatte selbst Hunter ihr Recht und ihren Titel auf diese reichen Niederungen am Schoharie wenigstens nie ausdrücklich bestritten, und endlich hatten die neuen Ansiedler noch nachträglich von den Indianern für 300 Dollars Land gekauft. Sie betrachteten also ihren Titel als doppelt und dreifach gesichert, und statt sich in Verhandlungen mit dem Agenten einzulassen, drohten sie ihm mit Gewalt, wenn er sich nicht augenblicklich aus dem Staube mache. Bayard war bei Hans Jörg Schmidt in Schmidtsdorf, ziemlich in der Mitte der sieben Ansiedlungen, eingekehrt. Als der Zweck seines Besuches in den Dörfern bekannt wurde, zogen Männer, Frauen und Kinder, mit Knütteln, Sicheln, Messern und Flinten bewaffnet, vor das Haus des Schmidt, welches als das schönste im Thale galt. Nur dem Schutz seines Wirthes hatte Bayard es zu verdanken, daß er bei eintretender Dunkelheit entfliehen konnte. Eine Zeit lang blieb jetzt Alles ruhig, bis die sieben Partner den Sheriff von Albany, Namens Adams, nach Schoharie schickten, um das alte Anerbieten zu wiederholen, die sich Weigernden vom Lande zu vertreiben und die offen mit Gewalt Drohenden, vor allen Johann Konrad Weiser, den Anstifter all dieser Widersetzlichkeiten, zu verhaften. Als aber der Sheriff, so berichtet der alte Richter John M. Brown, dem Adams später die Geschichte selbst erzählt hat, Hand an den ersten Mann legte, bildete sich in Weisersdorf, dem Wohnort des „Rädelsführers“, ein Auflauf von Frauen, deren Führerin Magdalene Zähe war. Sie schlugen den Sheriff nieder, schleiften ihn durch die

Pfützen der Straße, setzten ihn dann auf einen Zaunpfahl und trugen ihn eine Stunde weit auf eine Brücke, wo Magdalene Zähe ihm mit einem Knüttel zwei Rippen zerbrach und ein Auge ausschlug. Dann pißte sie ihm ins Gesicht, worauf die wüthenden Weiber ins Dorf zurückkehrten, den armen Adams seinem Schicksale überlassend.[106] Dieser kroch, so gut er konnte, nach Albany zurück und langte erst am vierten Tage dort an.

Nach diesem Ereigniß hüteten sich die Schoharier sehr, nach Albany zu kommen. Was sie von dort brauchten, ließen sie durch ihre Frauen holen, oder sie besuchten die Stadt an Sonntagen, wo sie nicht verhaftet werden konnten. Die sieben Partner und die Behörden thaten, als wenn sie die Sache längst vergessen hätten und schläferten durch ihre anscheinende Vergeßlichkeit die Pfälzer ein. Diese, allmälig kühner geworden, wagten sich endlich doch wieder in die Stadt, und als eines Tages eine nicht unbeträchtliche Anzahl dort eintraf, um Salz zu kaufen und sonstige Geschäfte zu besorgen, wurden sie alle ergriffen und, voran der junge Weiser, als Sohn des Rädelsführers, ins Gefängniß geworfen.

Unsere Quellen sagen nicht, wie lange sie saßen; es scheint aber, daß gerade gegen die Verhafteten keine Beweise vorgebracht werden konnten, und daß man sie nach Monate langer Haft gegen das Versprechen wieder laufen ließ, sich in Zukunft ruhig zu verhalten und das Eigenthumsrecht der sieben Partner anzuerkennen. Auch ein Versuch derselben, die Indianer gegen die Deutschen aufzuhetzen, schlug fehl, indem die Freundschaft von den Engländern zu ihrem Leidwesen nicht gelockert werden konnte. Freilich verursachte dieser fruchtlose Versuch den Ansiedlern viele Kosten, da sie hinter den Branntweinschenkungen der Eigenthümer nicht zurückbleiben durften; andrer Seits aber schadete die Ungewißheit der Lage, indem nur die nöthigste Arbeit gethan und wenig neues Land bestellt wurde.

Als die sieben Partner sahen, daß sie allein mit den Deutschen nicht fertig werden konnten, wandten sie sich wieder an den Gouverneur. Dieser befahl 1717 von Albany aus, daß an einem bestimmten Tage drei Männer aus jedem der Dörfer in Schoharie, ganz besonders aber Johann Konrad Weiser, vor ihm erscheinen sollten.[107] Als sie sich stellten, drohte Hunter in seiner polternden Weise damit, er werde Weiser hängen, und verlangte die Beantwortung folgender drei Fragen von ihnen:

1. Warum sie sich ohne seine Erlaubniß in Schoharie niedergelassen hätten?

2. Warum sie sich mit den Herren in Albany nicht abfinden wollten?

3. Warum sie sich so viel mit den Indianern abgäben?

Die Antwort auf die erste Frage lautete, daß, da Se. Excellenz ihnen erklärt habe, sie nicht länger unterhalten zu können und sie sich selbst überlassen zu müssen, sie die äußerste Armuth und Noth gezwungen habe, nach Schoharie zu gehen, um für sich und ihre Familien das tägliche Brod zu erarbeiten, wofür sie die Billigung des Königs und des Gouverneurs zu gewinnen hofften. Als der Sprecher, der voraussichtlich kein anderer als Weiser war, den König erwähnte, unterbrach ihn Hunter ärgerlich: „Was König, was England?!" und der gleichzeitig anwesende Livingston fügte hinzu: „Hier ist Euer König", auf den Gouverneur deutend.

Auf die zweite Frage erwiderten die Vertreter der Deutschen: daß, nachdem sie Alles aus dem Rohen herausgearbeitet, es unmöglich sei, auf die harten Bedingungen der Herren von Albany einzugehen, daß zudem die Indianer das Land der Krone zum Besten der Pfälzer geschenkt hätten, daß der König es den sieben Partnern nicht gegeben habe, und daß, wenn sie überhaupt Jemandem dienen müßten, es der König und keine Privatperson sein solle.

Auf die dritte Frage erklärten sie: daß sie an den Gränzen der Zivilisation unter den Indianern leben müßten, daß, wenn sie sich nicht gut mit ihnen stellten, sie täglichen Angriffen und Verfolgungen ausgesetzt sein würden, daß also die Pflege der Freundschaft mit den Indianern ein Gebot der Selbsterhaltung sei.

Hunter verbot den Ansiedlern bis zur ausgemachten Sache ihre Aecker zu bestellen und drohte, diejenigen, welche sich mit den sieben Partnern nicht einigen würden, mit Gewalt vom Lande zu entfernen, versprach aber zugleich, ihre Anlagen und Verbesserungen abschätzen zu lassen und dafür zu zahlen; that jedoch weder das Eine noch das Andere. Im Winter 1718 schickten die Schoharier drei der Ihrigen nach New-York, um die Erlaubniß zum Pflügen vom Gouverneur zu erwirken. Dieser erklärte aber kurzer Hand: „Was gesagt ist, ist gesagt!" und kehrte den Bittstellern den Rücken. Andrerseits kümmerten sich die Deutschen nicht um das Verbot, sondern pflügten und säeten, was sie zum Lebensunterhalt brauchten.

Zum Glück für die junge Niederlassung wurde Hunter im Sommer 1719 von seinem Posten abberufen; zu ihrem Unglück ließ er aber ihre Eigenthumsverhältnisse in der von ihm absichtlich bewirkten Unsicherheit und Unbestimmtheit zurück.

Um dieser lähmenden Ungewißheit ein Ende zu machen, hatten die Ansiedler auf Veranlassung Johann Konrad Weisers schon im Jahre 1718 beschlossen, eine Deputation an den König von England zu schicken und unmittelbar von ihm Abhülfe ihrer gerechten Beschwerden zu verlangen. Außer Weiser wurden Wilhelm Scheff und ein gewisser Wallrath zu dieser Sendung erkoren.[108] Sie schifften sich heimlich in Philadelphia ein, fielen aber auf der Seereise in die Hände von Piraten und wurden von diesen ihrer letzten Habseligkeiten beraubt. Weiser ward sogar drei Mal an den Mastbaum gebunden und jämmerlich geschlagen, um mehr Geld von ihm zu erpressen. Das Schiff legte darauf in Boston an, um sich mit dem Nothwendigsten für die Fahrt nach London zu versehen, und als sie endlich hier ankamen, waren die deutschen Abgesandten ohne alle Mittel. Freundlos und unbekannt in der fremden Stadt, machten sie Schulden, und Weiser und Scheff wanderten, da sie nicht zahlen konnten, ins Schuldgefängniß, während Wallrath, von Heimweh geplagt, nach Hause fuhr, aber unterwegs starb. Die ersteren saßen fast ein Jahr, bis ein von ihren Freunden in Schoharie gesandter Wechsel von siebenzig Pfund Sterling sie erlöste.

Jetzt endlich, nach mehr als zweijährigen Verzögerungen, gelang es ihnen, ihre Beschwerde den Kolonial- und Handelsministerien zu unterbreiten. Alles, was sie verlangten, war Bestätigung des Besitztitels der ersten einhundertundfünfzig in Schoharie angesiedelten Familien und Anweisung benachbarter Ländereien am Mohawk an die übrigen Pfälzer. Sollte man sie aber, wie Hunter gedroht hatte, verpflanzen wollen, so baten sie um Entschädigung für ihre Anlagen und Verbesserungen, namentlich für die von Albany nach Schoharie gebaute, 24 englische Meilen lange Landstraße. Weiser scheint, als er lange vergebens auf einen Bescheid gewartet hatte, sich erboten zu haben, nach Pennsylvanien auszuwandern, falls man ihm und seinen Landsleuten dort Land anweisen wolle; Scheff aber protestirte dagegen, als dem Wortlaut ihrer Instruktionen zuwider. Beide richteten jedoch schließlich nichts aus, obgleich ihre einflußreichen Fürsprecher, die beiden Pfarrer der königlich deutschen Kapelle, Böhm und Robert, Alles für sie aufboten. Der inzwischen nach England zurückgekehrte und von dem Minister um seine

Ansichten befragte Exgouverneur Hunter sprach natürlich gegen die Deutschen und stellte ihre durch ihn veranlaßten, nur zu gerechten Beschwerden als eine frivole Klage, die Bittsteller aber als unzufriedene Aufwiegler hin. Hunter war der mächtigere Mann; er meinte, es sei ja noch genug unbesetztes Land vorhanden, man solle den Deutschen davon geben, aber nicht in die wohlerworbenen Rechte Dritter eingreifen. Die Minister gaben sich nicht die Mühe, zu prüfen, daß gerade Hunter sich dieses Vergehens schuldig gemacht hatte, und hielten dessen Verfügungen aufrecht, die ihnen, weil aus dem zeitlichen und räumlichen Zusammenhang gerissen, als durchaus billig erschienen. Dazu kam noch, daß, wie Mühlenberg erzählt, „die sieben Partner den andern Theil der jüngeren Teutschen auf ihre Seite brachten, sie Gegenerklärungen gegen ihre Väter unterschreiben ließen und sie nach England schickten." So wurden denn die armen Abgesandten mit leeren Versprechungen entlassen. Scheff kehrte 1721 nach Amerika zurück und starb bald darauf, Weiser trat erst 1722 seine Rückreise an.

Die Regierung that jetzt wenigstens so viel, daß sie ihren neuen Gouverneur Burnet beauftragte, den Deutschen in der Nähe ihrer bisherigen Ansiedlung Kronländereien anzuweisen. Diejenigen, welche in Schoharie wohnen blieben, mußten sich, so gut es eben gehen wollte, mit den sieben Partnern abfinden. Diese waren schließlich selbst froh, daß ihre bisherigen Widersacher zum Frieden einlenkten, und stellten, um ihnen den Rückzug zu erleichtern, äußerst günstige Bedingungen. So kamen denn zahlreiche, beiden Theilen günstige Pachtverträge zu Stande. Der Grundzins war so gering, daß er das Emporblühen der Kolonie durchaus nicht hinderte. Auch die Deutschen hatten inzwischen ausgefunden, daß sie auf friedlichem Wege mehr erreichten. Sie dehnten sich übers Thal aus und sicherten sich manchen werthvollen Landstrich durch ein Patent des Gouverneurs, der, weil er sehr schnell den hohen Werth der fremden Ansiedler zu schätzen gelernt hatte, ihnen freigebig und stets fördernd entgegenkam. Außerdem kauften sie aber schon früh von Privaten Land. Der älteste noch heute vorhandene Kaufbrief ist am 3. Mai 1720 ausgestellt: es überträgt darin Johann Andrus dem Johannes Lawyer ein Grundstück für 26 Pfund und 3 Shillinge newyorker Kourant.[109]

Gleichwohl konnten sich die Ansiedlungen in Schoharie und die ganze Kolonie New-York nie wieder von diesem, ihr von einem habgierigen Gouverneur und elenden Spekulanten beigebrachten Schlage er-

9*

holen. Die Thatsachen drangen sogar noch entstellt und vergrößert nach Deutschland und schreckten von der Einwanderung nach New=York ab. Der schwedische Reisende Peter Kalm, welcher diese Kolonie zuerst im November 1748 besuchte, bemerkt über die obigen Vorgänge:

„Obgleich die Landschaft New=York viel länger als Pennsylvanien von Europäern bewonet gewesen, so ist sie doch bei Weitem nicht so volkreich, als die andere Kolonie. Dieß darf man aber keinem besondern Fehler des Bodens zuschreiben. Denn der ist hier ebenfalls ziemlich gut. Es ward mir eine ganz andere Ursache davon angegeben, die ich hier anfüren will. Unter der Regierung der Königin Anna, ungefähr im Jahre 1709, kamen hier viele Deutsche her, denen die Regierung ein Stück Landes anweisen ließ, wo sie sich niederlassen könnten. Nachdem sie also eine Zeit hier gelebt, Häuser und Kirchen gebaut, und Aecker und Wiesen angeleget hatten, so fing man an, ihre Freiheiten einzuschränken und unter allerley Vorwand ihnen einen Strich nach dem anderen zu entreißen. Dieß brachte die Deutschen auf. Sie brauchten Gewalt gegen Gewalt und schlugen Diejenigen, welche ihnen ihr Eigenthum nehmen wollten. Allein ein solches Verfahren ward von der Regierung sehr ungnädig angesehen. Man setzte die Hauptanführer der Deutschen gefangen, ging sehr hart mit ihnen um und bestrafte sie mit aller Strenge. Hierdurch aber wurden die übrigen so erbittert, daß fast alle Haus und Aecker verließen, und sich nach Pennsylvanien hinbegaben. Hier empfing man sie überaus wol, räumte ihnen ein beträchtliches Stück Landes ein, und fesselte sie durch große Freiheiten, welche ihnen auf immerdar zugestanden wurden. Die Deutschen aber waren damit noch nicht zufrieden. Sie schrieben auch an ihre Anverwandten und Freunde in Deuschland und gaben ihnen den Rath: daß wenn sie nach Amerika hinübergedächten, sie sich durchaus nicht in New=York niederlassen sollten, wo die Regierung sich so gehässig gegen sie bezeiget hätte. Die Vorstellungen hatten den Nachdruck, daß die Deutschen, welche nachher, in erstaunlicher Menge, nach Amerika sich begaben, New=York beständig flohen, und Pennsylvanien zum Aufenthalte wäleten. Bisweilen trug es sich zu, daß sie genöthigt waren auf Schiffen herüber zu reisen, die nach New=York furen. Sie traten aber kaum ans Land, da sie schon vor den Augen der Einwoner von New=York, weiter nach Pennsylvanien eileten.“[110]

Natürlich kehrten — um den Faden der Erzählung wieder aufzunehmen — nach den oben geschilderten Vorgängen erst allmälig wieder

Ruhe und Frieden in der Kolonie ein. Die Mehrzahl fügte sich, und fortan bot ihre Geschichte das freundliche Bild einer naturgemäßen und geordneten Entwicklung. Nur ein Mann wollte sich der neuen Ordnung der Dinge nicht anbequemen: es war Johann Konrad Weiser. Er sei, äußerte er, nicht nach Amerika gegangen, um sein Haupt unter die Knechtschaft zu beugen, hoch und stolz wolle er den Nacken tragen, wie es einem freien Manne zieme. So entschloß er sich denn zur dritten Auswanderung. 1709 war er arm und gedrückt über England nach New-York gezogen und 1710 an den Hudson verpflanzt worden; 1712 hatte er seine Uebersiedlung von Hunterstown nach Schoharie unter Schwierigkeiten aller Art bewerkstelligt, und jetzt nach zwölfjährigen Kämpfen brach er an der Spitze von einigen Dutzend Familien abermals auf, um die lang gesuchte und ersehnte Heimath endlich zu finden. Mehr als New-York blühte damals William Penns großes Asyl der Freiheit, und dahin lenkte Weiser jetzt seine Schritte. An der Spitze seiner Freunde aus Weisersdorf und Hartmannsdorf, einer Gesellschaft von etwa 60 Familien, und dies Mal von einem langen Zuge von Pferden, Vieh und Hausrath begleitet, zog der unbeugsame stolze Mann in die Wälder, die sich südwestlich von Schoharie ausdehnten. Von den Pferden liefen zwölf unterwegs davon, ihrer zehn aber fanden achtzehn Monate später wohlbehalten ihren Weg nach Schoharie zurück. Ein Indianer führte den Zug, der am fünften Tage an den Susquehannah gelangte. Hier baute Weiser Flöße und Boote und schiffte Kinder und Frauen ein, Männer, Pferde und Vieh folgten zu Fuß den Fluß entlang, bis sie nach wochenlanger Reise unterhalb des jetzigen Harrisburg, etwa an der Gränze der Bezirke Dauphin und Lancaster im Staate Pennsylvanien, endlich an die Mündung des Swatara gelangten. Sie fuhren auf diesem Nebenfluß des Susquehannah bis zur Stelle hinauf, wo der Tulpehocken Creek hineinfällt. Dort, in der Nähe des heutigen Wommelsdorf, ließ sich Joh. Konrad Weiser mit den Seinigen nieder und fand endlich den lange ersehnten und wohl verdienten Hafen vor den Stürmen des Lebens.[111]

Die beiden Weiser, Vater und Sohn, gehören zu den bedeutendsten Deutschen, welche im vorigen Jahrhundert nach Amerika ausgewandert sind, und haben deßhalb vollen Anspruch auf eine nähere Charakteristik ihres Lebens und Wirkens.

Johann Konrad, in Großaspach im Oberamt Backnang im damaligen Herzogthum Würtemberg geboren, wo seine Vorfahren seit Jahr-

hunderten angesessen waren, war ein für seine Zeit und Verhältnisse gebildeter Mann und in seinem Geburtsdorfe, gleich seinem Vater und Großvater, eine Zeit lang Schultheiß gewesen. Er hatte sich jung mit Anna Magdalena Uebele verheirathet, welche 1709 bei ihrer Entbindung vom sechszehnten Kinde starb. Weiser mochte etwa fünfundvierzig Jahre alt sein, als er sich mit acht von seinen neun noch lebenden Kindern zur Auswanderung entschloß. Er verkaufte Haus und Hof für 675 fl. an seinen Schwiegersohn Konrad Boß, erhielt aber nur 75 fl. baar und verließ Großaspach am 24. Juni 1709. Weiser brauchte, den Rhein hinunterfahrend und sich unterwegs dem großen Strom der Pfälzer anschließend, etwa zwei Monate, bis er in London eintraf, von wo er im Frühjahr 1710 mit Hunter nach Amerika segelte. Zwei seiner Jungen, Georg Friedrich und Christoph, wurden unmittelbar nach der Ankunft in New-York am 14. September 1710 einem gewissen Smith in Smithtown bei New-York in die Lehre gegeben.[112] Dieses Verhältniß war damals eine Sklaverei auf Zeit und erregte deßhalb den Zorn des kranken und wehrlosen Vaters, der seine Kinder natürlich lieber auf der eigenen Heimstätte erzogen und hier ihre Arbeitskraft zum Besten der Seinigen verwerthet hätte.

Fortan begegnen wir Weiser überall als Führer seiner Landsleute. Gleich bei der Ankunft auf Governors Island wurde er zu einem der sieben Vorsteher des deutschen Lagers bestellt, und auch am Hudson stand Queensbury, eine der dortigen Niederlassungen, unter seiner Leitung. Im folgenden Jahre, 1711, ward er zum Hauptmann der an der canadischen Expedition Theil nehmenden pfälzer Freiwilligen gewählt und als solcher bestätigt: der beste Beweis dafür, daß er sich des Vertrauens seiner Landsleute und der englischen Behörden erfreute. Andrerseits war aber Weiser auch die Seele des Widerstandes gegen die Willkürlichkeiten Hunters. Es sind nur noch die Schilderungen seiner Gegner über ihn vorhanden; er selbst hatte nöthigere Dinge zu thun, als seine Erlebnisse und Kämpfe niederzuschreiben; aber selbst aus der Anklage seiner Feinde tritt uns überall ein kerniger, kräftiger Charakter entgegen, der sich keinem Unrecht beugt und lieber untergehen, als sich stumm unterwerfen will. Wo nur Hunter von Weiser spricht, geschieht es mit lauten Verwünschungen und schlecht verhehltem Zorn. Das Scheitern der Theerbereitung auf Livingstons Land legt er Weiser zur Last. Dieser hetzte in seinen Augen die Ansiedler auf und machte sie ungeduldig, ja widerspenstig. „Weiser ist der Rädelsführer in jenem Aufstand, den ich mit

bewaffneter Hand dämpfen mußte," schreibt der Gouverneur 1715 dem Handelsministerium; „jetzt hat er wieder an der Spitze eines Aufstandes gestanden und das Eigenthum eines friedlichen Bürgers zerstört." Der gegen Weiser erlassene Verhaftsbefehl blieb, wie wir oben gesehen haben, ein leerer Buchstabe. „Die Pfälzer wären zufrieden," fährt er 1715 in seinen Klagen fort, „wenn Weiser nicht immerfort sie aufhetzte, wenn er nicht immer an der Spitze rebellischer Banden stände. Die in Schoharie Angesiedelten würden längst das Eigenthumsrecht der sieben Partner anerkannt und sich den Gesetzen gefügt haben, wenn sie Weiser nicht fürchteten." Ohne nur zu untersuchen, ob bei der Mißhandlung des Sheriffs Adams der junge Weiser einer der Uebelthäter gewesen, ließ ihn Hunter, sobald er nur in Albany betroffen wurde, aus Haß gegen den Vater Monate lang einsperren. Es sei gegen das Naturgesetz und das Völkerrecht, — meinte der von Hunter Verfolgte, und in dieser uns von Mühlenberg aufbewahrten Aeußerung haben wir den besten Schlüssel zur Handlungsweise des Mannes — wenn ein Volk erst seinen Schweiß und sein Blut zum Anbau einer wilden Gegend verschwenden und hernach sie noch kaufen solle. Eine echt deutsche Natur, setzt er, mit der besonders dem Schwaben eigenen Schroffheit und Eckigkeit, seine ganze Existenz an die Durchführung dieses abstrakten, aber in seinen Augen unumstößlichen Rechtes. Er ist wahr und ehrlich bis zur Unklugheit, vergißt seinen persönlichen Vortheil, wo es die Vertheidigung des von ihm als recht Erkannten gilt; ja hartnäckig und querköpfig, wo er mit etwas mehr Gefügigkeit eher hätte zum Ziel gelangen können, wähnt er den Sieg über das geschriebene Gesetz, den Buchstaben des Landesrechtes erzwingen zu können, und kämpft, bis an den König appellirend, treu und energisch, aber natürlich zuletzt unglücklich für seine Sache. In den engen und einfachen Verhältnissen seiner Gemeinde und Kolonie ist ein solcher Mann eine Macht, die Anerkennung und Gehorsam gar nicht zu fordern braucht, sondern ganz von selbst findet. In dem verwickeltern Getriebe des politischen Lebens, in der Amtsstube des Gouverneurs oder gar im Vorzimmer des Königs dagegen gilt er als der dumme Bauer, den jede bornirte Schreiberseele anschnauzt, den man höchstens herablassend anhört, mit ein paar Redensarten abspeist und dann unverrichteter Dinge wieder ziehen läßt.

Welchen Muth, welche Kraftanstrengung und welche Opfer erforderte nicht die Reise des armen Mannes von Schoharie bis London! Der Verlust seiner Habe, die Gefangenschaft im Schuldthurm, Jahre langes

Warten, nichts konnte ihn beugen; er hoffte immer noch auf die bessere Einsicht, auf die gerechtere Antwort des Königs. Als diese aber gegen ihn ausfiel, war Weiser ein gebrochener Mann, für ihn gab es keine Gerechtigkeit in der Welt mehr, und nach dreizehnjährigem Kampfe gab er, im Innern geknickt und erschüttert, seine Sache endlich auf, um fern von den ihm zuwider gewordenen Verhältnissen in einer von keines Menschen Fuß entweihten Wildniß, am äußersten Endpunkte der damaligen pennsylvanischen Gränzansiedlungen, den Rest seines Lebens in Ruhe zu beschließen. Wohl hatte er diese verdient, allein der unermüdliche Mann fand sie nicht, denn seine Niederlassung in Pennsylvanien wuchs bald zum blühenden Gemeinwesen heran, in welchem Weiser noch länger als zwanzig Jahre rieth, förderte und half, wo er nur konnte. Bis zum letzten Augenblick thätig, starb er hier im Hause seines Sohnes Konrad und umgeben von seinen Kindern und Enkeln 1746, „nachdem er," wie Mühlenberg sich ausdrückt, „zwischen achtzig und neunzig Jahre in dieser Pilgerschaft gewallet."

Konrad Weiser, der ebengenannte Sohn des Vorigen, war noch nicht ganz vierzehn Jahre alt (geboren am 2. November 1696 zu Affstätt und getauft in Kuppingen im Oberamt Herrenberg), als er mit seinem Vater in New-York landete. Bald nach der Uebersiedlung nach Schoharie gab ihn dieser, wie bereits oben bemerkt, dem ihm befreundeten Indianerhäuptling Quagnant in die Lehre. Konrad lernte hier der Mohawks, sowie der benachbarten Stämme Sprache, Sitten und Gewohnheiten kennen. Der Junge ging nicht ungern, denn er hatte zu Hause viel von seiner Stiefmutter zu leiden, welche der Vater 1711 geheirathet hatte. Die Ehe war überaus unglücklich, machte den alten Weiser noch unsteter, als er schon war, und zerstreute bald seine Familie über das ganze Land. „Mein Vater behandelte mich," sagt Konrad, „von meiner Stiefmutter beeinflußt, sehr hart. Ich hatte keinen Freund, mußte Hunger und Kälte ausstehen und dachte oft daran wegzulaufen, wußte aber nicht wohin und lernte mich endlich schicken." So kostete es ihm auch keine Ueberwindung zu den Indianern zu gehen.

„Der Jüngling" — erzählt Mühlenberg — „mußte seinen Aufenthalt bei den Indianern in ihren Hütten und Höhlen nehmen und viel ausstehen wegen des tiefen Schnees und der grausamen Kälte, weil er nur schlecht mit Kleidern versehen und der allzu rauhen Lebensart nicht gewohnt war. Ob er nun wohl unter Gottes gnädigem Schutz sein Le-

ben durch den Winter brachte, nachdem er verschiedene Mal in Todesgefahr gewesen, weil die Indianer sich oft mit Brantewein, welchen sie für Pelzwerk von europäischen Christen eintauschen, wütend und blutgierig getrunken, und er sich vor ihrer Wuth verstecken müssen: so fand sich gleichwol im Frühjahr eine neue, nemlich bittere Hungersnoth. Nachdem er acht Monate unter dem Volk ausgehalten und ihre Sprache meist erlernt, kam er zu der teutschen Colonie, welche sich indessen unter Hunger und Kummer so weit durchgearbeitet, daß sie sieben Dörfleins angebaut, wieder zurück, und dienete seinen Landsleuten und denen auf der Jagd in der Nähe befindlichen Indianern als Dollmetscher, wodurch er der Sprache vollenes mächtig wurde.“ [113]

Der junge Weiser lief aber auch eben so schnell und schoß eben so gut wie ein Indianer. Bald nach seiner Rückkehr nach Weisersdorf wurde dort ein Wettrennen zwischen ihm und dem flinksten jungen Eingebornen veranstaltet. Die zu durchlaufende Strecke betrug eine englische Meile, das Ziel war das südlichste Haus von Weisersdorf, der für den Sieger ausgesetzte Preis bestand in einigen Hirschfellen. Deutsche und Indianer behandelten das Rennen mit dem Ernst einer nationalen Angelegenheit und folgten ihren beiderseitigen Angehörigen, als sie auf ein gegebenes Zeichen ihren Lauf antraten, mit der ängstlichsten Spannung. Die beiden Renner konnten einander kaum einen Vorsprung abgewinnen, höchstens, daß einmal der Eine oder der Andere um eine Kopfeslänge voraus war, kurz, der Sieg war bis zum letzten Augenblicke ungewiß. Jetzt näherten sie sich dem Ziele, noch einige Sätze und es war erreicht. Da sprang der junge Weiser — ob absichtlich oder zufällig, ist nicht klar — gegen den Indianer, daß derselbe hinfiel, und im Nu war der Deutsche am Hause, ehe nur jener sich wieder aufgerafft hatte. Allgemeiner Jubel unter den Deutschen, ebenso allgemeine Erbitterung unter den Indianern, die sogar in Drohungen übergeht. Es sei nicht mit ehrlichen Mitteln gekämpft, hieß es, der ausgesetzte Preis könne nicht verabfolgt werden. Jeden Augenblick konnte es zu Thätlichkeiten kommen. Der junge Weiser aber war klüger als seine Landsleute, denn er kannte den Charakter seiner rothen Freunde besser und wußte, daß ein an sich so geringfügiger Zank bei ihnen leicht mit Mord und Todschlag endete. So ging er denn mit wahrer Leichenbittermiene von einem Indianer zum andern, bedauerte aufs tiefste das ihm widerfahrene Unglück, erklärte es für einen reinen Zufall und verzichtete unter Betheuerung seiner Ehrlichkeit auf den Preis. Die Indianer wollten dem jungen Deut=

schen jetzt an Edelmuth nicht nachstehen und nöthigten ihm die Hirschfelle auf. So endete Alles in Frieden.

Durch diese seine genaue Kenntniß des Charakters, der Sprache und Anschauungen der Indianer war Konrad Weiser fortan einer der unentbehrlichsten Männer der deutschen Niederlassungen und trug nicht wenig dazu bei, deren Aufblühen, namentlich in den ersten Jahren ihres Bestehens, als Vermittler, Rathgeber und Freund der Indianer zu fördern. Im Jahre 1720 mit einer Deutschen aus dem Thale verheirathet, beabsichtigte er zuerst, sich am Mohawk niederzulassen, blieb aber schließlich doch noch in Schoharie zurück, als seine Landsleute zum Theil nach Little Falls übersiedelten, und zog 1729 zu seinem Vater nach Tulpehocken, wo er am 13. Juli 1760 starb, nachdem er als Friedensrichter, Milizen=Obristlieutenant im Kriege und als der amtliche Dollmetscher der Kolonie Pennsylvanien in ihrem Verkehr mit den Eingeborenen höchst werthvolle Dienste geleistet hatte. Die Indianer waren so sehr von seiner Unparteilichkeit überzeugt und setzten so unbedingtes Vertrauen in ihn, daß sie oft Besprechungen ablehnten, wenn Weiser nicht zugezogen wurde, und daß sie häufig seine Vermittlung in Streitigkeiten mit der Provinzialregierung anriefen. So sehen wir Weiser zuerst im Anfang des Jahres 1737 auf Wunsch des Gouverneurs Gooch von Virginien und im Auftrag des Gouverneurs Logan von Pennsylvanien eine damals gefährliche und weite Reise nach Onondaga im Staate New=York antreten, um die Häuptlinge der sechs Nationen zuerst zu einem Waffenstillstand und dann zu einem Schutz= und Trutzbündniß mit den Cherokesen und Catawbas zu bestimmen. Unter Hunger, Frost, Kälte und Entbehrungen aller Art führte Weiser seinen Auftrag aus und kehrte im Mai nach Hause zurück. Den Sommer 1742 finden wir ihn wieder bei den wichtigen Verhandlungen, welche etwa 70 Häuptlinge und Krieger der sechs Nationen mit dem Gouverneur Thomas von Pennsylvanien hatten. Die Zusammenkunft dauerte zehn Tage (2.—12. Juli); es kam darauf an, die Indianer wegen der Besitznahme großer, ihnen gehöriger Ländereien zu besänftigen und zugleich ihre Hülfe in dem damals drohenden Kriege gegen die Franzosen zu gewinnen. Zeitgenossen berichten, daß ohne Weisers taktvolles Auftreten das Ergebniß der Berathungen kein so schnelles und glückliches gewesen sein würde.

Ein noch größeres Verdienst erwarb er sich aber, als 1745 die sechs Nationen sich gegen die Bewohner des Mohawk=Thals zu erheben drohten. Einzelne Bürger von Albany hatten nämlich die Mohawks im

Handel übervortheilt und sie auf ihre Klagen mit Drohungen heimgeschickt. Französische Agenten redeten deßhalb den erbitterten Wilden um so leichter ein, daß die Albanier Feindseligkeiten gegen sie beabsichtigten und sich vor allem ihrer Ländereien zu bemächtigen trachteten. Schon hieß es, die Weißen seien im Anzuge, Alles gerieth in Verwirrung, der Kriegsruf der Indianer ertönte durch Wald und Feld. Es gab nur noch einen Weg, das Unglück abzuwenden: das war eine Sendung Weisers unter die gereizten und schwer zu besänftigenden Mohawks. Unser Landsmann nahm Ende Juni den gefährlichen Auftrag vom new-yorker Gouverneur Clinton an, drang, von einigen ihm befreundeten Häuptlingen begleitet, nach Onondaga und von da bis Oswego vor und kehrte, nachdem es ihm gelungen war, die Indianer von der Grundlosigkeit ihrer Befürchtungen zu überzeugen, durch das Mohawk Thal nach Albany zurück. Ueberall ward Weiser freundlich und achtungsvoll aufgenommen. Am untern Mohawk-Fort hielt er eine feierliche Ansprache an die dort versammelten Häuptlinge der verschiedenen Stämme und befestigte aufs neue ihr Bündniß mit der englischen Regierung, welches die Franzosen in letzter Zeit mit Erfolg zu lockern bemüht gewesen waren.

Eine nicht minder gefährliche, aber ebenso erfolgreiche Reise unternahm Weiser im Jahre 1748, als er im Auftrage des Gouverneurs von Pennsylvanien durch die unwegsamen westlichen Wälder und Gebirge dieser Kolonie bis an den Ohio zog und auf ihm nach Logstown fuhr, um den Indianern nicht unbedeutende Geschenke einzuhändigen und sie von einem Bündniß mit den Franzosen abzuhalten. Zugleich hatte er die französischen Niederlassungen im Ohio Thal zu beobachten, die Lage und Stärke ihrer Forts auszukundschaften und sich über die Absichten des Feindes zu unterrichten: eine Aufgabe, welche ganz besondere Umsicht und vor allem persönliche Unerschrockenheit erforderte.

Die bei dieser Gelegenheit gewonnene persönliche Kenntniß von der Lage der Dinge am Ohio und im Westen der englischen Niederlassungen verwerthete Weiser sechs Jahre später aufs vortheilhafteste in Albany, wo 1754 die Abgeordneten von sieben Kolonien mit den Häuptlingen der sechs Nationen zusammentrafen, um einen gemeinschaftlichen Plan zum Widerstand gegen die Franzosen zu vereinbaren. Es war eine der wichtigsten Perioden der Kolonialgeschichte: es war die dem Ausbruch des letzten französischen Krieges vorausgehende Zeit, das erste Zusammenraffen der bisher vereinzelten Kolonien zu gemeinsamer Kraftanstrengung. Natürlich kam es für die Kolonisten jetzt, wo es Gewalt mit

Gewalt zu vertreiben galt, vor allem darauf an, die Bundesgenossenschaft der Indianer zu gewinnen und sie zu diesem Zweck von den französischen Uebergriffen im Ohio Thal und im westlichen Indianergebiet zu überzeugen. Unter anderen Rednern führte der Vizegouverneur de Lancey von New=York dieses Thema in einer längern Ansprache näher aus. „Es ist ein Glück,“ — sagte er im Verlaufe derselben — „daß Herr Weiser, welcher für Virginien und Pennsylvanien die Geschäfte mit Euren Nationen besorgt hat, hier anwesend und genau von den Einzelheiten unterrichtet ist; hört seinen Bericht, er wird die Sache ins richtige Licht stellen.“ — Hier trat Weiser auf und gab in der Mohawk Sprache eine getreue Schilderung von den Gewaltthätigkeiten und Gebietsüberschreitungen der Franzosen im Ohio Thal, wie er sie aus eigener Anschauung kannte. Seine Anrede machte auf alle anwesenden Indianer einen bedeutenden Eindruck; ein paar Tage darauf wurde das Schutz= und Trutzbündniß mit den sechs Nationen gegen die Franzosen geschlossen.[11]

Als bald darauf der Krieg ausbrach, zog Weiser als Milizen=Oberstlieutenant mit ins Feld und half Pennsylvanien gegen die in dem Westen desselben eindringenden Feinde vertheidigen. „Er war aber“ — wie Mühlenberg anführt — „schon alt an Jahren, schwach an Leibeskräften, der häuslichen Pflege gewohnt, mußte viel abwesend vom Hause sein, und auch oft mit den Vornehmen in der Stadt und europäischen Kriegeshelden wegen der Indianersachen conferiren.“ Die Arbeit war zu schwer für ihn: Weiser starb noch während des Krieges 1760. „Seine Reisen und Beschäftigungen unter den Indianern hat er in seinen (leider noch nicht veröffentlichten) Journals in englischer Sprache hinterlassen, welche verschiedene Merkwürdigkeiten für Liebhaber enthalten, die theils in die Religion, theils in die Politic einschlagen.“

Weiser war ein eifriger Lutheraner. Als junger Mann reiste er fast 200 englische Meilen von Schoharie nach New=York, um sich ein Exemplar von Arndts wahrem Christenthum zu verschaffen; auch hat er selbst einige Kirchenlieder gedichtet, die sich freilich mehr durch ihre Rechtgläubigkeit als poetischen Gehalt auszeichnen. Eine Zeit lang war er ein eifriger Förderer der Herrnhuter=Bestrebungen und persönlicher Freund Zinzendorfs, zerfiel aber bald mit ihm und wandte sich der lutherischen Kirche wieder zu, in deren Interesse sein Schwiegersohn Heinrich Melchior Mühlenberg unermüdlich thätig war. Die Herrnhuter waren über diesen Abfall so erbittert, daß sie, wie Mühlenberg erzählt, ihn todt zu

beten beschlossen. Das war im Jahre 1748; ihr Gebet muß aber nicht so mächtig gewesen oder der fromme Vorsatz überhaupt nicht ausgeführt worden sein, denn Weiser lebte noch zwölf Jahre länger. Seine älteste Tochter heirathete 1744 den eben erwähnten deutschen lutherischen Prediger Mühlenberg, aus Einbeck in Hannover, der 1742 nach Amerika gekommen war. Zwei Söhne dieser Ehe waren der spätere Revolutionsgeneral Peter und der erste Präsident des Kongresses, Friedrich August Mühlenberg; eine Tochter heirathete den Pfarrer Joh. Christoph Kunze, dessen Nachkommenschaft noch heute in New-York blüht.

Ungefähr eine englische Meile unterhalb Wommelsdorf, gegen Reading zu, ist Weiser auf einem kleinen Hügel begraben. Er selbst hat sich den Platz ausgesucht, der etwa 100 Quadratfuß groß, von einer jetzt zusammengefallenen Einzäunung umgränzt ist. Unter Gestrüpp und hohem Gras liegt der Grabstein, ein rother Sandstein, dessen oberer Theil abgebrochen. Die Inschrift ist kaum mehr zu entziffern, nur mit Mühe kann man die Worte „Konrad Weiser“ „1696“, „Würtemberg,“ „1760 gestorben“ herausbringen.

Kehren wir nunmehr nach Schoharie zurück. Nach des ältern Weisers Weggang von dort beruhigten sich die Leidenschaften allmälig, und es trat mit jedem Jahr eine bessere Zeit für die junge Ansiedlung ein. Ein Theil der Deutschen zog weiter vorwärts in das Mohawk-Thal, wo sie vom neuen Gouverneur ganz umsonst herrliche Ländereien angewiesen erhielten; die Zurückgebliebenen erfreuten sich eines täglich steigenden Wohlstandes und genossen auch ziemlich unverkürzt die Früchte ihres Fleißes, da keine Eingriffe von außen mehr Statt fanden. Es dauerte nicht mehr lange, und die Ansiedler waren im Stande, eine Pfarre zu gründen und einen Pfarrer zu besolden. Während der ersten fünfundzwanzig Jahre ihrer Niederlassung in Schoharie waren sie zu arm dazu gewesen. Anfangs kamen sie zwar regelmäßig zusammen, lasen sich ein Kapitel aus der Bibel vor und sangen gemeinschaftlich ein geistliches Lied. Später erhielten sie ab und zu Besuche von Reisepredigern, welche theils von New-York, theils von Pennsylvanien kamen, und im Sommer in einer Scheune, im Winter in einem Privathause zur Gemeinde sprachen. Wilhelm Christoph Berkemeyer, dem wir bereits in Neuburg begegnet sind, predigte regelmäßig einige Mal im Jahr in Schoharie; er war eine Zeit lang Pfarrer in Loonenburg, dem jetzigen Athens, gegenüber der Stadt Hudson am Flusse gleichen Namens.

Seinen eigenen Pfarrer erhielt Schoharie aber erst 1743 in der

Person von Peter Nicolaus Sommer, der 1709 in Hamburg geboren, dort als Kandidat der Theologie lebte und Anfang 1742 den ihm nach Schoharie gewordenen Ruf annahm. Sommer reiste über London nach Amerika. Die Schiffe gingen damals noch so selten zwischen beiden Welttheilen, daß er erst am 10. März 1743 nach New-York abfahren konnte. Er landete hier im April 1743 und trat am 30. Mai 1743 sein Amt in Schoharie an. Sein Gehalt belief sich auf 40 Pfund; Pfarrhaus und Kirche, bestehend in einer ziemlich rohen Blockhütte, die sich noch heute an der südöstlichen Ecke des Friedhofes von Schoharie findet, wurde im Sommer 1743 gebaut und konnte berits am 12. September 1743 eingeweiht werden. Sommer war ganz der Mann für den schweren Beruf, dem er sich an den Gränzen der Zivilisation mit so großem Eifer und Erfolge widmete. Von Charakter freundlich und theilnehmend, ohne Ueberhebung und Dünkel, dabei kühlen Blutes, rasch entschlossen und energisch, ward er bald der Vater seiner Gemeinde, der Helfer in der Noth und der theilnehmende Freund im Glück seiner Pfarrglieder. Sein Einfluß brachte es bald dahin, daß am 16. Mai 1750 der Grundstein zu einer neuen, steinernen Kirche gelegt und daß diese bereits am 6. Mai 1751 eingeweiht werden konnte.

Wenn der Zufluß neuer Einwanderer aus Europa auch gering war, so kamen doch ihrer viele aus den benachbarten Niederlassungen, ja selbst aus Pennsylvanien nach Schoharie. Schon gegen Ende der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts waren in den sieben Dörfern und in deren nächster Umgebung alle Ländereien in festen Händen. Im Jahre 1752 zählte Schoharie nach Brown 104 Häuser mit 125 Familien, die etwa 900 Seelen ausmachten. Manche ältere Ansiedler verkauften zu guten Preisen und wagten sich weiter in die unbebaute Wildniß hinaus, oder die Söhne und Töchter drangen nach den verschiedenen Weltgegenden vor und gründeten, wo sie ein fruchtbares Thal fanden, neue Niederlassungen. Auf diese Weise enstand etwa zehn engl. Meilen westlich vom heutigen Flecken Schoharie dessen erste Tochterkolonie Cobelskill, nach dem gleichnamigen Bache so genannt. Wer Cobel oder Kobel, wie er in den ältesten Quellen geschrieben wird, eigentlich war, ist nirgends gesagt; Brown erzählt, er habe versprochen, an der Mündung des nach ihm genannten Baches in den Schoharie eine Mühle zu bauen, sein Versprechen aber nie ausgeführt. Der Cobelskill entspringt im benachbarten Bezirke Otsego und fällt, sechszehn Meilen in nordöstlicher Richtung laufend, bei Central-Bridge in den Schoharie, dessen bedeutend-

sten Nebenfluß er bildet. Die ersten Ansiedler ließen sich 1750 an seinen Niederungen auf einem reichen Alluvialboden nieder. Unter ihnen sind die Schäfer, Bauch, Werner, Lawyer, Braun und Borst von Schoharie bekannte Namen, zu ihnen treten noch die Freimeier (Frimire) und ein Georg Fester aus Pennsylvanien. Cobelskill bildet gegenwärtig ein westlich von Schoharie gelegenes Town (Gemeinde), in welchem u. A. Lawyersville und die berühmte Howe'sche Höhle liegt, und noch heute ist die Mehrzahl seiner Bewohner deutschen Ursprungs.

Gleich nordwestlich an Cobelskill schließt sich die ehemalige Gemeinde Neu-Durlach an, welche jetzt in die beiden Gemeinden Seward und Sharon zertheilt und, wie ihr Name schon andeutet, deutschen Ursprungs ist. Im Herbste 1753 waren in New-York etwa 100 badische Einwanderer angekommen. Sie hielten sich während des Winters in Albany auf und ließen sich im Frühjahr 1754 in jenem nordwestlichen Theil des heutigen Bezirkes Schoharie nieder. Als die hervorragendsten Männer dieser Einwanderung werden genannt: Sebastian Franz, Christoph und Michael Merkle (Merckley oder Markley) und Ernst Fritz (Freats oder Freetse); andere Ansiedler waren Hieronymus Kreisler (Cryslaer) und die drei Söhne des Pfarrers Sommer in Schoharie. Der Hauptort erhielt der alten badischen Stadt zu Ehren den Namen Neu-Durlach (New Dorlack) und wurde erst 1797 von den damals die Mehrheit bildenden Einwanderern aus Connecticut in Sharon umgetauft. Es ist das berühmte Bad Sharon, das amerikanische Wildbad. Der südliche Theil des Town wurde 1840 von Sharon getrennt und nach dem damaligen Gouverneur, spätern Staatsminister Seward benannt. Einzelne Niederlassungen weisen noch durch ihre Namen auf ihren deutschen Ursprung hin, so in der nordwestlichen Ecke Engelville, in der südöstlichen Hyndsville (Heinzville), dazwischen aber laufen die Ländereien des Borst, Kreisler, Bellinger, Fritsche, Richtmeyer, Spornheuer, Dockstedter, Kneiskern, Jung und Anderer.[115]

Oestlich an Seward und Sharon anstoßend liegt das heutige Carlisle, welches ursprünglich Neu-Rheinbeck hieß und 1760 von Deutschen gegründet wurde, welchen es in Rheinbeck am Hudson nicht mehr gefiel. Die ersten Familien von Neu-Rheinbeck hießen Andreas Lauchs, Conrad Engel, Philipp Kerker und Peter Jung.

Südlich vom heutigen Schoharie dehnten sich, den gleichnamigen Fluß entlang laufend, die deutschen Niederlassungen bis an die Gränze des heutigen Bezirkes Greene aus. Das jetzige Middleburg ist das alte

Weisersdorf. Auch das weiter südlich gelegene Town Fulton wurde, namentlich im Nordwesten, theils von den ersten Deutschen mit angesiedelt, theils erst später von den Deutschen bebaut und in festes Eigenthum erworben. Die ersten größeren Landankäufe wurden von Wilhelm Bauch im Mai 1765 und Heinrich Hager im Dezember 1768 gemacht. Nikolaus Fick, Wilhelm Kreisler, Peter Becker, Heinrich Hager, verschiedene Jörgs, Keysers und Dietz sind die ersten Ansiedler von Fulton und Breakabeen. Letzterer Ort hat seinen Namen von den dort reichlich vorgefundenen Binsen erhalten, welche, wie die amerikanischen Quellen versichern, auf deutsch Brekabeens heißen sollen. (Auf welchen Ursprung dieses offenbar verstümmelte Wort zurückzuführen ist, konnte der Verfasser nicht ermitteln.) Weiter südlich von Breakabeen nach Gilboa zu verengt sich das Thal immer mehr. Die Berge werden zu schroffen Felsen, die oft 1500—2000 Fuß hoch sind und so nahe zusammenrücken, daß sie kaum den Schoharie durchlassen. Gilboa wurde 1764 zuerst von den deutschen Gebrüdern Diese angebaut; als Tories flohen sie aber während der Revolution nach Canada und verwirkten ihr Land. Der südöstlichste Theil des jetzigen Bezirks Schoharie ist Conesville, wo sich ebenfalls im Jahre 1764 Ulrich Richtmeyer niederließ. Als äußerste Gränzansiedlung war es aber während des Unabhängigkeitskrieges so sehr den Ueberfällen der Indianer und Tories ausgesetzt, daß es von seinen Bewohnern fast ganz verlassen wurde und erst nach dem Frieden aufzublühen anfing.[116]

So war denn der ganze Bezirk Schoharie beim Ausbruch der Revolution von Deutschen besiedelt; ihre Farmen zogen sich, von den sieben Dörfern ausgehend, etwa 25 bis 30 engl. Meilen im Umkreise um dieselben herum. Der Fleiß der Einwanderer verwandelte das schöne Thal in einen blühenden Garten, und überall, wohin der Fuß des Deutschen nur drang, entwickelte sich bald fröhliches Gedeihen, Zufriedenheit und Ueberfluß.

Achtes Kapitel.

Die Deutschen am Mohawk.

Eine gute Folge hatte die Reise Weisers nach London denn doch gehabt: dem englischen Ministerium war durch seine Beschwerden die Bedeutung der deutschen Einwanderung für die Ansiedlung der new-yorker Gränzbezirke klarer geworden, als durch die Berichte der königlichen Gouverneure. Es sandte deßhalb die pfälzer Bittschrift mit dem gemessenen Befehle an Burnet, denjenigen schoharier Deutschen, welche sich gehorsam gezeigt und noch kein Land erworben hätten, solches überall da anzuweisen, wo es ihnen gelegen und vortheilhaft erscheine.[117]

Burnet war ein ebenso einsichtiger und verständiger als gewissenhafter und selbstständig handelnder Mann. Er kannte die Vorzüge und Schwächen der Pfälzer, begriff sehr wohl ihr Mißtrauen, das durch die Handlungsweise Hunters erzeugt war, und bemühte sich, die Interessen der Krone mit denjenigen der Ansiedler in Einklang zu bringen. Daß diese Politik von Erfolg gekrönt wurde, ist hauptsächlich Burnets Verdienst. Er behandelte die Deutschen nicht wie eine Heerde Sklaven, über die er willkürlich schalten und walten konnte, wie Hunter es gethan hatte, sondern er wandte sich an ihre Einsicht und ihren Verstand, überzeugte sie mit Gründen und förderte durch diese einzig zweckmäßige Politik den Vortheil der Krone und der Kolonie. Kurz ehe er den vom 29. November 1720 datirten Befehl des Ministeriums erhielt, hatte er beabsichtigt, die Deutschen oberhalb der Niagara-Fälle anzusiedeln und dort zugleich zu ihrem und der befreundeten Indianer Schutz ein Fort gegen die Franzosen zu bauen. Es ist also die Gegend um das

heutige Buffalo herum, welche der Scharfblick des Gouverneurs als eine viel verheißende, den Indianerhandel beherrschende Niederlassung ins Auge gefaßt hatte.

„Sobald ich", schreibt er am 26. November 1720 den Lords des Handels,[118] „die königlichen Geschenke erhalten haben werde, will ich mich zu den Senekas begeben und ihnen mittheilen, daß ich zu ihrem Schutze gegen die Franzosen ein Fort zu bauen und mit einer Kompagnie Soldaten zu besetzen beabsichtige. Um das Gelingen dieses meines Planes zu sichern, will ich Offizieren und Soldaten dort Land geben, ebenso den Pfälzern und Allen, die dahin gehen wollen. In wenigen Jahren kann sich die Ansiedlung selbst erhalten, da der Boden dort sehr fruchtbar ist; sie wird aber bald eine der besten in der Provinz sein, da sie den Paß beherrscht, den alle unsere Indianer passiren müssen, um zu jagen und Pelzhandel zu treiben. Wir können dann zugleich oberhalb der Fälle des Niagara eine Niederlassung gründen, wo die Schiffe gebaut werden, die zum Handel mit den an den großen Seen wohnenden Indianern dienen. Dieser Handel ist ungeheuer und wurde bisher ausschließlich von den Franzosen mit den in unserer Provinz gekauften Waaren getrieben."

Die Deutschen wollten sich aber nicht mitten unter den Indianern ansiedeln und über 300 engl. Meilen von ihren Landsleuten entfernen lassen.[119] Dagegen baten sie den Gouverneur, ihnen unter den Schoharie am nächsten wohnenden Indianern Ländereien anzuweisen. Burnet kam diesem Wunsche, der ganz im Einklang mit den ihm von London zugekommenen Anweisungen stand, unter der Bedingung nach, daß die Niederlassung wenigstens 80 Meilen von Albany und 40 Meilen oberhalb Fort Hunter an der Mündung des Schoharie in den Mohawk, bei den kleinen Fällen des letztern, der jetzigen Stadt Little Falls, angelegt werden solle. Er gedachte auf diese Weise die Gränze der Provinz vierzig Meilen weiter nach Westen vorzuschieben und gab den Deutschen am 9. September 1721 die Erlaubniß, den Indianern das Land in Little Falls abzukaufen. Wenn der Gouverneur noch am 1. Oktober 1721 schrieb, daß die Pfälzer mit dieser Anordnung sehr zufrieden gewesen seien, so berichtet er dagegen am 21. November 1721 minder günstig:[120]

„Als ich in Albany war, glaubte ich die Pfälzer auf den jüngst von den Indianern für sie gekauften Ländereien fest angesiedelt zu haben; allein ich fand sie in viele Parteien gespalten. Die Unruhestifter nähr=

ten die Zerrissenheit um so mehr, damit der größere Theil die Provinz verließe, und damit die Zurückbleibenden dann um so mehr von dem für Alle angekauften Land erhielten. Zu dem Ende sagten sie mir, daß der von den Indianern verkaufte Landstrich viel kleiner sei als angegeben, und daß höchstens zwanzig Familien ihren Unterhalt dort finden könnten. Ich wies ihnen aber die Abgeschmacktheit dieser Behauptung nach, indem ich ihr Grundstück mit einem andern verglich, welches nach ihrem eigenen Zugeständniß kleiner war, keinen bessern Boden hatte und gleichwohl 130 Familien ernährte. Seit ich aber ausfand, daß sie absichtlich das, was ich für sie gethan hatte, unterschätzten, dachte ich, statt streng zu sein und zu Zwangsmaßregeln zu schreiten, viel besser, zu warten, bis sie sich von selbst zur Ansiedlung dieses neuen Landstriches entschließen würden. Sechszig Familien dagegen, die für sich und getrennt von den anderen zu leben wünschten, sich auch der Regierung stets treu und anhänglich erwiesen hatten, gab ich die Erlaubniß, sich von den Indianern Land zu kaufen zwischen den gegenwärtigen englischen Niederlassungen nahe Fort Hunter und einem Theile von Canada am Canada Creek, wo sie einen um so stärkeren Schutz gegen die plötzlichen Einfälle der Franzosen bilden werden, welche gerade diesen Weg wählten, als sie zuletzt die Gränzstadt Schenectady angriffen und verbrannten. Die übrigen Pfälzer haben nun seit meiner Rückkehr nach New-York Einige aus ihrer Mitte zu mir gesandt und mich um Vermessung des für sie gekauften neuen Landstrichs gebeten. Diese Sendung beweist mir, daß ich Recht hatte, wenn ich bei meiner Anwesenheit in Albany nicht zu streng war. Ich finde überhaupt unter diesen Leuten wenig Dankbarkeit für die ihnen erwiesenen Wohlthaten. Diejenigen, welche von meinem Vorgänger auf dem besten Lande angesiedelt sind, verketzern ihn am meisten. Ein paar verschlagene Kerle unter ihnen verleiten die Masse zu Allem, was sie wollen. Im Allgemeinen sind die Pfälzer ein fleißiges und ehrliches, aber hartköpfiges und unwissendes Volk (a laborious and honest, but headstrong, ignorant people)."

Kurz, die eigensinnigen Deutschen besannen sich bald eines Besseren und ließen jeden Widerspruch fahren. Die Erwerbung des Besitztitels auf das in Aussicht genommene Land machte jetzt auch keine Schwierigkeiten mehr. Bereits unterm 9. Juli 1722 übertrugen die Indianer ohne jede Gegenleistung und aus keinem andern Grunde, als weil sie ohnehin Land genug hätten und den Pfälzern und Hochdeutschen zur

Gewinnung ihres Lebensunterhalts behülflich sein wollten, der Regierung einen etwa 24 engl. Meilen langen Landstrich zu Gunsten von Konrad Weiser jr., Jakob Kopp, Johann Joseph Petri, Konrad Reichard, Nikolaus Feller, Heinrich May, A. Schmidt, Rudolf Staring, Peter Spies, Peter Wagner, Peter Konrad Kern, Jakob Werner und aller übrigen unter der new-yorker Regierung stehenden Pfälzer und Hochdeutschen. Das Land lag auf beiden Ufern des Mohawk, lief, bei dem jetzigen Little Falls anfangend, von da westlich bis ans obere Ende des Flusses, genannt Garrendagaraus, und hatte weder nach Norden noch Süden bestimmte Gränzen. Neben dem Wiesenland im Thale kam der Wald auf den dasselbe einfassenden Höhen so wenig in Betracht, daß die Ansiedler so viel Hochland nehmen konnten, als ihnen beliebte.

Am 17. Januar 1723 baten Johann Joseph Petri und Konrad Reichard im eigenen und ihrer Landsleute Namen den Gouverneur, das von den Indianern geschenkte Land vermessen und theilweise einzelnen Deutschen anweisen zu lassen. Burnet verfügte auf diese Eingabe, daß jede Person, einerlei, ob Mann, Frau oder Kind, hundert Acker erhalten solle. Im Ganzen machten 39 Familien oder 94 Personen, darunter 22 weibliche, von dieser Begünstigung Gebrauch, so daß bei der ersten Vertheilung 9400 Acker in den Besitz der Pfälzer gelangten.[121] Das Dokument, in welchem jedem der Betheiligten sein Land angewiesen wurde, heißt nach dem Gouverneur das Burnetsfield-Patent und ist am 30. April 1725 ausgestellt, schließt aber natürlich nicht aus, daß die Ansiedler sich schon vor dieser Zeit auf dem Lande niedergelassen haben, da sie schon von 1722 an sich im thatsächlichen Besitze desselben befanden. Die königlichen Bedingungen waren dieselben, wie bei der Verleihung aller übrigen Kolonialländereien; die Belehnten mußten eine nur nominelle Grundrente von zwei und einem halben Shilling per hundert Acker zahlen und wenigstens drei Acker von je fünfzig innerhalb drei Jahren nach dem Datum der Verleihung urbar machen.

Unter den Ansiedlern finden wir verschiedene Namen, denen wir schon auf Livingston Manor und in Schoharie begegnet sind, während wieder andere zum ersten Mal auftauchen und offenbar der Einwanderung der Jahre 1721 und 1722 angehören. Auf der Südseite des Flusses lassen sich u. A. die Dachstedter nieder, die schon am Hudson gewohnt hatten; die Herckheimer, welche als Erghemars aufgeführt werden und erst vor kurzem über den Ozean gekommen sein müssen, die Feller, Helmer, Orendorf, Pellinger, Reichard, Spies, Weber und

Wohlleben; auf der Nordseite die Biermann, Baumann, Demuth, Heger, Helmer, Kast, Kunz, Lent, Pell, Petri, Schuhmacher und Staring.

Die bisherigen englischen Gouverneure von New-York hatten die Pflege guter Beziehungen zu den Indianern sträflich vernachlässigt oder, von anderen, drängenderen Sorgen in Anspruch genommen, nicht ins Auge gefaßt. Burnet war der erste, welcher die Bedeutung des Indianerhandels für die Blüthe der Kolonie und die aus seiner Monopolisirung hervorgehende politische Suprematie der Franzosen mit staatsmännischer Einsicht beurtheilte und dem entsprechend handelte. Die sechs Nationen, welche damals das ganze nördliche und westliche New-York beherrschten, hatten, so treu sie bisher auch den Engländern gewesen waren, in letzter Zeit doch eine bedenkliche Hinneigung zu den Franzosen verrathen, welche im Allgemeinen ihre wilden Bundesgenossen besser zu behandeln, mehr auf sie einzugehen und dauernder an sich zu fesseln wußten.

Der im achtzehnten Jahrhundert in Amerika kolonisirende und Handel treibende Romane vermischt sich überhaupt leicht mit dem Indianer, lernt seine Sitten und Sprache und fühlt sich in den Armen einer Squaw eben so glücklich, wie im Besitz einer weißen Frau. Fast bedürfnißlos lebt er friedlich unter den Eingeborenen, und statt sie sich zu unterwerfen, statt ihnen seinen Willen aufzuzwingen, paßt er sich mit einer gewissen Vorliebe dem wilden Leben der Prairie und des Waldes an. Neue Ideen, höhere Anschauungen trägt er nicht unter sie, es sei denn der Katholizismus, der mit seiner Musik und seinem äußern Pomp, seinen bunten Gewändern und seinem Weihrauch einen größern sinnlichen Eindruck auf die Indianer macht, oder daß er Sonntags nach dem Gottesdienst mit ihnen nach der Fidel tanzt und alltäglich aus derselben Branntweinflasche mit ihnen trinkt. Nicht einmal ein festes und solides Blockhaus baut sich der Franzose unter seinen rothen Freunden, sondern begnügt sich damit, ein paar Pfähle in die Erde zu schlagen und sie mit Fällen oder Baumrinde zu bedecken. Seine Hütte steht in der Mitte zwischen dem Indianer-Wigwam und dem Blockhaus der Germanen, sie bildet kaum den Uebergang von jenem zu diesem. Diese fröhlichen und von der Hand in den Mund lebenden europäischen Abenteurer sind äußerst brauchbare Pelzhändler oder bilden eine höchst werthvolle Besatzung für ein in der Wildniß gelegenes Fort, aber den Kontinent vermögen sie dem wilden Manne und der wilden Natur nicht ab-

zuringen. Anders der Germane. Stolz und bewußt tritt er, vom ersten Augenblick seiner Landung an, dem Indianer als Herr und Gebieter gegenüber, und nur ausnahmsweise läßt er sich von der Noth Zugeständnisse abzwingen, welche die Romanen den Rothhäuten entgegenzubringen pflegen. Wohin er dringt, da giebt es Blutvergießen und Krieg, bis der Wilde vernichtet oder vertrieben ist, da wird mitleids- und erbarmungslos der feste Grund zur Herrschaft der Zivilisation gelegt. Der Deutsche ist milder und gerechter in seinem Wesen als der Engländer, er entzweit sich nur in der äußersten Noth mit den Indianern und behandelt sie wenigstens äußerlich stets wie seines Gleichen; aber in der ganzen Chronik der deutschen Ansiedlungen sind nur zwei Fälle verzeichnet, daß Deutsche Indianerinnen geheirathet haben. Und in einem dieser Fälle haben wir es mit dem Herrnhuter Friedrich Post zu thun, der durch seine Heirath größern Einfluß auf die sechs Nationen zu gewinnen suchte und in der That auch erlangte.

Burnet nun kam es vor Allem darauf an, den bisher zwischen Montreal und Albany von den Franzosen betriebenen Handel zu verhindern, ihn dagegen den englischen Ansiedlern durch die Freundschaft mit den Indianern zuzuwenden oder wenigstens durch seine Ausbeutung die Franzosen zu schwächen. Am St. Lorenz saßen diese zu fest; in der Richtung dahin konnte er also nicht mit ihnen wetteifern. Er suchte deßhalb den Handel von Montreal fortzuziehen, belegte ihn für alle New-Yorker mit harten Strafen und richtete seine Aufmerksamkeit auf die großen westlichen Seen, um wo möglich den ganzen Verkehr mit den Indianern in New-York zu konzentriren. Zu diesem Zwecke hatte er schon 1722 an der Mündung des Oswego-Flusses in den Ontario-See den Handelsposten Oswego angelegt.[122] Weiter im Westen wollte er noch am Niagara ein Fort bauen und dort u. A. auch, wie wir oben gesehen haben, die Pfälzer ansiedeln; diese dienten aber auch jetzt seinen politischen Zwecken, indem er am westlichen Eingang des Mohawk-Thals, dem Ausgangs- und Endpunkte der nach Norden und Westen führenden Indianerpfade und Handelswege, ihre erste größere Niederlassung gründete.

Little Falls, deren bedeutendster Punkt, war nach Westen hin etwa vierzig Meilen von der letzten größern Ansiedlung der Weißen entfernt. Es wurde besonders wichtig durch die hier vom Mohawk gebildeten Stromschnellen, welche den Handel des ganzen Thales beherrschten und die Händler zwangen, ihre Waaren umzuladen oder ihre Boote über

Land auf die andere Seite zu tragen. Diese „kleinen Fälle“ sind zwar nicht so bedeutend wie die großen Fälle des Mohawk bei Cohoes, nicht weit von seiner Mündung in den Hudson oberhalb Troy; allein ihr Besitz ist deßhalb wichtiger für den Verkehr, weil bei ihnen die einzige Handelsstraße durch das Thal unterbrochen wird, während die großen Fälle bei Cohoes schon in der Ebene liegen und verschiedene Parallelstraßen haben.

Diese Niederlassung würde aber in der Luft geschwebt und schwerlich dem ersten feindlichen Anprall widerstanden haben, wenn sie nicht im Rücken durch eine Kette anderer Ansiedlungen gedeckt worden wäre. Wir sahen oben im Briefe Burnets vom 21. November 1721, daß er sechszig pfälzer Familien, den er besonders gewogen war, die Erlaubniß gab, sich zwischen Fort Hunter (dem jetzigen Tribes Hill) und dem Ost-Canada Creek von den Indianern Land zu kaufen. Diese etwa 25 engl. Meilen lange Strecke stellte die Verbindung zwischen den östlichen holländisch-englischen Gränzbezirken und Albany und Schenectady, sowie der neuen deutschen Kolonie bei Little Falls her, so daß nunmehr eine den Fluß entlang laufende Linie von Niederlassungen gewonnen war, die sich mitten in das Indianergebiet hinein erstreckte. Die deutschen Ansiedlungen zogen somit einen doppelten Gürtel um die östlicher gelegenen holländisch-englischen Niederlassungen, und die äußersten Vorposten bei Little Falls und German Flats (dem heutigen Herkimer) erlangten, wenn auch keine Stütze, so doch wenigstens Fühlung mit den in ihrem Rücken gelegenen Nachbarn.

Wir haben es hier natürlich nicht mit den älteren Gemeinwesen zu thun, die sich auf die beiden gleichnamigen heutigen Bezirke Albany und Schenectady nebst dem östlichen Theil des heutigen Bezirks Montgomery beschränkten. Für uns kommen nur die westlicher gelegenen deutschen Kolonien in Betracht, denen die gefährlichste und verantwortlichste Aufgabe bei der Ausdehnung des englischen Machtgebietes zugewiesen war. Den Mohawk entlang von Osten nach Westen vorschreitend, ist die östlichste Ansiedlung fast ganz in dem jetzigen Bezirke Montgomery enthalten, während, wie oben erwähnt, die westlichste im jetzigen Bezirke Herkimer liegt und nach Westen noch etwas darüber hinausgeht. Fort Hunter ist ihr östlichster Ausgangspunkt, und bei Frankfurt, etwa 50 Meilen weiter westlich, findet sich ihr Endpunkt. Die ganze Länge des Mohawk von Schenectady bis Frankfurt beträgt etwa 70 engl. Meilen; die Deutschen also hatten mehr als zwei Drittel dieser langen

Linie gegen Franzosen und Indianer zu schützen und zu bewahren. Ueberall rechtfertigten sie fortan das in sie gesetzte Vertrauen und dankten der Regierung für die verhältnißmäßig geringe Landschenkung durch den wirksamen Schutz, welchen sie zu allen Zeiten den östlichen Niederlassungen gewährten. Während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts waren sie der starke Wall gegen das Andringen der Feinde.

Das Mohawk-Thal ist eine der reizendsten und malerischsten Landschaften in dem an Naturschönheiten so reichen Staate New-York. Wer diese gesegneten Gefilde jetzt mit der Central-Eisenbahn in wenigen Stunden durcheilt und an wilden Schluchten und schroffen Felsen, saftigen Matten und reichen Feldern vorüberfliegt, der vergegenwärtigt sich wohl schwerlich, daß noch keine fünf Geschlechter dahin gegangen sind, seit die tapferen deutschen Bauern sich in der damals ungebrochenen Wildniß dieses herrlichen Thals niederließen und es zoll- und fußweise, mit der Pflugschaar und dem Schwerte kämpfend, den feindlichen Indianern und Franzosen abrangen. Der Fluß rauscht und schäumt wild über Felsen dahin; hier verengt sich das Thal, dort breitet es sich zu beiden Seiten desselben wieder aus. Oft treten die Felsen so dicht an den Mohawk heran, daß kaum Raum für die Straße übrig bleibt; dann wieder schweift der Blick über grüne Wiesen und fruchtbare Ackerfelder. Die Landschaft wechselt mit jeder Windung des Flusses; fast jede Viertelstunde thut sich vor dem Beschauer ein neues, in sich abgeschlossenes Bild auf. Das eine wetteifert mit dem andern an schroff-wilder romantischer Schönheit, an idyllischem Reiz und kräftigem Behagen; aber in ihrer Art sind sie alle schön.

Auf diesem herrlichen, aber wilden, unangebauten Fleck Erde also, in diesen zuvor kaum vom Fuß eines Weißen betretenen Wäldern, welche damals noch der gellende Kriegsruf des Indianers durchdrang, siedelte Gouverneur Burnet unsere Landsleute an. Man kannte das Land so wenig, und dieses hatte so unbestimmte Gränzen, daß man es politisch zu Canada rechnete. Feste Wohnplätze waren natürlich westlich von Fort Hunter nirgends vorhanden. Nur am Flusse hatten die Mohawks drei sogenannte Festen, rohe Erdwerke mit massiven achteckigen Blockhäusern, erbaut, welche den sich hier sammelnden Indianern Schutz gegen auswärtige Feinde boten. Die unterste Feste (lower castle) stand bei Fort Hunter an der Mündung des Schoharie, die mittlere (middle castle) weiter westlich beim jetzigen Fort Plain an der Mündung des Olsquago in den Mohawk, während die obere Feste (upper castle),

das heute noch sogenannte Indian castle in der Gemeinde Danube, auf der Südseite des Flusses lag.

Den Weg ins Mohawk-Thal fanden die deutschen Ansiedler einerseits den Schoharie und andererseits den Hudson entlang. Die Bewohner von Schoharie hatten es näher und bequemer. Sie konnten die etwa 25 engl. Meilen lange Entfernung von dort bis Fort Hunter fast in einem Tage zurücklegen, und wie sie in Folge ihrer Streitigkeiten mit den Landeigenthümern in Schoharie veranlaßt waren, sich von der Regierung die Besitzanweisung der schönen Ländereien zu erbitten, so ließen sie sich jetzt auch zuerst im Thale nieder. Es dauerte aber auch nicht lange, bis der Ruf von dem fruchtbaren Lande, welches dort umsonst zu haben war, nach Livingston Manor drang. Schon 1724, als die Vermessung von Germantown stattfand, zogen zehn Familien nordwärts an den Mohawk, ihnen folgten andere, und auch von den neuen Einwanderern des Jahres 1721 schlossen sich ihnen viele an. Während die Ansiedler am Schoharie und Hudson verhältnißmäßig wenig Land (höchstens 100 Acker per Familie) hatten und neues nur für schweres Geld dazu kaufen konnten, erhielten die, welche sich am Mohawk niederließen, in dessen schwerem, fruchtbarem Thalboden je 100 Acker umsonst und konnten sich leicht aufs doppelte und dreifache ausdehnen. Rechnet man auf eine deutsche Familie nur fünf Personen — und gewöhnlich waren ihrer mehr — so hatte sie ohne die mindeste Schwierigkeit ein Besitzthum von 500 Ackern; dazu kam aber noch die freie Benutzung der Weide und des Waldes auf den Höhen, die das Thal einfassen.

Kein Wunder also, daß die Pfälzer sich an den Mohawk drängten. Denn den Landreichthum hält der deutsche Einwanderer noch heute für das höchste und kostbarste Gut; er giebt Alles dahin und begeht selbst die größten ökonomischen Dummheiten, nur um recht viel Land sein zu nennen. Zu Hause hatte er kaum eine dürftige Scholle; aber kaum in Amerika angekommen, geht sein Ehrgeiz dahin, wo möglich eine Farm, größer als das größte Schulzengut seines heimathlichen Dorfes, zu besitzen. Selbst die deutschen Handwerker in den großen amerikanischen Städten legen ihre ersten Ersparnisse in einem in der Nähe gelegenen Bauplatz an; Sonntags besucht ihn die ganze Familie, besichtigt ihn zum zehnten und hundertsten Male von allen Seiten, und geht mit dem stolzen Bewußtsein nach Hause, Grundeigenthümer zu sein. Es ist der alte Grundzug im Charakter unseres Volkes, der Drang nach persön-

licher Unabhängigkeit, welche ihm nur in Gestalt der Seßhaftigkeit erreicht zu sein scheint. Der Verfasser dieser Geschichte hörte einst in einer der Vorstädte von New-York einen amerikanischen und einen deutschen Jungen die Vorzüge ihrer beiderseitigen Väter preisen. „Mein Vater", rief der Amerikaner, „hat ein Konto in der Bank;" „das ist noch nichts," erwiderte der deutsche Junge, „ein Bank-Konto kann jeder Schwindler haben, aber mein Vater hat ein Haus und zwei Lots (Bauplätze)."

Es war also nichts natürlicher, als daß in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Strom der Einwanderung in das Mohawk-Thal immer mehr anschwoll und dasselbe im Laufe der Zeit ganz anfüllte. Die ersten Ansiedler sind den Schoharie entlang gezogen und haben sich in dem westlichen Winkel niedergelassen, den dieser Nebenfluß durch seine Vereinigung mit dem Mohawk bildet. Derselbe umfaßt die heutigen Towns Glen, Root und Canajoharie im Bezirke Montgomery. Das zwischen Mohawk und Schoharie gelegene Land in Glen wurde von 1722 bis 1726 in zehn verschiedenen Patenten an Ansiedler verliehen.[123] Unsere Quellen sagen nur im Allgemeinen, daß sich, wie das auch aus der damaligen Lage unserer Landsleute hervorgeht, viele Deutsche unter ihnen befanden, ohne uns Einzelheiten über ihre Namen, Schicksale und Ansiedlungen zu geben. Glen gegenüber dagegen, in der Nähe des Forts Hunter, des jetzigen Tribes Hill, werden einzelne deutsche Familien schon um 1725 erwähnt. Die Dachstädter, Hansen und Fischer ließen sich dort u. A. auf demselben Grunde nieder, auf welchem die ersten französischen Jesuiten etwa hundert Jahre vorher von den Indianern ermordet worden waren.[124] Von Schoharie aus uns westlich nach dem Mohawk wendend, finden wir in der Gemeinde Root die erste größere deutsche Niederlassung im jetzigen Yatesville auf der Südseite des letztgenannten Flusses. Als ihre Gründer werden Jakob Diefendorf, Rudolf Keller, David und Friedrich Lutz und Jakob Lainer genannt. Die Ansiedler waren zahlreich genug, um während des ganzen vorigen Jahrhunderts einen deutschen Lehrer zu unterhalten. Ebenso früh begegnen wir weiter westlich in Canajoharie deutschen Ansiedlern. Bereits 1724 treten dort die Familien Diefendorf, Kraus, Baumann, Dillenbach, Lieber und Fuchs auf. Der Ort der ersten Ansiedlung liegt unmittelbar am Mohawk, südlich von Palatine Bridge, jener Station der new-yorker Central-Eisenbahn, von welcher aus man jetzt nach dem Bade Sharon fährt. Von Canajoharie dehnten sich die deutschen Niederlassungen zur selben Zeit auf dem linken Mohawk-Ufer aus; eine

der bedeutendsten derselben war Stone Arabia, oder wie die Deutschen es nannten, Stonerabi. Im vorigen Jahrhundert hieß der ganze Bezirk so; jetzt heißt er, auf seine Anfänge hindeutend, Palatine. Stone Arabia war der natürliche Mittelpunkt zwischen den Ansiedlungen von Schoharie und den weiter westlich gelegenen bei Herkimer. Während des ganzen vorigen Jahrhunderts fanden die lebhaftesten Beziehungen zwischen den Bewohnern der genannten und aller dazwischen gelegenen Ortschaften statt. Die dortige deutsche Kirche ist selbst älter, als die in Schoharie, indem sie bereits 1739 erbaut wurde. Gerade in Stone Arabia ließen sich viele Schoharier nieder. Am 19. Oktober 1723 verlieh der Gouverneur Burnet 12,000 Acker an Johann Christian Gerlach u. A. Sie bildeten die sechszig loyalen Familien, welche der Gouverneur in seinem oben angeführten Schreiben erwähnt. Wir finden unter den dortigen Ansiedlern die uns bereits bekannten Namen Gerlach, Lawyer, Frey, Casselmann, Schnell, Fink, Erhard, Seibert, Ingold, Fuchs, Pfeiffer und Becker. Natürlich wurden diese Beziehungen durch Heirathen erhalten und erweitert, zumal da bis zum Ausbruch der Revolution die Kluft zwischen den Deutschen und den älteren holländischen und englischen Ansiedlern noch sehr groß war. Der Pfarrer von Schoharie hielt regelmäßig in Stone Arabia Gottesdienst. Erst 1782 tritt dort der erste englische Schullehrer auf; bis dahin war der Unterricht und die Sprache ausschließlich deutsch gewesen. Von hier schritten die deutschen Ansiedlungen naturgemäß den Fluß entlang weiter westlich vor. Wilhelm Fuchs ließ sich bei der sogenannten Palatine Church nieder, und Christian Fuchs errichtete dort später die erste Kornmühle; Peter Wagner (Waggoner) baute sich noch weiter westlich an. Die Bezirke, welche die Entfernung zwischen Palatine Church und Little Falls auf der nördlichen Seite des Flusses bezeichnen, heißen Oppenheim und Mannheim und weisen schon durch ihre Namen den Ursprung ihrer ersten Ansiedler nach. Oppenheim wurde wahrscheinlich von einem angesehenen spätern Deutschen des Thales, Dr. Petrie, so genannt, welcher aus der pfälzischen Stadt gleichen Namens war. Jetzt heißt der südlichste am Fluß gelegene Theil von Oppenheim St. Johnsville. Unter seinen ersten Einwohnern finden wir die Namen Hillebrandt, Zimmermann, Gethmann, Riepen, Wallrath und Klock. Heinrich Heiß (Hayes) war der erste deutsche Lehrer; erst 1792 konnte ein Irländer, Lot Ryan, eine englische Schule anfangen. Christian Klock baute hier 1756 die erste deutsche Kirche, deren erster Pastor der später nach Her=

kimer berufene Rosenkrantz und dessen Nachfolger Johann Heinrich Disland war. Mit Oppenheim und Mannheim korrespondirend, finden wir auf der südlichen Seite des Flusses die Gemeinden Minden und Donau. Minden in Westfalen war, nachdem die dortige Schlacht (1758) mit einer empfindlichen Niederlage der Franzosen geendet hatte, einer der populärsten Namen in den Kolonien und wurde verschiedenen neuen Ansiedlungen beigelegt. Dieser Umstand schließt nicht aus, daß die Gegend schon früher von Deutschen angebaut war; er zeigt nur, daß sie sich unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege dichter bevölkerte und zur Unterscheidung von anderen Ortschaften einen Namen beilegen mußte. Die Namen der Einwanderer Diefendorf, Wagener, Groß, Keller, Schmidt beweisen sogar, daß Minden mit zu den ältesten deutschen Ansiedlungen gehörte. Auch hier war Heinrich Heiß der erste Lehrer; er hat also auf beiden Seiten des Flusses Unterricht ertheilt. Die erste Mühle wurde von Isaak Landmann angelegt, der seinen Namen in Isaac Countryman übersetzte. Spätere Niederlassungen mehr im Innern gelegen sind Heßville und Freysbusch. Die weiter westlich gelegene Gemeinde Danube, die wie das gegenüberliegende Mannheim nach der heutigen politischen Eintheilung zum Bezirk Herkimer gehört, vollendet auf der Südseite des Mohawk die Verbindung mit Little Falls und wird im Laufe der Zeit besonders als Wohnsitz der bedeutendsten Familien, vor Allem als Heimath des Generals Herckheimer wichtig.

Wir haben somit eine fortlaufende Kette von deutschen Ansiedlungen, die von mehr als vierzig engl. Meilen Länge sich zu beiden Seiten des Mohawk von Fort Hunter bis Herkimer erstreckt. Bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts berechnet man die Zahl der in diesem Theile des Thales vorhandenen Häuser auf fünfhundert,[125] so daß sich daraus annähernd eine Gesammtbevölkerung von 2500—3000 Einwohnern ergiebt. Natürlich war der Landbau die Hauptbeschäftigung der großen Mehrzahl der Deutschen. Viele von ihnen trieben aber, wie ausdrücklich erwähnt wird, einen einträglichen Handel mit den Indianern, indem sie diesen gegen Pulver und sonstige Bedürfnisse ihre Pelze abkauften und zu dem Ende bis an die äußersten Gränzen des Indianergebiets, nach Oswego und Niagara, vordrangen. Wir machen wohl keinen Fehlschluß, wenn wir bei den im Verlaufe unsrer Geschichte als besonders vermögend und einflußreich hervortretenden Pfälzern die Quelle ihres höheren Ansehens und Einflusses in ihrem durch den Indianerhandel erworbenen, verhältnißmäßig größern Reichthum suchen.[126]

Während und unmittelbar nach dieser Zeit wurden verschiedene Anläufe gemacht, eine größere, namentlich deutsche Einwanderung an den Mohawk zu ziehen; allein sie scheiterten auch jetzt wieder an der Unschlüssigkeit und Habgier der Kolonialregierung.

Gouverneur Cosby hatte 1734 einen gedruckten Aufruf an alle europäischen Protestanten erlassen, worin er sie unter Auseinandersetzung der außerordentlichen örtlichen Vortheile zur Ansiedlung im Norden von New-York aufforderte und den ersten fünfhundert Familien je zweihundert Acker Land gegen eine nur nominelle Grundrente versprach. Er rechnete vor Allem auf deutsche Ansiedler, welche er zur Gewinnung von Hanf zu verwenden dachte. Dieser Aufruf wurde in England, Schottland und Holland verbreitet und zugleich ins Deutsche übersetzt, um deutsche Auswanderer anzuziehen.[127] Diese zogen aber, durch die traurigen Erfahrungen ihrer 1710 ausgewanderten Landsleute mißtrauisch gemacht, Pennsylvanien vor, trotzdem, daß in New-York das Land bedeutend besser und wohlfeiler war. Zwei Jahre später suchte Philipp Livingston, der würdige Sohn des uns bereits bekannten Robert Livingston, die Sache zu seinem persönlichen Vortheil auszubeuten und die Deutschen an der von Cosby ausgesuchten Stelle am Canada Creek und Mohawk anzusiedeln. Er wußte von seinem Vater, welche glänzenden Geschäfte sich mit den armen Einwanderern machen lassen, wenn man sie nur gehörig zu pressen und zu rupfen versteht, und bat deßhalb 1736 in Gemeinschaft mit einem gewissen Storke um lastenfreie Ueberlassung einer bedeutenden Landstrecke. Natürlich würde er den Deutschen, die sich darauf niedergelassen hätten, höchstens ein Viertel der für jede Familie bestimmten 200 Acker gegeben und sich nicht allein ein ausgedehntes, sondern durch den Anbau auch werthvolles Besitzthum gesichert haben. Der Gouverneur wies Livingston aber ab, weil dieser sich nicht einmal zur geringsten Gegenleistung verpflichten wollte; zugleich hoffte er immer noch, daß die Deutschen sich direkt an ihn wenden möchten; sie blieben aber aus oder kamen nur vereinzelt.

Wie sehr recht sie daran thaten, den liberalen Versprechungen nicht zu trauen, bewies ein paar Jahre später die schnöde Behandlung des schottischen Kapitains Laughlin Campbell, welchem 10,000 Acker für 100 am George-See anzusiedelnde protestantische Familien versprochen waren.[128] Campbell glaubte den Worten der Kolonialregierung und brachte in den Jahren 1739 bis 1741 im Ganzen 83 Familien herüber, bestehend aus 423 Erwachsenen und einer großen Anzahl Kin-

der. Allein unter dem Vorwande, daß er die bestimmte Zahl nicht geliefert habe, erhielt er keinen Heller für seine Bemühungen und Auslagen. Inzwischen hatte Gouverneur Cosby seinem Nachfolger Clarke Platz gemacht. Dieser und seine Räthe machten die Erfüllung des Vertrages von einer vortheilhaften Betheiligung an demselben abhängig. Campbell war zu stolz, zu ehrlich und zu sehr von seinem Rechte überzeugt, als daß er sich zu einem Handel herabgelassen hätte, er wies verächtlich jedes Zugeständniß zurück und starb — ein Opfer der Habsucht der Lenker der Provinz — in Elend und Armuth.[129]

Dauernde Ruhe und behagliches Gedeihen war aber den ersten Ansiedlern nicht gegönnt. Nach Jahre langen Kämpfen und Entbehrungen hatten sie kaum angefangen, sich der Segnungen des Friedens und der Früchte ihres unverdrossenen Schaffens zu erfreuen, ihre Kinder waren gerade herangewachsen, um die Hülfe und Stütze ihrer Eltern bei der Arbeit zu sein, als der sauer errungene Wohlstand durch den zwischen Engländern und Franzosen ausgebrochenen Krieg bedroht und theilweise mit roher Faust zerstört wurde. Seinen grausamen und mörderischen Charakter erhielt dieser von 1744—1748 wüthende, sogenannte König Georgs Krieg durch die Indianer, welche jeder der streitenden Theile als Bundesgenossen für sich zu gewinnen suchte. An sich waren die europäischen Gegner so schwach, daß sie kaum gegen einander hätten ins Feld rücken können, weßhalb sie sich um so mehr auf die Freundschaft der eingebornen Wilden angewiesen sahen. Den Engländern war es bis jetzt zwar gelungen, die sechs Nationen auf ihrer Seite zu behalten, jetzt fingen diese aber an zu schwanken und sich den Franzosen zuzuneigen, da diese sie als Ebenbürtige behandelten und durch größere Vortheile an sich zu fesseln wußten. 1744 hatten die Franzosen nicht weniger als zwölf Sendlinge unter den Senekas, um sie auf ihre Seite zu bringen, und damals war es nur dem großen persönlichen Einfluß des englischen Indianer-Agenten, des spätern Baronets und Generals William Johnson, zu danken, daß die Indianer der englischen Krone treu blieben.[130] Im nächsten Jahre gelang es, wie wir im letzten Kapitel gesehen haben, den Bemühungen Konrad Weisers, deren Erbitterung ob der vielfach an ihnen verübten Ungerechtigkeiten zu besänftigen und sie von dem beabsichtigten Anschluß an Canada abzuhalten. Trotz alledem kamen vereinzelte Ueberfälle der vereinsamten Ansiedlungen vor. Der gute Viehstand und Haushalt der Ansiedler reizte die Beutegier der Indianer, welche in dieser Beziehung keinen sehr großen

Unterschied zwischen Freund und Feind zu machen pflegten. Mehr als ein Deutscher wurde während des Krieges skalpirt oder am Wege erschossen gefunden. So groß war die Unsicherheit, daß alle Häuser im Thal, so gut es gehen wollte, befestigt waren, und daß der friedliche Bauer, um gegen einen plötzlichen Ueberfall gesichert zu sein, mit dem Gewehr über der Schulter oder dem Schwert an der Seite seinen Acker bestellte.[131]

Im Jahre 1746 drangen die Franzosen und Indianer, von einem Jesuiten Peter Coeur geführt, durchs Thal bis nach Albany und Schenectady vor, zerstörten oder raubten, was sie fanden, tödteten oder skalpirten, wer ihnen in den Weg kam, und verübten jede nur denkbare Schandthat. Die Bewohner des Thals kamen diesmal noch mit dem Schrecken davon; nur wenige Unvorsichtige fielen dem Feinde in die Hände, der mit Recht in den Städten reichere Beute erwartete und deßhalb sich bei den Bauern nicht unnöthig aufhielt.

Der aachener Friede von 1748 machte auch den Feindseligkeiten in diesem Theile Amerika's ein Ende, zugleich aber trug er die Keime neuer Kämpfe in sich, da er keins der außereuropäischen streitigen Verhältnisse bestimmt erledigt hatte. Von Deutschland waren die Ansiedler des Mohawk-Thales geflohen, um den Erpressungen und Mißhandlungen der Franzosen zu entgehen, und in Amerika hatten sie vom deutschen Nationalfeinde wo möglich noch grausamere Ungebühr und Bosheit zu erdulden. Der Mensch kann sich nun einmal nicht den höchsten Interessen und Kämpfen seiner Zeit entziehen, sondern wird in ihren Dienst gezwungen, er mag wollen oder nicht. Wie die Glaubenskriege der Reformation am St. Lorenz und St. John ihren Widerhall fanden, so wurden jetzt auch die deutschen Bauern im Thal mit in den Kampf verwickelt, durch dessen glückliche Beendigung die germanische Selbstregierung für immer die französische Autokratie aus Amerika verdrängte.

Kaum sechs Jahre waren nach dem Friedensschluß von 1748 vergangen, als zwischen Engländern und Franzosen der große Entscheidungskampf um die Herrschaft über Amerika ausbrach. Der Krieg, welcher in Europa der siebenjährige hieß, führte schon 1754 in der westlichen Wildniß, an den äußersten Grenzen der Zivilisation, die beiden Nebenbuhler ins Feld. Bisher waren die Deutschen von seinen Gräueln verschont geblieben. Sowohl das vom Gouverneur Burnet an der Mündung des Oswego in den Ontario-See erbaute Fort Oswego, als auch die Befestigungen bei dem heutigen Rome hatten die Franzosen

verhindert, ins Mohawk-Thal einzubrechen. Im Jahre 1756 fiel aber Fort Oswego, und ebenso wurden auch die unbedeutenden Befestigungen am Wood Creek und obern Mohawk von den Franzosen zerstört. Dem Feinde stand jetzt kein Hinderniß mehr außer Rome entgegen, und er konnte es umgehen, wenn er durch die Wildniß am Black River vorrückte und östlich vom heutigen Utica, dem damaligen Fort Stanwix, das Thal erreichte.

Ein französischer Kapitain, Belletre, war der Erste, der an der Spitze von etwa 300 Mann Canadiern und Indianern auf diesem Wege nach den German Flats, dem jetzigen Herkimer, gelangte und am 12. November 1757 ganz unerwartet die dortige Niederlassung überfiel. Dieselbe lag zwischen der Gabel, welche die Mündung des West-Canada-Baches in den Mohawk bildet, und umfaßte, vom Mohawk nach Norden bis zum genannten Bache in ziemlich gerader Linie fortlaufend, 31 Häuser, an deren Mitte, nach Osten zu, sich unmittelbar die Kirche und das Pfarrhaus anschlossen. Gerade der Mündung des West-Canada-Baches gegenüber und auf der Südseite des Mohawk, etwa eine englische Meile vom jetzigen Flecken Herkimer entfernt, lag das befestigte Herckheimer'sche Haus und ein paar Schritte davon nach Westen hin das Fährhaus. Sonst gab es damals in der ganzen Nachbarschaft nur noch zehn Häuser, von denen zwei nach Little Falls zu auf der Südseite des Mohawk, die übrigen acht aber in ziemlich gleichmäßigen Zwischenräumen vom nördlichen Mohawk-Ufer aus an der linken Seite des West-Canada-Baches hinaufliefen.

Leider war nicht die mindeste Vorsichtsmaßregel gegen den Ueberfall getroffen. Der in Albany kommandirende General Abercrombie hatte trotz aller Aufforderungen Sir William Johnsons, des königlichen Indianer-Agenten im Thal, weder Truppen an die bedrohten Punkte, vor allen Fort Herkimer, geschickt, noch die Bewohner selbst gewarnt. Johnson, der sonst unermüdliche Vertreter der Interessen der Ansiedler, lag an der Gicht krank zu Hause, und die Deutschen selbst, welche, wie es heißt, rechtzeitig von den Indianern auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam gemacht waren, hatten sie aus Leichtsinn und Sorglosigkeit unterschätzt. Sie fürchteten den Feind nicht, er würde es nicht wagen zu kommen, sollen sie dem Indianer geantwortet haben, der ihnen schon vierzehn Tage vor dem Ueberfall den Plan der Franzosen mittheilte. Kurz, Belletre gelangte am 11. November Nachmittags ohne jedes Hinderniß bis in die unmittelbare Nähe der German Flats. Er verbarg

sich eine halbe Stunde nördlich davon im Walde und fiel in der Nacht des 12. gegen 3 Uhr Morgens über die nichts Böses ahnenden Ansiedler her. Sofort brachen die Indianer mit wildem Kriegsgeschrei in die Häuser ein, rissen die noch schlafenden Bewohner aus den Betten, skalpirten Weiber, Kinder und Männer, und trieben die, welche ihrem ersten Angriff entronnen waren, im bloßen Hemd ins Freie, wo die Franzosen die Arbeit ihrer wilden Bundesgenossen fortsetzten und Alle niedermetzelten, welche nicht schnell genug fliehen konnten. Es war eine grausame Schlächterei. Anfangs wehrten sich die unglücklichen Männer tapfer. Als sie aber sahen, daß jeder Widerstand bei der Uebermacht des Feindes vergeblich sei, ergaben sie sich auf Gnade und Ungnade; allein trotzdem wurden die Häuser sammt und sonders niedergebrannt, die Pferde der Ansiedler mitgenommen und ihr Vieh vertrieben oder getödtet. Man rechnet über 40 Todte und an 102 Gefangene. Der Pfarrer Rosenkrantz hatte sich mit einigen Gemeindegliedern kurz vor dem Angriff ins Fort auf der Südseite des Flusses geflüchtet und entkam auf diese Weise; ein paar andere ertranken, als sie denselben durchschwimmen wollten. Es ist noch der ruhmredige Bericht Belletre's erhalten, in welchem er seinen wohlfeilen Triumph wahrhaft lächerlich übertreibt.[132] Er will 1500 Pferde, 3000 Schaafe und 3000 Stück Rindvieh, ferner an Mobiliar, Waaren und baarem Geld an anderthalb Millionen Livres erbeutet haben; außerdem behauptet er noch für 80,000 Livres Werth in Juwelen und Kleidern vorgefunden zu haben. Aber selbst auf englischer Seite wurde der Verlust, den die Ansiedler erlitten, auf 50,000 Dollars berechnet, wonach auf jedes Haus mehr als 1000 Dollars fallen würden, eine für die damaligen Zeiten und Verhältnisse ungeheure Summe und ein rühmlicher Beweis für die Wohlhabenheit der Geplünderten.

Belletre wagte dies Mal nicht, das auf der Südseite des Flusses gelegene befestigte Haus Herckheimers anzugreifen, weil er glaubte, daß es eine Besatzung von 350 Mann habe, während es in der That ganz von Vertheidigern entblößt war; er zog sich also ohne Verlust auf seiner Seite wieder nach Canada zurück, wohin er seine erst im folgenden Jahre wieder ausgelösten Gefangenen mitschleppte.

Indessen war der Kelch der Leiden für die armen Bewohner der German Flats noch nicht geleert. Im Frühjahr 1758 kam der Feind verstärkt wieder und griff die Niederlassungen auf der Südseite des Mohawk an. Dies Mal hatten sich aber die Ansiedler besser vorgesehen

und waren auf die Ankunft der Franzosen vorbereitet. Kapitain Nikolaus Herckheimer leitete die Vertheidigung und schickte eine Kompagnie berittener Jäger aus, welche den in das Fort flüchtenden Bewohnern behülflich waren, oder die entfernteren dem feindlichen Angriff ausgesetzten Häuser vertheidigen halfen. Am 30. April 1758, gegen 4 Uhr Nachmittags, griffen die Franzosen mit ihren indianischen Bundesgenossen die Wohnungen in der Nähe des Forts an. Etwa dreiunddreißig Personen wurden getödtet, dagegen verlor der Feind auch fünfzehn Todte.[133] An das Fort selbst wagte sich derselbe nicht heran, weil er es gut vertheidigt fand, desto ungestrafter verwüstete er dagegen die preisgegebenen Häuser. Einzelne Ansiedler, welche sich nicht früh genug in Sicherheit bringen konnten, wurden unterwegs überrascht und niedergemacht. Ein Zug Flüchtlinge hatte gerade Halt gemacht und wurde von den Indianern überfallen. Die Fuhrleute waren aber nicht gewillt, sich ohne Kampf zu ergeben. Sie flüchteten also in den obern Stock des Hauses und unterhielten von hier aus ein wohlgezieltes Feuer auf die Indianer, bis diese von den zu Hülfe herbeigeeilten Grenzjägern verjagt wurden. Einer der Fuhrleute aber, Johann Ebel, erschrak ob der Drohung des Feindes, das Haus in Brand zu stecken, derartig, daß er aus dem Fenster sprang und getödtet wurde. Eine deutsche Frau hatten die Indianer skalpirt als todt auf dem Felde liegen lassen, nachdem ihr noch die Nase abgeschnitten und verschiedene Wunden beigebracht waren. Als es aber dunkel war, raffte sie sich auf und schleppte sich ins Fort. Nach ihrer Erzählung waren es Onondaga-Indianer, welche die Franzosen auf ihrem Raubzuge begleiteten. Die Frau blieb trotz ihrer furchtbaren Verstümmelung am Leben, was als ein ganz außerordentliches Ereigniß in unsern Quellen hervorgehoben wird.

Uebrigens hielt die hier geleistete tapfere Gegenwehr die Franzosen vom weiteren Vordringen ins Thal ab. Die Kinder der armen Ansiedler, die vor den Banden der Turennes, Melacs, Villars und wie alle jene Mordbrenner heißen mochten, Sicherheit überm Meer gesucht hatten, mußten von den Söhnen und Enkeln jener Barbaren dieselben Niedertrachten, ja noch Aergeres in der amerikanischen Wildniß erdulden. Zu Dutzenden wurden die armen Deutschen von den Indianern, den wilden Bundesgenossen der Franzosen, skalpirt; selbst Frauen und unschuldige Kinder wurden in jenen rohen Gränzkriegen mit zerschmettertem Hirn oder verstümmelten Gliedern häufig am Waldessaum gefunden. Aber alle diese Grausamkeiten vermochten nicht, die franzö-

sische Herrschaft über Amerika zu befestigen. Wie auf dem deutschen Kriegsschauplatz Roßbach sie dem Gespött der Welt preisgab, wie Minden ihre Niederlage vollendete, so sicherte auch in New-York und Canada die Einnahme von Fort Frontenac (Kingston) und die Uebergabe von Quebeck (1759) den Sieg Englands und seine Alleinherrschaft in Amerika. Vor den Wällen von Quebeck wurden die hochfliegenden Pläne der französischen Hegemonie über den westlichen Kontinent auf ewig begraben.[1]

Die nächste Folge für die deutschen Niederlassungen bestand in der Pazifikation der Indianerstämme und in den Segnungen des Friedens für die schwer heimgesuchten Ansiedler. Im folgenden Jahre kehrten die Ueberlebenden aus der Gefangenschaft zurück und fanden bei den vom Kriege verschont gebliebenen Landsleuten bereitwillige Hülfe und Unterstützung. Die verlassene Hofesstelle wurde wieder aufgesucht, und bald blühte wieder frisches Leben aus Schutt und Verwüstung.

Nur einmal noch tönte der gellende Kriegsruf durchs Thal, aber dies Mal glücklicher Weise nur als blinder Lärm. Am letzten Tage des Juli 1762 verbreitete sich nämlich plötzlich die Schreckenskunde, die Indianer seien von Fort Schuyler her im Anmarsch und metzelten Alles nieder, was ihnen begegne. Einige Wochen vorher hatte in der That ein ernstlicher Streit zwischen den Oneidas und der Besatzung von Fort Schuyler stattgefunden, wobei es sogar zum Blutvergießen gekommen war. Die Ansiedler hatten davon gehört und hielten deßhalb die schlimme Botschaft für nur zu wahrscheinlich. Alles eilte zu den Waffen.[134] Sir Wm. Johnson brach noch in der Nacht auf, in welcher er die Nachricht empfing, und traf am nächsten Morgen in Frey's Hause in Canajoharie die Milizen und Mohawks, mit denen er vorzurücken gedachte. Hirr klärte sich aber das Mißverständniß auf. Ein betrunkener Indianer war nackt durch den Mohawk geschwommen und unter Springen und Schreien auf ein Haus zugeeilt, in welchem zur Zeit nur zwei kleine Mädchen waren, während die Eltern im Felde arbeiteten. Die Kinder liefen in ihrer Angst hinaus zu den Arbeitern und machten aus dem einen betrunkenen Indianer einen ganzen Haufen nackter Indianer mit geschwungenen Tomahawks und geladenen Gewehren. Die Männer, ohne nur nach den Einzelheiten zu fragen, schwammen eiligst über den Fluß, um Schutz bei den dortigen Ansiedlern zu suchen und riefen ihren Nachbarn zu, daß die Indianer in hellen Haufen heranrückten. Jeder trug die Schreckensbotschaft weiter, bald

waren aus dem einen betrunkenen Indianer viele Hunderte geworden. Endlich gab sich doch der Eine oder der Andere die Mühe, der Sache auf den Grund zu gehen, und siehe, der betrunkene Indianer wurde am Heerde desselben Hauses, von welchem der Lärm ausgegangen war, im tiefsten Schlafe gefunden. So beruhigten sich denn allmälig die aufgeregten Gemüther wieder, aber es dauerte einige Tage, ehe die Wahrheit bis in die fernsten Winkel des Thales dringen konnte. So lächerlich dieses Ereigniß auch auf den ersten Blick erscheinen mag, so darf man doch nicht vergessen, daß die Metzeleien der Jahre 1757 und 1758 noch frisch im Gedächtniß der Ansiedler waren und daß sie nur zu sehr eine gewisse nervöse Gereiztheit derselben entschuldigen.

Als endlich im August des Jahres 1763 in den Kirchlein des Thals, an den German Flats, in Little Falls, in Canajoharie, Palatine Church und Stone Arabia, sowie endlich in Schoharie und am Hudson in Loonenburg und Germantown das Friedensfest gefeiert wurde, da war es nicht bloß das Gefühl der überstandenen Gefahr, welches die deutschen Ansiedler vereinigte und froh stimmte, sondern auch die nicht unbegründete Hoffnung, daß mit der Vertreibung der Franzosen Leben und Eigenthum fortan nicht mehr gefährdet, daß endlich die Tage der Ruhe und Erholung von den bisherigen Mühsalen gekommen seien.

Wenn auch länger, als zwischen den beiden oben erwähnten Kriegen, so ruhte der Sturm doch auch jetzt nur zwölf Jahre, denn schon 1775 brachen die ersten Kämpfe der Revolution aus. Diese kurze Zeit war aber eine Periode großen Gedeihens und rüstigen Fortschritts im Thale. Namentlich trug die Verwaltung Sir Wm. Johnsons viel zur Herbeiführung geregelter und geordneter Zustände bei. Es giebt überhaupt keinen Mann im Thal, welcher dort während des dritten Viertels des vorigen Jahrhunderts einen mächtigern persönlichen Einfluß ausgeübt hätte. Geboren 1715 in Irland, kam er 1738 auf den Wunsch seines Onkels, des spätern englischen Admirals Sir Peter Warren, nach Amerika, der ihn zum Verwalter seiner großen an der Mündung des Schoharie in den Mohawk gelegenen Ländereien ernannte. Der junge Johnson, eine durchaus praktische, nüchterne und klar blickende Natur, fing bald einen selbstständigen (namentlich Pelz-) Handel mit den Indianern an und legte dadurch den Grund zu seinem spätern großen Vermögen. Seine Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit erwarben ihm im höchsten Grade das Vertrauen der Ansiedler und Ein-

geborenen, welche letztere ihn sogar unter ihre Häuptlinge aufnahmen. So ist es lediglich sein Verdienst, daß die Mohawks so vielen Versuchungen Seitens der Franzosen widerstanden und stets der englischen Krone treu blieben. Bei den Deutschen erwarb er sich durch seine strenge Gerechtigkeit nicht minder hohes Ansehen. Er heirathete 1740 die Tochter eines armen deutschen Bauern, Katharine Weisenberg, die ihm drei Kinder, darunter die späteren Sir John und Guy Johnson, gebar. Die Frau wird als schön, verständig, sanft und hingebend geschildert, starb aber schon 1746. Es war Schade, meint ein englischer Biograph Johnsons, daß sie nicht noch zehn Jahre länger lebte, denn sonst wäre die deutsche Bäuerin Lady Johnson geworden. Durch eine spätere Verbindung mit Molly Brand, der Schwester eines berühmten Indianer-Häuptlings, erhöhte Johnson noch seinen Einfluß unter den Indianern. Erst nach zehnjährigem Aufenthalt im Thale nahm er Theil an den öffentlichen Angelegenheiten. 1747 wurde er Milizen-Oberst, dann Indianer-Agent und 1757 sogar Baronet für den Sieg, welchen er am Georgs-See über die Franzosen unter Dieskau errungen hatte; 1759 nahm er Fort Niagara, und mit dem Frieden erhielt er die einflußreiche Stelle eines Oberaufsehers aller Indianer-Angelegenheiten in New-York und Canada. Er starb unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution, am 11. Juli 1774, und hinterließ in seinen beiden Söhnen zwei unbedingte Anhänger der königlichen Sache und thätige Freunde ihrer früheren Nachbarn, der Bewohner des Mohawk-Thales.

Um jedoch zu der unmittelbar auf den Krieg folgenden Zeit zurückzukehren, so blieben die Ansiedler fortan unbelästigt von äußeren Gewaltthätigkeiten. Von Canada aus waren keine Einfälle mehr zu befürchten, da es englisch geworden war: auch die Indianer hatten ihre Bedeutung verloren, weil es keine sie aufhetzenden Parteien mehr gab, und weil das englische Interesse jetzt das allein maßgebende war. In keinem frühern Zeitraum hatte sich deßhalb auch die Zahl der Niederlassungen und der Landbewilligungen so schnell vermehrt. Johnson selbst stand mit an der Spitze der Spekulation, welche sich die schönsten Landstrecken durch Eingaben beim Gouverneur des Staates sicherte. So wurden bloß im Gebiet des jetzigen Bezirks Herkimer bewilligt: 1761 an Alexander Colden und Genossen 4000 Acker, 1762 an Philipp Livingston 20,000 Acker, 1765 an Franz Conrad und Genossen (lauter Deutsche) 8000 Acker, 1768 an Wm. Walton 12,000 Acker, 1769 an Peter Hasenclever und Genossen 18,000 Acker, 1770 an

an Henry Glen (Jersey field Patent) 94,000 Acker.[135] Dazu kommt die königliche Schenkung, welche Johnson zur Belohnung seiner Dienste von Georg III. erhielt. Der ihm gewordene „Royal Grant" enthielt alles zwischen den Canada Creeks, etwa 13 englische Meilen tiefe und nördlich vom Mohawk gelegene Land, welches etwa 60,000 Acker umfaßte. Dieser Strich hieß später das Königsland (King's land) und bildete einige Jahre später einen besondern Distrikt im Tryon-Bezirk. Ja, im benachbarten, unmittelbar an Herkimer gränzenden Bezirk Oneida sicherten sich 1766 Johnson, Sir Henry Moore, General Gage und Lord Holland nicht weniger als 200,000 Acker des besten Indianerlandes. So wurden die Indianer mit jedem Jahre mehr zurück gedrängt. Die meisten der Belehnten aber ließen dies leicht gewonnene Grundeigenthum wild liegen und rechneten darauf, es später vortheilhaft zu verkaufen; Johnson dagegen that etwas für die Besiedlung und gab namentlich gern armen deutschen Familien gegen einen äußerst geringen Zins Grundstücke in Pacht.[136]

Galt es übrigens, einen nichtswürdigen Landschwindel zu vereiteln, so zögerte Johnson nicht, mit seinem ganzen Ansehen für die übervortheilten Indianer einzutreten. Im Jahre 1763 ereignete sich ein solcher Fall, welcher charakteristisch für eine ganze Klasse ähnlicher Betrügereien ist und für uns auch aus dem Grunde ein näheres Interesse bietet, weil ein Deutscher, Georg Klock, eine hervorragende, wenn auch keineswegs beneidenswerthe Rolle dabei spielt.

Um den allergröbsten Betrügereien bei dem Landerwerb vorzubeugen, hatte die Regierung schon zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts verfügt, daß kein Indianertitel an sich gültig sein solle, sondern daß er zu seiner Rechtskraft der Bestätigung des Gouverneurs bedürfe. Wer also Land an sich bringen wollte, mußte demselben einen Uebertrag von den Indianern vorlegen, diese aber mußten ihn vorher bei den Berathungen des ganzen Stammes genehmigt und durch ihre Häuptlinge unterzeichnet haben. Die gewöhnliche Art des Betruges war nun die, daß man „genug Land für eine kleine Farm" verlangte und ihr später einen zehn-, hundert-, ja tausendfachen Umfang gab, daß man die Indianer betrunken machte, um sie zur Zeichnung zu bewegen, oder daß man beliebige unbedeutende Indianer an Stelle der Häuptlinge zuzog. Es hing dann natürlich immer noch von dem Einfluß der Käufer bei dem Gouverneur ab, ob sie die gesetzliche Bestätigung erhielten; meistens aber wurde diese nicht versagt, weil entweder der Gouverneur selbst

oder seine nächste Umgebung Antheil an dem vortheilhaften Geschäft zu erhalten pflegten. Wer keinen Namen oder Anhang hatte, mußte natürlich größere Opfer bringen, als wer einer alten aristokratischen Familie angehörte. Die Kolonialaristokratie aber baute sich hauptsächlich aus glücklichen Landspekulanten auf, und der Gouverneur stand fast immer auf ihrer Seite, weil er durch unbedingte Hingabe an ihre Interessen seine eigene Lage bedeutend verbesserte. Wie in den Vereinigten Staaten noch heute die Gouverneurstellen in den westlichen Territorien zu den einträglichsten Aemtern gehören, weil sie Gelegenheit bieten, das beste Land vorwegzunehmen und aus den Landspekulationen oft kollossale Vermögen zu machen, so gab es im vorigen Jahrhundert kaum einen englischen Gouverneur in den amerikanischen Kolonien, welcher durch dasselbe Mittel nicht ebenfalls seine zerrütteten Vermögensverhältnisse zu verbessern oder seinen Reichthum zu vermehren gesucht hätte.

Unter den new-yorker aristokratischen, durch Betrug reich gewordenen Familien standen die Livingstons oben an. Weß Geistes Kind Robert Livingston, ihr amerikanischer Begründer, war, ist schon bei der Geschichte Leislers und der deutschen Ansiedlungen am Hudson erzählt worden. Sein Sohn Philipp trat ganz in die Fußtapfen des Vaters und ist uns als gewissenloser Spekulant bereits in diesem Kapitel begegnet. Er hatte 1733 das sogenannte Canajoharie-Patent, welches die werthvollsten Ländereien der Mohawks in jener Gegend und vor allem ihre Ackergründe umfaßte, durch einen Betrug erworben, welcher selbst in jenen Tagen, wo jede Art Indianerbeschwindlung als erlaubter Handelskniff galt, ganz unerhört war. Livingston nämlich verschaffte sich für seinen angeblichen Kaufbrief die Unterschrift von fünf einflußlosen Mohawks, und statt in Gegenwart der, übrigens in seinem Falle nicht vorhandenen Verkäufer das Land am Tage zu vermessen, schickte er in einer hellen Mondscheinnacht einen gewissen Collins und Peter Wagner an Ort und Stelle, die, während die Mohawks schliefen, in aller Eile etwa 100,000 Acker des besten Landes vermaßen. Auf Grund dieses gefälschten Uebertrags und dieser Mondschein-Vermessung nun ließ sich der biedere Livingston ein Patent vom Gouverneur geben. Es war offenbar seine Absicht, erst nach dem Tode der betheiligten oder vielmehr nicht betheiligten Indianer mit seinen angeblichen Rechten hervorzutreten; allein der Betrug wurde bald, nachdem er verübt war, entdeckt. Bei dem 1754 in Albany gehaltenen Kongreß beschwerten sich die Mohawks bitter darüber, und ihre Klage wurde für so begründet erachtet, daß sogar William Livingston,

der Sohn des Hauptschwindlers, sich erbot, alle Titel und Ansprüche auf das Land aufzugeben. Die Sache konnte damals jedoch nicht definitiv erledigt werden, weil sich unter den Erben der ersten Theilhaber am Patent mehrere Minderjährige befanden. Inzwischen hatten sich Deutsche auf dem Lande niedergelassen; sie bebauten es gegen eine geringe Grundrente, welche sie den Indianern entrichteten. 1762 endlich hielt Livingston seine Zeit für gekommen, und während er früher unter der ausdrücklichen Angabe, daß das Land ihm nicht gehöre, den Verkauf einzelner Parzellen von der Hand gewiesen hatte, trug er jetzt auf gerichtliche Austreibung der dort angesiedelten deutschen Bauern an.[137]

Während dieser Prozeß noch schwebte, verwickelte sich die Sachlage noch mehr durch die Niedertracht des obengenannten Georg Klock, eines in Canajoharie wohnenden Agenten und Spießgesellen Livingstons und eines Theilhabers an dem Patente. Er bat nämlich verschiedene Mohawk-Indianer zu sich ins Haus, machte sie betrunken und ließ sie in diesem Zustande einen neuen Kaufbrief unterzeichnen, worin sie nicht allein alle ihre Rechte auf das fragliche Land aufgaben, sondern auch die Gültigkeit des ersten Uebertrags anerkannten. Der Gouverneur Monckton übergab nunmehr die Sache Sir William Johnson zur Untersuchung; dieser aber lud die Indianer und ihre Gegner auf den 10. März 1763 nach Canajoharie zur Verhandlung und Erledigung der dreißigjährigen Streitfrage ein.

Die Mohawks kamen mit allen ihren Häuptlingen, sowie mit dreiunddreißig ihrer vornehmsten Frauen. Sogar Oneidas und Cayugas erschienen im Interesse der endgültigen Regulirung dieser ihren Brüdern so wichtigen Angelegenheit. Johnson eröffnete, umgeben von acht Friedensrichtern, die Versammlung, machte die Indianer mit deren Zweck bekannt und forderte sie auf, sich über die beiden im Original vorgelegten Kaufbriefe von 1733 und 1762 zu erklären. Cayenquiragoa, ihr Sprecher, wies in einer längern Rede die Ungültigkeit der beiden Dokumente so rührend und überzeugend nach, daß unter den Richtern auch nicht der geringste Zweifel ob ihrer Verwerflichkeit bestehen blieb. Am ausführlichsten verweilte er bei dem letzten, angeblich an Georg Klock gemachten Uebertrag. Der Sprecher erzählte in schmucklosen, aber beredten Worten, wie dieser Mann bloß dadurch, daß er die Indianer betrunken gemacht, seine bösen Absichten erreicht habe, wie er ganz im Gegensatz zu den übrigen Deutschen, welche immer redlich und freundlich gegen die Mohawks gewesen seien, nur durch List und Betrug in nde

Besitz des fraglichen Dokuments gelangt sei, und wie er höchstens mit ein paar Gallonen Branntwein, nicht aber in Geld den Gegenwerth für das reiche und schöne Land bezahlt habe. Johnson entschied sofort an Ort und Stelle, daß dasselbe nach wie vor den ursprünglichen Besitzern gehöre, leider aber ließ der Gouverneur seine Entscheidung unberücksichtigt.

Die Vertreter von Livingston und alle übrigen Theilhaber am Patent, sei es, daß sie sich schämten, oder daß sie von der Unmöglichkeit der Aufrechterhaltung ihrer Ansprüche überzeugt waren, nahmen sofort den Ausspruch Johnsons als bindend für sich an. Nur Klock wollte nicht nachgeben und bestand auf seinem angeblichen Rechte. Indessen blieben alle Schritte erfolglos, welche er später zu deren Geltendmachung that; zudem wollte ihm Niemand das Land abnehmen. Den letzten Versuch, den angeblichen Verkauf umzustoßen, machten die Indianer durch Joseph Brant im Jahre 1772; allein obgleich der damalige Gouverneur Tryon ihnen volle Gerechtigkeit versprach, so blieb die Sache doch wieder liegen. Klock aber wurde seinen Nachbarn so verhaßt und hatte solche Angst vor den Indianern, daß er im letztgenannten Jahre Canajoharie verließ.

Bald darauf brach die Revolution aus, welche auch die Besitzverhältnisse im Mohawk-Thale gründlich revolutionirte.

Neuntes Kapitel.

Johann Peter Zenger, der deutsche Drucker. Ein Preßprozeß aus dem Jahre 1735.

Unter den pfälzer Einwanderern, welche im Juni 1710 mit dem Gouverneur Hunter in New=York landeten, befand sich auch eine junge Wittwe, Johanna Zenger. Unsere in dieser Beziehung dürftigen Quellen sagen nicht, woher sie kam, sie erwähnen auch nicht, ob ihr Mann, wie wohl anzunehmen ist, unterwegs eins der zahlreichen Opfer des Schiffsfiebers geworden war; sie geben nur das Alter der Frau auf dreiunddreißig Jahre an und verzeichnen ihre drei Kinder, deren ältestes, der damals dreizehnjährige Johann Peter, uns in diesem Kapitel beschäftigen wird. Die arme Wittwe blieb in New=York und wird sich dort bescheiden und ehrlich bis an ihr Ende durch ihrer Hände Arbeit ernährt haben; wenigstens verschwindet sie sofort wieder in dem Dunkel, aus welchem sie bei ihrer Landung nur für einen Augenblick getreten.[138]

Desto hervorragender dagegen ist die Stellung, welche ihr genannter Sohn in der Geschichte der Kolonie einzunehmen bestimmt war. Schwerlich wohl ahnte der baarfüßige Junge, als er aus dem Schiffsgefängniß erlöst, unbeachtet und kaum bemerkt, aber jubelnd ans Land sprang, daß kaum ein Vierteljahrhundert später sein Name der beliebteste und gefürchtetste in New=York sein würde; noch weniger aber sah der hochmüthige Hunter voraus, als er den kleinen verachteten „Dutchman“ ausschiffen ließ, daß er in ihm der Kolonie den tapfern Vorkämpfer ihrer Rechte, den unerschrockenen und siegreichen Vertreter der Preßfreiheit zuführte.

Um die Kinder der kranken und hilflosen Ankömmlinge, vor allem aber die Waisen unterzubringen, deren Eltern auf der Reise gestorben waren, hatte die Kolonialregierung am 20. Juni 1710 beschlossen,[139] dieselben den ihre Dienste verlangenden new-yorker Bürgern anzuvertrauen und sich selbst nur das Oberaufsichtsrecht vorzubehalten. Wer also ein Einwandrerkind wünschte, hatte sich bei den zum Zweck der Vertheilung ernannten Beamten, Dr. Staats und Rip van Dam zu melden und zu verpflichten, einen Knaben bis zum siebenzehnten, ein Mädchen bis zum fünfzehnten Lebensjahre gegen die von ihnen zu leistenden Dienste zu kleiden, zu verpflegen und gut zu behandeln, sowie sie auf Verlangen der Regierung wieder zu überantworten. So wohlthätig und fördernd sich diese Maßregel auch für die New-Yorker erwies, indem sie ihnen billige Arbeitskräfte verschaffte, so hart und unbillig war sie doch für die betreffenden Eltern, indem ihnen die Hülfe gerade ihrer arbeitsfähigen Kinder entzogen und dadurch eine der Hauptbedingungen für ihr besseres Fortkommen genommen wurde. Die Einwanderer hatten aber der Regierung gegenüber keinen Willen; sie waren, als dienstpflichtige Knechte der Krone, zeitweise Sklaven und mußten deßhalb geduldig hinnehmen, was dieser höhere Wille ihnen aufzuerlegen für gut fand. Es ist bereits in einem früheren Kapitel erwähnt worden, daß Johann Konrad Weiser seine beiden Söhne Georg Friedrich und Christoph ganz gegen seinen Willen einem ihm fremden Arbeitgeber überlassen mußte. Die Jungen gefielen eben einem Farmer Smith von Smithtown auf Long Island, welcher sie einfach mitnahm und nur der Regierung, nicht aber dem Vater gegenüber eine Verpflichtung einging. Im ganzen wurden von der Einwanderung des Jahres 1710 in dieser Art 68 Kinder, darunter nur 41 Waisen, von Hunter vertheilt;[140] die meisten von ihnen standen zwischen dem dreizehnten und fünfzehnten Lebensjahre, leisteten ihren Arbeitsgebern also schon wesentliche Dienste, während natürlich die kleinen Kinder den Eltern zur Last blieben.

Johann Peter Zenger nun wurde am 26. Oktober 1710 dem damaligen einzigen Drucker von New-York, William Bradford, in die Lehre gegeben. Dieser sein Lehrmeister war, zwanzig Jahre alt, als englischer Quäker mit William Penn nach Amerika gekommen und hier seit 1685 bleibend angesiedelt. Als Mann von festen religiösen und politischen Grundsätzen hatte er schon in Philadelphia verschiedene Anfechtungen von der Kolonialregierung zu erdulden gehabt, so daß er, als 1692 seine Druckerei auf höhern Befehl geschlossen wurde, im folgenden

Frühjahr Philadelphia mit New-York vertauschte, wo er, hochgeehrt und betrauert, erst im Jahre 1752, zweiundneunzig Jahre alt, starb.[141] Bei der unbeschränkten Gewalt, welche zu jener Zeit den königlichen Gouverneuren eingeräumt war, und bei der ängstlichen Sorgfalt, mit welcher die Regierung die Presse der Kolonien, wenn nicht völlig unterdrückte, so doch überwachte, erforderte der Beruf eines Druckers einen muthigen und erprobten Mann, der den Einschüchterungsversuchen der hohen Kolonialbeamten einen bewußten Widerstand entgegensetzte. Die Drucker jener Zeit waren die ersten Vorkämpfer der Volksfreiheit und hatten vor allem in den letzten zehn Jahren der stuart'schen Herrschaft häufig zu leiden. Während in Virginien und Maryland kurzer Hand keine Druckerei geduldet wurde, stand in New-York und Pennsylvanien die Presse unter der unmittelbaren Aufsicht des Gouverneurs, und selbst nach Vertreibung der Stuarts durfte Bradford nur unter dessen Zensur drucken.

Es war ein großes Glück für den jungen Zenger, daß er einem so tüchtigen Lehrherrn übergeben wurde, einem Manne, der seine politischen Rechte und Pflichten ebenso richtig erkannte und ausübte, als er im engern häuslichen Kreise unbescholten und hochgeehrt dastand. Der Lehrling sah hier täglich und stündlich ein schönes Vorbild, dem er nur nachzueifern brauchte, um auch ein geachteter und nützlicher Bürger, ein selbstständiger und einflußreicher Mann zu werden. Sein späteres Leben zeigte, daß Bradfords gutes Beispiel nicht verloren ging, sondern von ihm noch überboten wurde. Er diente seine vier Jahre treu und redlich aus und wurde nach bestandener Lehrzeit erst seines Meisters Gehülfe, dann sein Partner. Zenger heirathete am 11. September 1722 Anna Katharine Manlin und wurde mit ihr in der holländisch-reformirten Kirche in Garden-Street (jetzt Exchange-Place 43 und 45) getraut. Aus dem Jahre 1725 ist noch eine von Bradford & Zenger gedruckte holländische Beschwerdeschrift einiger Mitglieder der holländisch-reformirten Kirche in Raritan gegen ihren Pastor Frilinghausen erhalten. „Te Nieu York Gedrukte bij Willem Bradford en J. Peter Zenger, 1725", heißt es am Ende des Titels.[142] Wie lange der Gesellschaftsvertrag zwischen dem frühern Meister und Lehrling gedauert hat, ist aus unseren Quellen nicht ersichtlich. Im Jahre 1733 tritt aber Zenger mit seiner eigenen Firma auf und gründet neben Bradfords Gazette die zweite der überhaupt in der Kolonie veröffentlichten Zeitungen: „Das New-Yorker wöchentliche Journal, enthaltend die neuesten fremden

und einheimischen Nachrichten", welches am 5. November 1733 zuerst erschien und sehr bald das anerkannte Organ der Volkspartei in Stadt und Land wurde.[143]

Gerade zu jener Zeit herrschten in der Kolonie die erbittertsten Parteikämpfe. So gering und unbedeutend auch die Sache erschien, welche sie hervorrief, so wichtig und tiefgreifend war jedoch das Prinzip, um welches es sich dabei handelte. Anlaß zu dem Streite hatte die Frage gegeben, ob der interimistische Gouverneur Rip van Dam, der als ältestes Mitglied des Kolonialrathes den neu ernannten Gouverneur Cosby vor dessen Ankunft vertrat, von der Regierung des Mutterlandes gezwungen werden könne, die Hälfte der ihm für wirklich geleistete Dienste gesetzlich zustehenden Einnahmen an Cosby herauszuzahlen. Van Dam war ein allgemein geachteter alter new-yorker Bürger und hatte dreizehn Monate lang die Pflichten des Amtes wahrgenommen; Cosby war ein Günstling des Hofes, hatte sich, statt sofort nach New-York zu gehen, fast ein Jahr lang in London aufgehalten und kurz vor seiner Abreise als eine besondere Gunst den obigen Befehl erwirkt. Natürlich weigerte sich van Dam, demselben nachzukommen und hatte mit seiner Weigerung das ganze Volk auf seiner Seite. Wenn der englische Hof, so sagte man sich, durch einen später erlassenen Befehl einem hohen Kolonialbeamten sein redlich verdientes und empfangenes Gehalt nehmen oder wenigstens die Hälfte davon einem Mann überweisen kann, der nicht die geringsten Dienste geleistet hat, so wollen die Rechte der amerikanischen Kolonisten als englische Bürger nicht viel bedeuten. Die Regierung des Mutterlandes begeht durch einen derartigen Eingriff in deren Rechte einen Gewaltakt, der die Kolonisten zu untergeordneten Unterthanen erniedrigt, der ihnen jede Art willkürlicher Behandlung in Aussicht stellt und deßhalb von ehrliebenden, freien Bürgern nicht geduldet werden darf. „Volksrecht gegen Hofesgunst!" das wurde bald die Parole in dem Kampfe, der von 1732 bis 1736 dauerte und nur mit Cosby's Tod endete.[144]

Der Gouverneur griff zu jedem erlaubten oder unerlaubten Mittel, um sich den Sieg zu verschaffen, setzte den seinen Ansprüchen feindlichen Oberrichter Morris willkürlich ab, ernannte neue Richter und brachte den Prozeß van Dams vor ein Gericht, welches diesen zur Zahlung der Hälfte seiner Einnahme während Cosby's Abwesenheit zwang. Wenn letzterer auch nicht auf Zahlung bestand, so goß dieser Urtheilsspruch doch neues Oel in die Flammen. van Dams Anhänger, zu welchen die an-

gesehensten Bürger der Provinz und das Volk von New-York gehörten, nahmen ihre Zuflucht zur Presse und führten in einzelnen Artikeln, Anschlagezetteln, Spottliedern und Broschüren den Krieg gegen die Regierungspartei weiter. Die älteste Zeitung, die Gazette, gehörte, wie oben schon bemerkt, dem damaligen königlichen Drucker Bradford und stand als solche ganz zur Verfügung des Gouverneurs. Es scheint, daß Zenger, um der Volkspartei ein Organ zu schaffen, gerade im Herbst 1733, wo die Erbitterung der sich bekämpfenden Parteien aufs höchste gestiegen war, sein Journal gründete. Es wurde von Männern wie Morris, dem abgesetzten Oberrichter, den Anwälten Smith und Alexander und Anderen geschrieben, bald die schärfste Waffe gegen den Gouverneur und erregte dessen besondern Haß und Zorn.

Schon im Januar 1734 richtete der neue Oberrichter de Lancey die Aufmerksamkeit der Grand- (Anklage-) Jury auf die Pasquille, welche Zengers Zeitung gegen die Regierung enthalte, allein jener Körper fand noch keine Veranlassung zur Erhebung der Anklage. Ein neuer, im Oktober gemachter Versuch, dieselbe zu bewirken, blieb ebenfalls fruchtlos, so daß sich der Gouverneur gezwungen sah, auf anderm Wege Zengers Angriffe zum Schweigen zu bringen. Er legte nämlich die Sache der gesetzgebenden Behörde, dem Kolonialrath und der Assembly mit dem Antrage vor, die betreffenden Artikel zu prüfen und ihre Verfasser zu ermitteln. Das Unterhaus (Assembly) ernannte zwar einen Ausschuß, der mit dem Oberhause (Council) berieth, wies jedoch den Antrag auf Verfolgung einzelner Nummern der Zeitung und ihre Verbrennung durch den Henker am 22. Oktober 1734 zurück, wodurch der Gouverneur zum zweiten Male seine Absichten vereitelt sah. Jetzt mußte der Kolonialrath, eine dem Gouverneur blind ergebene Körperschaft, auf eigene Verantwortlichkeit hin handeln. Am 2. Nov. erließ er einen Befehl, wonach der Henker die betreffenden Artikel verbrennen und der Bürgermeister und Magistrat der Stadt diesem Akte beiwohnen sollten. Beide verweigerten dem einseitigen Machtspruch den Gehorsam, die Aldermen protestirten sogar feierlich dagegen, als vier Tage später der Sheriff bei Gericht die Vollziehung des obigen Befehls beantragte, und verboten dem Henker, als städtischem Beamten, dessen Ausführung. Die mißliebigen Zeitungsnummern wurden nunmehr von einem Neger, dem Sklaven des Sheriffs, in Gegenwart einiger untergeordneten Beamten und Offiziere der Garnison verbrannt.

Bald darauf, am 17. November, erfolgte die Verhaftung Zengers,

allein schon einige Tage später mußte er freigegeben werden, da seine beiden Anwälte, James Alexander und William Smith, trotz des erbitterten Widerstandes des Kronanwalts, die Zulassung des Gefangenen zur Kautionsleistung in Gegenwart von mehreren hundert jubelnden Bürgern durchsetzten. Auch im Januar 1735 fand die Jury keine Veranlassung, gegen Zenger zur Anklage zu schreiten, welche jetzt aber vom Kronanwalt erhoben wurde. Zengers Anwälte bestritten die Kompetenz des Gerichtes aus formellen und materiellen Gründen. Als sie ihre Einwände endlich am 16. April 1735 motiviren wollten, erklärte der Oberrichter de Lancey, daß das Gericht sie nicht anhören könne. „Sie glauben," sagte er wörtlich, „durch Ihren uns geleisteten Widerstand großen Beifall und noch größere Popularität gewonnen zu haben; aber Sie haben die Sache auf die Spitze getrieben und es dahin gebracht, daß entweder wir von der Richterbank oder Sie als Advokaten zurücktreten müssen." Natürlich wichen die Richter nicht von ihren Sitzen; dagegen wurden die Namen der beiden Vertheidiger von der Liste der zur Praxis berechtigten Anwälte gestrichen.[145]

Das eigentliche Kriminalverfahren gegen Zenger fand am 4. August 1735 statt. Als offizieller Vertheidiger wurde von Gerichtswegen ein unbedeutender, aber dem Gouverneur ergebener Advokat, Johann Chambers, ernannt, der nur um den äußern Schein zu wahren, einige Anträge stellte und im übrigen seinen Klienten der Willkür seiner Richter überließ. Zenger wäre ganz unfehlbar ins Gefängniß gewandert, wenn seine Freunde sich nicht heimlich der Dienste des berühmtesten und geachtetsten Juristen in den damaligen Kolonien, des ehrwürdigen Andreas Hamilton aus Philadelphia, versichert hätten.

Ein geborner Irländer, war dieser große Advokat zu Anfang des Jahrhunderts nach der Quäkerstadt gekommen und hatte sich nicht bloß durch seine juristischen Fähigkeiten, sondern auch durch seinen unbeugsamen Charakter, seine Uneigennützigkeit und seine patriotische Hingabe an die öffentlichen Interessen einen beneidenswerthen Namen erworben. Mehrere Jahre hindurch bekleidete er die Stelle eines Vorsitzenden der Vollziehungsbehörde der Provinz, das Sprecheramt im Senat und fungirte als Generalanwalt; aber mehr als das, er war der intime Freund Benjamin Franklins, der ihm bei seinem im August 1741 erfolgten Tode einen tiefgefühlten und anerkennenden Nachruf widmete. Dieser Mann nun, welcher in allen großen Prozessen und Anklagen jener Zeit eine so hervorragende Rolle spielte, erhob sich, nachdem der unbedeutende

Chambers gesprochen hatte, dem Gerichtshofe ganz unerwartet und erklärte sich zur Vertheidigung Zengers bereit.[146]

Der Kronanwalt eröffnete die Verhandlungen mit der Anklage, daß Zenger den Gouverneur, den unmittelbaren Stellvertreter des Königs, in verschiedenen „falschen, schändlichen und aufrührerischen Schmähschriften" angegriffen und dadurch böses Blut in der Kolonie erzeugt habe. Zenger sei ein Aufrührer und müsse als solcher bestraft werden, widrigen Falls Unordnung und selbst Blutvergießen, ja Bürgerkrieg zu befürchten sei. Besonders hob der öffentliche Ankläger zwei Zeitungsartikel hervor, deren einer am 28. Januar und deren andrer am 8. April 1734 in dem wöchentlichen Journale erschienen war. „Es wäre viel besser," heißt es in dem ersten dieser Artikel, „wenn Sie, meine Herren (Gouverneur und sein Anhang), statt sich hinter Gesetzen zu verschanzen, endlich zu dem Punkte kämen, um den es sich in den Augen des Volkes unsrer Stadt handelt. Es denkt, daß seine Freiheit und sein Eigenthum in Frage gestellt und daß dem gegenwärtigen Geschlecht und unseren Nachkommen die Sklaverei aufgehalst wird, wenn gewisse vergangene Dinge nicht verbessert werden, eine Folgerung, zu welcher manche früheren Vorgänge berechtigen."

Der zweite, den Grund der Anklage bildende Artikel soll, um die Empfindlichkeit des Gouverneurs zu zeigen, hier unverkürzt und mit der Bemerkung angeführt werden, daß die in Parenthese stehenden Sätze die Unterstellungen und Erläuterungen des öffentlichen Anklägers wörtlich wiederholen. Die angebliche Schmähschrift lautet: „Einer unserer Nachbarn (nämlich ein Bewohner von New-Jersey) bemühte sich, als er die Fremden (nämlich einige Bewohner von New-York) sich so laut beklagen hörte, sie zu überreden, nach New-Jersey zu ziehen, erhielt aber die Antwort, das heiße aus der Pfanne ins Feuer springen, denn, sagte Einer, wir Beide stehen unter demselben Gouverneur (nämlich Sr. Exzellenz), und Ihre gesetzgebende Versammlung hat gezeigt, wessen man sich von ihr zu gewärtigen hat. Einer, der damals nach Pennsylvanien zog, wohin, wie es heißt, jetzt verschiedene hervorragende Männer auswandern, sprach in den rührendsten Ausdrücken seine Befürchtungen über die Zustände in New-York aus (nämlich die schlechten Zustände der Provinz und des Volkes von New-York) und schien zu denken, daß sie hauptsächlich dem Einfluß zu verdanken seien, welchen einige Männer (welche er Werkzeuge nannte) auf die Regierung ausübten (den Gouverneur der besagten Provinz nämlich). Er sagte, er verlasse sie jetzt und werde von

keiner Maßregel betroffen, indessen habe er immer noch einige Besorgnisse ob der Wohlfahrt seiner Landsleute und werde sich freuen zu hören, daß die Assembly (nämlich die General-Assembly der Provinz New-York) nach Pflicht und Gewissen für sie eintreten und den Beweis liefern werde, daß ihr das Interesse des Landes mehr am Herzen liege, als die Befriedigung irgend einer Privatrücksicht eines ihrer Mitglieder, geschweige denn, daß sie sich um das Lächeln oder Zürnen des Gouverneurs kümmere (nämlich Sr. Excellenz des Gouverneurs), welche beide, Lächeln sowohl als Zürnen, gleichmäßig mit Verachtung gestraft werden müßten, sobald das Wohl des Landes in Frage komme. Sie, sagte er, beschweren sich über die Rechtsgelehrten, aber ich glaube, es ist mit dem Rechte vorbei. Wir (das Volk der Provinz New-York nämlich) sehen die Besitztitel von Bürgern vernichtet, Richter willkürlich enfernt, neue Gerichtshöfe ohne Zustimmung der gesetzgebenden Gewalt errichtet (nämlich in der Provinz New-York), wodurch, wie mir scheint, das Rechtsprechen durch Geschworne beseitigt wird, sobald es einem Gouverneur gefällt (nämlich Sr. Exzellenz dem Gouverneur). Männern von anerkanntem Vermögen wird ihre Stimme genommen, ganz im Widerspruch zur bewährten alten Praxis, dem besten Exponenten des Gesetzes. Wen giebt es denn in jener Provinz (New-York nämlich), der irgend ein Ding sein nennen, oder sich des Genusses irgend welcher Freiheit erfreuen kann, als jene an der Spitze der Verwaltung (nämlich der Verwaltung der genannten Provinz) zu gestatten geruhen? Aus diesem Grunde habe ich sie (die Provinz New-York nämlich) verlassen und glaube, daß noch Viele mir folgen werden."

Zenger erklärte sich auf die Anklage nicht für schuldig. Sein Anwalt Hamilton gab die von ihm bewirkte Veröffentlichung des fraglichen Artikels ohne Weiteres zu und beanspruchte die unbeschränkte Meinungsäußerung, sofern er sie als wahr beweisen könne, als das Recht jedes freigeborenen englischen Bürgers. Der Kronanwalt entließ hierauf die Zeugen, darunter die beiden Söhne des Angeklagten, welche die Veröffentlichung beweisen sollten, und verlangte sofort ein Urtheil für die Regierung, denn, meinte er, selbst wenn diese Artikel wahr sein sollten, so sind sie doch Schmähschriften. Hamilton entgegnete, daß der Angeklagte nur dann für schuldig erklärt werden könne, wenn die von ihm gedruckten Worte als eine Schmähschrift, d. h. als falsch, schändlich und aufrührerisch bewiesen würden.

Der Kronanwalt begründete jetzt die Anklage. Jeder Bürger sei der

Regierung vor allem für den Schutz, welchen sie Leben, Religion und Eigenthum gewähre, Ehrfurcht schuldig, und solle deßhalb Alles vermeiden, was dazu diene, sie in den Augen des Volkes herabzuwürdigen Er führte aus, daß Angriffe der Presse gegen die Krone schon oft und sehr hart bestraft seien. Eine Schmähschrift, sagte er, sei eine boshafte Verläumdung eines Andern und müsse, wenn überhaupt, so besonders der Regierung gegenüber mit den entsprechenden Strafen belegt werden. Es sei ganz gleichgültig, ob die Behauptungen des Pasquillanten wahr oder falsch seien. Namentlich dürfe man nicht von der hohen Obrigkeit schlecht sprechen, der Gouverneur sei der unmittelbare Vertreter der geheiligten Person des Königs, also selbst heilig. Man habe Zenger lange genug gewähren lassen, aber es sei endlich hohe Zeit, seiner Aufwiegelung der Massen ein Ende zu machen und ihn empfindlich zu strafen, weßhalb seine Verurtheilung beantragt werde.

Hamilton bekämpfte diese Anklage in einer ausführlichen Rede, welche epochemachend in der Geschichte der amerikanischen Jurisprudenz dasteht, weil er den damals herrschenden Autoritäten gegenüber den Grundsatz durchsetzte, daß bei der Kriminaluntersuchung gegen eine angebliche Schmähschrift das Gericht den Beweis der thatsächlichen Behauptungen zuzulassen, und daß die Jury nicht allein den Thatbestand, sondern auch das Recht zu finden habe, ein Prinzip, das erst gegen Ende des Jahrhunderts durch Fox' berühmte Libell-Bill von 1792 gesetzliche Anerkennung in der englischen Jurisprudenz erlangte.

Hamilton entwickelte in seiner Rede große Belesenheit, unerschütterliche Ruhe und Gewandtheit und stets bereiten Witz. Das Alles würde ihm aber vielleicht wenig oder gar nichts genutzt haben, wenn er nicht durch seinen unbeugsamen Muth, durch seinen hartnäckigen Widerstand gegen alle Einschüchterungs- und Unterdrückungsversuche des Gerichtes die Geschwornen für sich gewonnen und unwiderruflich an sich gefesselt hätte. Wenige Reden, von denen die Geschichte berichtet, haben einen so tief- und weitgreifenden Erfolg gehabt. Hamilton eroberte in dem Zenger'schen Prozeß den amerikanischen Kolonien die Preßfreiheit, er machte erst eine politische Debatte möglich, und deßhalb verdient der Redner sowohl als sein Gegenstand, daß hier der Hauptinhalt der Vertheidigung wiedergegeben werde.[147]

„Ich stimme", begann Hamilton, „mit dem Kronanwalt darin überein, daß die Regierung eine geheiligte Einrichtung ist; aber ich unterscheide mich von ihm dadurch, daß ich keineswegs, wie er Ihnen unter-

breiten möchte, glaube, daß die gerechte Klage einer Anzahl von Männern, die unter einer schlechten Verwaltung leiden, diese Verwaltung schmähen heißt. Wenn ich des Kronanwalts Auffassung für das Gesetz gehalten hätte, so würde ich Ihnen die Mühe erspart haben, mich in der Vertheidigung meines Klienten anzuhören. Ich gestehe, daß ich, als ich die Anklage las, ohne Hülfe der Anspielungen und Winke des Kronanwalts nicht die Kunst besessen haben würde, herauszufinden, daß der Gouverneur in jedem Satze jener Zeitung gemeint war. Ich hatte anfänglich geglaubt, daß jene Ausschmückungen von einigen Personen herrührten, welche von außerordentlicher Freiheitsliebe beseelt die Haltung einiger hohen Beamten zu Verbrechen stempelten, und daß der Herr Kronanwalt aus übergroßem Diensteifer seine Klage vorgebracht hätte, um meinen unvorsichtigen Klienten zu bessern, und um zur selben Zeit seinen Vorgesetzten die große Sorgfalt zu zeigen, womit er sie vor ungebührlicher Freiheit schütze. Allein nach der ausdrücklichen Erklärung des Herrn Kronanwalts, daß diese Verfolgung vom Gouverneur und Rath anbefohlen sei, und bei der außerordentlichen Betheiligung aller Volksklassen, die ich hier im Saale anwesend finde, habe ich Grund zu vermuthen, daß diejenigen, welche die Regierung führen, bei dieser Verfolgung mehr im Auge haben, und daß das Volk ahnt, es stehe hier mehr auf dem Spiele, als ich anfänglich voraussetzte. Deßhalb bitte ich auch um die Geduld des Gerichts, wenn ich klar und bestimmt, wie es meine Pflicht erfordert, auf die Einzelheiten dieses Falles eingehe.

„Ich hatte gehofft, daß der Kronanwalt sich nicht auf jenes schreckliche, den Freiheiten Englands gefährlichste Gericht berufen werde, dessen Rechtssprüche längst veraltet sind; ich hatte erwartet, daß der Kronanwalt nicht versucht haben würde, hier eine Sternkammer einzuführen, und deren Urtheile als Präzedenzfälle für uns aufzustellen, denn Jedermann weiß, daß was damals als Hochverrath galt, heute nicht allein nicht ungesetzlich, sondern daß das gerade Gegentheil davon in unseren Tagen Gesetz ist. In dem Falle Brewsters, der druckte, daß die Unterthanen ihre Rechte und Freiheiten mit den Waffen vertheidigen könnten, falls der König versuchen sollte, sie zu vernichten, wurde dem Angeklagten vom Richter bedeutet, daß er nur aus besonderm Mitleid nicht um Leben und Tod prozessirt werde, denn die Aeußerung, daß dem Könige bei irgend einer Gelegenheit bewaffneter Widerstand geleistet werden könne, sei offener Verrath. Und doch sehen wir, daß seit jener Zeit Dr. Sasheverell vom höchsten Gerichtshofe Englands verurtheilt

wurde, weil er gesagt hatte, daß ein solcher Widerstand ungesetzlich sei. Da nun außerdem die Zeiten eine so große Aenderung in den Gesetzen Englands hervorgerufen haben, so ist meines Erachtens guter Grund dazu vorhanden, daß auch Ort und Stellung einen Unterschied in der Beurtheilung begründen sollten.

„Ist es nicht überraschend, einen Unterthan zu sehen, der, sobald er vom König seine Bestallung als Gouverneur einer amerikanischen Kolonie erhalten hat, sich stracks einbildet, mit all den Prärogativen bekleidet zu sein, welche der geheiligten Person seines Fürsten gebühren? Und ist es nicht noch erstaunlicher, ein Volk zu sehen, das so toll ist, diese Prärogative und Ausnahmestellung, selbst wenn sie seinen eigenen Ruin bewirken, zu gestatten und anzuerkennen? Ist es denn so schwer, zwischen der Majestät unsres Souveräns und der Macht eines Kolonialgouverneurs zu unterscheiden? Ist es nicht eine Herabwürdigung unseres Fürsten, wenn wir die Rücksicht, den Gehorsam und die Treue, welche wir ihm schulden, auf einen Unterthan übertragen? Und doch ist in allen Fällen, welche der Herr Kronanwalt angeführt hat, um zu beweisen, daß wir dem höchsten Magistrat Gehorsam schulden, immer nur der König gemeint, obgleich der Herr Anwalt so freundlich ist, sie als Belege für die Abscheulichkeit von Zengers Verbrechen gegen den Gouverneur von New-York beizubringen.

„Die verschiedenen Kolonien werden mit eben so viel politischen Körperschaften verglichen, und vielleicht nicht mit Unrecht; aber kann mir Jemand ein Beispiel dafür geben, daß der Bürgermeister oder Vorsteher einer solchen Körperschaft je einen Anspruch auf die geheiligten Rechte der Majestät erhoben hat? Laßt uns doch nicht, während wir behaupten, unserm Fürsten Ehrfurcht zu zollen, diese unsere Pflicht, welche wir nur dem Könige schulden, auf einen Unterthan übertragen! Welche befremdliche Lehre ist es doch, Alles hier für Gesetz und Recht auszugeben, was in England als solches gilt! Ich denke, wir sollten uns wohl hüten, eine solche Praxis hier zu Lande einzuführen. In England ist die Ehrfurcht, die dem Richteramte gezollt wird, so groß, daß ein Mann, der während der Gerichtssitzung in Westminsterhall einen andern schlägt, seine rechte Hand und sein Vermögen für dieses Vergehen verliert. Obgleich nun unsere Richter alle Gewalten und Vorrechte eines königlichen Gerichtshofes in England beanspruchen, so glaube ich doch schwerlich, daß der Herr Kronanwalt zu behaupten wagen wird, daß eine solche Strafe für eine solche Beleidigung auch von einem new-

yorker Gericht gesetzlich verhängt werden dürfe. Der Grund für diese Verschiedenheit liegt auf offener Hand. Ein Streit oder Aufstand in New-York kann nicht die gefährlichen Folgen haben, wie etwa in Westminsterhall. Und eben so wird, wie ich hoffe, irgend ein übles Verhalten gegen einen Kolonialgouverneur in demselben Lichte beurtheilt und bestraft werden, als eine Pflichtvergessenheit gegen unsern Souverain. Der Herr Kronanwalt wird also wohl nicht so weit gehen wollen, daß er die von ihm angeführten Fälle, die sich nur auf die Sicherheit und Ehre des Königs beziehen, zu Gunsten des Gouverneurs anwenden will. Es wird nicht in Abrede gestellt, daß ein Freisasse in der Provinz New-York ein eben so gutes Recht auf den ausschließlichen Genuß seiner Ländereien hat, wie der Freisasse in England, welchem das Recht zusteht, seinen Nachbarn wegen Gebietsübertretung zu verklagen, wenn dessen Pferd oder Kuh sein umzäuntes oder nicht umzäuntes Land betreten, oder sein Korn fressen, und doch glaube ich, würde man es hier als einen ganz sonderbaren Versuch betrachten, wenn ein Nachbar den andern wegen einer solchen Gebietsverletzung verklagen wollte. Zahllos sind die Beispiele dieser Art, und sie könnten noch verhundertfacht werden, um zu zeigen, daß, was zu einer gewissen Zeit und an einem gewissen Orte gut ist, es darum noch lange nicht zu einer andern Zeit und an einem andern Orte zu sein braucht. Das Gesetz scheint mir zu verlangen, daß in unserm Theile der Welt sich die Leute durch einen guten Zaun davor schützen sollten, daß ihr Eigenthum vor dem Einbruch von unbändigem Vieh bewahrt bleibe. Und vielleicht ist ein eben so guter Grund dazu vorhanden, daß die Menschen dieselbe Sorgfalt anwenden sollten, um ein aufrichtiges und ehrbares Betragen zu einem Sicherheitszaun gegen Beleidigungen und böse Zungen zu machen.“

Kronanwalt. Ich weiß nicht, was der Herr meint, wenn er einen englischen Freisassen mit einem hiesigen vergleicht, und was der vorliegende Fall mit Klagen wegen Gebietsverletzung und der Einzäunung des Landes zu thun hat? Dem Gericht liegt die Frage vor, ob Herr Zenger schuldig ist, Se. Exzellenz den Gouverneur von New-York und in der That die ganze Verwaltung der Regierung in einer Druckschrift geschmäht zu haben. Herr Hamilton hat den Druck und die Veröffentlichung zugegeben, und ich denke, nichts ist klarer, als daß die in der Anklageakte enthaltenen Worte eine Schmähschrift enthalten, Aufruhr erregen und die Gemüther des Volkes dieser Provinz beunruhigen. Und wenn solche Zeitungen keine Schmähschrift sind, so

giebt es, glaube ich, überhaupt nichts in der Welt, was man eine Schmähschrift nennen kann.

Hamilton. Ich kann mit dem Herrn Anwalt nicht übereinstimmen, denn obgleich ich gern zugestehe, daß es solche Dinge wie Schmähschriften giebt, so muß ich doch darauf bestehen, daß das, wessen mein Klient beschuldigt wird, keine Schmähschrift ist. Ich bemerkte soeben, daß der Herr Kronanwalt, indem er den Charakter einer Schmähschrift definirte, die Worte „schändlich, aufrührerisch und auf Beunruhigung des Volkes zielend" gebrauchte, dagegen, ob mit Absicht oder nicht, vermag ich nicht zu sagen, das Wort „falsch" ausließ.

Kronanwalt. Ich denke, ich ließ das Wort „falsch" nicht aus; aber es ist bereits gesagt worden, daß trotz der Wahrheit der angegebenen Thatsachen eine Schrift darum doch eine Schmähschrift ist.

Hamilton. Hierin stimme ich nicht mit dem Herrn Anwalt überein, denn ich verlasse mich darauf, daß mein Klient auf die dem Gericht und der Jury jetzt vorliegende Anklage hin prozessirt werden soll und auf welche er nicht schuldig plädirt hat. Diese Anklage aber beschuldigt ihn, eine gewisse, falsche, boshafte, aufrührerische und schändliche Schmähschrift veröffentlicht zu haben. Dieses Wort falsch muß irgend einen Sinn haben, oder wie kam es sonst in die Anklage? Ich hoffe, der Herr Anwalt wird nicht sagen, er habe es aus Zufall eingeschoben, ja ich glaube, seine Klage würde ohne dasselbe nicht stichhaltig sein. Um aber zu zeigen, daß das Wort falsch den eigentlichen Charakter der Schmähschrift ausmacht, so stelle ich die Frage, ob es dasselbe gewesen sein würde, oder ob der Herr Anwalt sich auf irgend einen Präzedenzfall im englischen Recht hätte stützen können, wenn die Anklage von einer wahren Schmähschrift gesprochen hätte? Nein, das Falsche, das Unwahre erzeugen den Skandal, und beide bilden den Charakter der Schmähschrift. Um aber dem Gericht zu beweisen, daß ich ihm sowohl Zeit, als dem Anwalt Mühe ersparen will, und daß es mir Ernst ist, will ich zugeben, daß die meinem Klienten zur Last gelegten Thatsachen, wenn man sie als falsch nachweisen kann, schändlich, aufrührerisch und eine Schmähschrift sind. Dadurch wird die Arbeit bedeutend abgekürzt, und der Herr Anwalt braucht nur das Wort falsch zu beweisen, um uns schuldig zu finden.

Kronanwalt. Wir haben nichts zu beweisen. Sie haben den Druck und die Veröffentlichung zugegeben, aber wie können wir, selbst wenn es nöthig wäre, was es aber nicht ist, wie können wir etwas Ne=

gatives beweisen? Ich denke, man wird den von mir angeführten Autoritäten einiges Gewicht beilegen, und hoffe, es wird dem Angeklagten nichts helfen, selbst wenn seine Behauptungen wahr wären. Der Oberrichter Holt machte bei dem Falle von Tutchin in seiner Ansprache an die Jury keinen Unterschied, ob die Artikel Tutchins wahr oder falsch waren, und wie der Oberrichter Holt in jenem Fall keinen Unterschied gemacht hat, so sollten auch wir hier keinen machen, zumal die Frage, ob wahr oder falsch, damals gar nicht zur Sprache kam.

Hamilton. Ich erwartete die Behauptung zu hören, daß etwas Negatives nicht bewiesen werden kann; aber Jedermann weiß, daß es viele Ausnahmen von der allgemeinen Regel giebt, denn wenn ein Mann ob des Mordes eines andern, oder des Diebstahls an dessen Pferde beschuldigt wird, so mag er, wenn er in dem einen Falle unschuldig ist, beweisen, daß der angeblich Ermordete noch lebt, und daß das angeblich gestohlene Pferd nie aus seines Herrn Stall gekommen ist, — und das heißt, wie mir scheint, eine Verneinung beweisen. Aber ich will dem Herrn Anwalt die Mühe des Beweises sparen, und die Beweislast auf uns nehmen und den Beweis führen, daß die Artikel, welche eine Schmähschrift genannt werden, wahr sind.

Oberrichter. Es ist nicht gestattet, Herr Hamilton, über die Wahrheit einer Schmähschrift Beweis anzutreten. Selbst wenn sie wahr wäre, ist eine Schmähschrift immer ein Libell.

Hamilton. Ich bedauere, daß das Gericht so bald über diesen Punkt entschieden hat, ich hoffte wenigstens erst darüber gehört zu werden. Es ist mir beim Studium der Quellen nicht eine einzige Autorität begegnet, welche sagte, daß wir bei einer Anklage wegen einer Schmähschrift nicht über die Wahrheit der Behauptungen Beweis antreten dürften.

Oberrichter. Das Gesetz ist klar, daß Sie keine Schmähschrift rechtfertigen können.

Hamilton. Ich gebe das zu, aber mit aller schuldigen Ehrfurcht verstehe ich das Wort rechtfertigen so, daß eine Rechtfertigung als Entschuldigungsgrund für ein Verbrechen oder Vergehen nicht zulässig ist, etwa wie bei der Anklage wegen Mordes der Angeschuldigte den Mord nicht rechtfertigen kann, sondern höchstens nicht schuldig plädiren darf. Es wird daher die Zulässigkeit des Beweises der Wahrheit der Thatsachen nie geläugnet werden, welche er für seine Freisprechung geltend machen kann, so z. B. kann der Angeklagte beweisen, daß er in

Vertheidigung seiner Person, seines Hauses ꝛc. handelte, und wenn er diesen Beweis führen kann, so wird er freigesprochen. In diesem Sinne verstehe ich das Wort rechtfertigen, wie es in unserm Falle dem Gericht vorliegt.

Oberrichter. Bitte, zeigen Sie, daß Sie über die Wahrheit einer Schmähschrift Beweis antreten können.

Hamilton. Ich bin bereit, das zu thun, erlaube mir aber vorher zu bemerken, daß die Verfolgung wegen einer Schmähschrift ein Kind der Sternkammer und wenn dort nicht geboren, so doch von ihr großgezogen ist.

Der Richter und Kronanwalt unterbrechen den Redner, sobald er den Beweis der Wahrheit der angeführten Thatsachen beibringen will, da man eine Schmähschrift nach den vorliegenden Autoritäten nicht rechtfertigen könne, und verbieten ihm die Antretung dieses Beweises, trotz Hamiltons Einwendungen, daß die Entscheidungen, auf welche das Gericht sich berufe, von der Sternkammer erlassen und deßhalb längst veraltet seien.

Der unerschrockene Vertheidiger ließ sich aber nicht einschüchtern, sondern fuhr, sich jetzt unmittelbar an die Jury wendend, fort:

„Dann muß ich an Sie, meine Herren Geschworenen, als Zeugen appelliren für die Wahrheit der Thatsachen, die von uns behauptet werden und die zu beweisen mir soeben verboten wurde. Möge es Sie nicht befremden, daß ich mich in dieser Weise an Sie wende; Recht und Vernunft erlauben es mir aber zu thun. Das Gesetz setzt voraus, daß Sie aus der Nachbarschaft des Ortes hierher berufen sind, wo die angebliche Handlung erfolgt ist, und der Grund dafür, daß Sie aus dieser Nachbarschaft genommen wurden, liegt darin, daß man bei Ihnen die genaueste Kenntniß der zur Untersuchung gezogenen Thatsachen vermuthet. Sollte Ihr Wahrspruch gegen meinen Klienten lauten, so müssen Sie es auf sich nehmen, zu sagen, daß die in der Anklage beschriebenen Papiere, deren Druck und Veröffentlichung wir zugeben, falsch, schändlich und aufrührerisch sind; doch ein solches Urtheil befürchte ich nicht. Sie sind Bürger von New-York, Sie sind das, was das Gesetz voraussetzt, wirklich ehrenwerthe und gesetzliche Männer. Die Thatsachen, welche wir beweisen wollen, wurden nicht in einem abgelegenen Winkel begangen; sie sind, wie Jedermann weiß, wahr, und deßhalb liegt in Ihrer Gerechtigkeit unsere Rettung. Und da man uns die Erlaubniß verweigert, unsern Beweis anzutreten, so möchte ich Sie bitten, es als eine stehende

Regel in solchen Fällen aufzustellen, daß die Unterdrückung des Beweises als der stärkste Beweis gelten sollte. Diesen Eindruck wird hoffentlich das Verfahren des Gerichts auf Sie machen. Doch da wir unsere Zeugen nicht vernehmen dürfen, so will ich mich bemühen, die Streitfrage mit dem Kronanwalt abzukürzen, und ihn bitten, uns eine genaue Definition des Begriffes Schmähschrift zu geben.

Kronanwalt. Die Rechtsquellen geben, wie mir scheint, eine sehr ausführliche Definition der Schmähschrift. Sie ist, heißt es dort, im engern Sinne des Worts eine boshafte Verläumdung, entweder schriftlich oder gedruckt, und darauf berechnet, entweder das Andenken eines Todten oder den Ruf eines Lebenden zu schwärzen und ihn dem öffentlichen Hasse, der Verachtung oder der Lächerlichkeit preiszugeben. Im weitern Sinne aber ist sie überhaupt eine Verläumdung, die in Zeichen oder Bildern ausgedrückt sein mag, wie z. B. in der Errichtung eines Galgens vor der Thür eines Mannes, oder durch ein schimpfliches und unanständiges Bild von ihm. Da nun die Hauptursache, warum das Gesetz alle Beleidigungen dieser Art so streng bestraft, darin liegt, daß sie auf einen öffentlichen Friedensbruch hinzielen durch Anreizung der Parteien, ihrer Freunde und Familien zu Akten der Rache, welchen die strengsten Gesetze unmöglich vorbeugen könnten, wenn die öffentliche Gerechtigkeit gegen derartige, am tiefsten gefühlte Beleidigungen nicht Hülfe schaffte, und da der einfache Sinn solchen, durch Zeichen oder Bilder ausgedrückten Skandals dem gewöhnlichsten Verstande klar und selbst von geringem Fassungsvermögen ebenso leicht verstanden wird, als ob er gedruckt oder geschrieben wäre, warum sollte er aus diesen Gründen nicht gleichmäßig strafbar sein? Aus dieser Ausführung scheint aber auch klar hervorzugehen, daß auch der Skandal, der in ironischen oder stichelnden Worten ausgesprochen wird, eine Schrift eben so gut zu einer Schmähschrift stempelt, als wenn er sich direkt äußerte, so z. B., wenn ein Artikel in höhnischer Weise verschiedene Akte öffentlicher Wohlthätigkeit eines Mannes aufzählt und dann fortfährt: „Sie werden gewiß nicht den Juden, noch den Heuchler spielen", um den Betreffenden lächerlich zu machen und anzudeuten, daß er, was er that, nur aus Eitelkeit that, oder wenn eine Schrift, welche Jemanden die Eigenschaften verschiedener großer Männer zur Nacheiferung empfiehlt, statt diejenige Seite ihres Charakters zu wählen, wegen deren sie allgemein als berühmt gelten, nur diejenigen aussucht, deren Mangel ihnen von ihren Feinden vorgeworfen wird. So wenn man Jemanden räth, einen gro-

ßen Mann wegen seines Muthes nachzuahmen, während er nur Staatsmann, aber nicht Soldat ist, oder eines Andern Gelehrsamkeit, der ein großer General, aber kein Gelehrter ist: eine Art zu schreiben, die, wie Jedermann weiß, nur darauf berechnet ist, die Angegriffenen gerade wegen des Mangels jener Eigenschaften zu verhöhnen, und darum ebenso strafbar ist, als wäre der Angriff direkt erfolgt.

Hamilton. Aber, Herr Anwalt, welche gewisse Grundregel haben denn die Bücher festgesetzt, nach welchen wir dieses wissen können, ob einzelne Worte oder Zeichen boshaft gemeint, ob sie verläumderisch sind, ob sie auf den Bruch des Friedens hinzielen, und ob sie, namentlich wenn ironisch gehalten, hinreichen, einen Mann, seine Familie oder Freunde zu Akten der Rache zu reizen? Ich denke, wenn ich sage, jener Mann ist ein äußerst würdiger und mit großem Verstande begabter Herr, so würde sich schwer daraus folgern lassen, daß ich ihn als Buben und Narren hätte bezeichnen wollen.

Der Anwalt gibt seine Autoritäten. Hamilton erklärt, durch sie nicht überzeugt zu sein, da es bei Beurtheilung der Ironie immer auf die persönliche Auffassung, das subjektive Verständniß ankomme. Nach einigem Hin- und Herreden über die Anwendbarkeit der vom Kronanwalt angeführten Grundsätze und die Zulässigkeit früherer Entscheidungen, fährt Hamilton fort:

„Ich gebe zu, daß es gemein ist, irgend einen Mann, vor allem aber einen öffentlichen Charakter, zu verläumden, und ich will sogar darin der Ansicht des Kronanwalts beipflichten, daß, wenn die Fehler, Vergehen und selbst die Laster einer öffentlichen Person private sind und dem öffentlichen Frieden, oder der Freiheit, oder dem Eigenthum unserer Nachbarn nicht schaden, daß es dann unmännlich und ungehörig ist, sie durch Wort oder Schrift vor die Oeffentlichkeit zu ziehen. Wenn aber ein hoher Beamter seine persönlichen Fehler, ja seine Laster in die Verwaltung seines Amtes hineinträgt, und wenn das Volk dadurch benachtheiligt wird, sei es in seinen Freiheiten, oder in seinem Eigenthum, so ändert sich der Fall gewaltig, und Alles, was sonst zu Gunsten der Regierenden, ihrer Würde und ihrer Gewalt auch gesagt werden mag, wird den Mund des Volkes nicht zu schließen vermögen, wenn es sich unterdrückt sieht. Ich spreche hier natürlich von einem freien Lande. Es ist wahr, in früheren Zeiten war es ein Verbrechen, die Wahrheit zu sagen, und in jener schrecklichen Sternkammer haben viele würdige und tapfere Männer dafür gelitten; aber selbst vor jenem Gerichte und in seinen

schlimmen Tagen durfte ein großer und guter Mann sagen, und ich hoffe, das Gericht wird mir die Wiederholung dieser seiner Worte nicht übel nehmen, er durfte sagen: „Diese Praxis der Anklage wegen Schmähschriften ist ein Schwert in der Hand eines schlechten Königs und eines anmaßenden Feiglings, um die Unschuldigen zu unterdrücken und zu vernichten. Der Eine kann sich wegen seiner hohen Stellung nicht anders rächen, und der Andere wagt es nicht wegen Mangels an Muth."

Kronanwalt. Bitte, Herr Hamilton, haben Sie Acht auf das, was Sie sagen. Gehen Sie nicht zu weit; ich liebe solche Freiheiten nicht.

Hamilton. Ziehen Sie doch keine Schlußfolgerungen. Alle Welt stimmt darin überein, daß wir vom besten der Könige regiert sind, weßhalb ich in der That die Vorsicht des Herrn Anwalts nicht begreife. Meine wohlbekannten Grundsätze und die Erkenntniß der Segnungen, deren wir uns unter Sr. gegenwärtigen Majestät erfreuen, wird mich sicherlich nicht in den Verdacht bringen, daß ich es in dieser Hinsicht an Pflichtgefühl gegen meinen König fehlen lasse. Ich sagte eben, daß trotz der Pflicht und Ehrfurcht, welche der Herr Anwalt für die höheren Beamten beansprucht, sie sich durchaus nicht über die Regeln der gewöhnlichen Gerechtigkeit im öffentlichen und privaten Leben hinwegsetzen dürfen. Die Gesetze des Mutterlandes kennen wenigstens keine Ausnahme. Es ist wahr, den Machthaltern ist schwerer beizukommen für das Unrecht, welches sie gegen Privatpersonen oder das gemeine Wohl begehen, namentlich aber einem Kolonialgouverneur, da er eine Ausnahmestellung für sich beansprucht und keine der gegen seine Verwaltung vorgebrachten Klagen beantworten will. Man sagt uns zwar, und es ist in der That wahr, daß er eine Klage für ein einer Person hier zugefügtes Unrecht in dem königlichen Gericht in Westminster beantworten müsse, aber wir wissen auch, wie unpraktisch es für die Meisten von uns ist, ihre für ihren Unterhalt auf sie angewiesenen Familien zu verlassen, um eine Klage in England zu führen und dort ihre Beweise vorzubringen. Die Unkosten sind zu groß und so unerschwinglich für uns, daß wir nicht im Stande sind, einen Gouverneur wegen eines hier begangenen Unrechts in England zu verfolgen. Aber wenn die Unterdrückung allgemein ist, so ist selbst auf jenem Wege keine Abhülfe mehr. Wenn wir nun auch ein gegen uns begangenes Unrecht nicht mehr ungeschehen machen können, so vermögen wir glücklicher Weise doch, mit Klugheit und Entschiedenheit die Begehung eines Unrechts von uns abzuwenden, indem wir dem Gouverneur begreiflich machen, daß es sein Interesse ist, gegen die

unter ihm Stehenden gerecht zu sein. Freie Männer wenigstens haben einen so lebendigen Rechtssinn, daß sie einem hohen Beamten gegenüber treten, sobald er die ihm zum Besten des Volkes anvertraute Gewalt mißbraucht, und daß sie mit aller Energie die Vernichtung der Rechte ihrer Mitbürger verhindern. Wir haben es häufig erlebt und werden es hoffentlich noch öfter erleben, daß die Vertreter eines freien Volkes, wenn sie die durch den Gewaltmißbrauch des Gouverneurs bewirkten Leiden ihrer Mitbürger bemerken, sich laut dahin ausgesprochen haben, daß sie gesetzlich nicht verpflichtet sind, einen Gouverneur zu unterstützen, welcher eine Kolonie oder eine Provinz oder deren Privilegien zu Grunde richtet, welche er auf Grund seiner Anstellung und des Gesetzes zu schützen und zu fördern berufen war. Von welchem Nutzen sollte aber dieses mächtige Vorrecht der Regierten sein, wenn jeder, welcher leidet, stillschweigen muß, und wenn ein Mann als Verläumder eingesteckt wird, sobald er seinen Nachbarn von seinen Leiden spricht? Ich weiß im voraus, daß man mir antworten wird: Hast Du denn keine Legislatur, hast Du nicht Deine Abgeordneten, bei welchen Du Dich beschweren kannst? Allerdings haben wir sie, aber was heißt das? Kann einer gesetzgebenden Versammlung jedes Unrecht vorgelegt werden, das uns ein Gouverneur thut? Hört sie etwas anderes, als das, was die mit der Ausübung der Gewalt Betrauten ihr vorzulegen für gut befinden? Und wie kann Besserung erwartet werden, besonders wenn ein Gouverneur, wie ich mich hier zu Lande noch sehr wohl eines Falls erinnere, Stellen zu vertheilen hat (ich will nicht sagen Pensionen, denn man giebt ungern einem Andern, was man für sich selbst behalten kann) und eine und dieselbe Versammlung beinahe zwei Mal sieben Jahre zusammen hielt, nachdem er sie seinem Willen so fügsam gemacht hatte, daß er für seine Interessen stets auf eine Majorität rechnen konnte? Welche Hülfe, frage ich, kann ein ehrenwerther Mann für seine Klage gegen den Gouverneur von einer Versammlung erwarten, welche gerade von diesem Gouverneur gebildet ist, gegen welchen Klage erhoben ward? Die Frage beantwortet sich selbst. Nein, es ist natürlich, es ist ein sich von selbst verstehendes Recht, welches alle freigebornen Männer beanspruchen: sie können sich beschweren, wenn sie verletzt werden; sie haben ein Recht, öffentlich, und zwar in den stärksten Ausdrücken, gegen den Mißbrauch der Gewalt aufzutreten, ihre Nachbarn vor der Verschmitztheit oder offenen Gewaltthätigkeit der Beamten zu warnen und muthig für ihre Ueberzeugung von dem Werth und den Segnungen der Freiheit einzustehen und ihren festen

Willen dahin zu erklären, daß sie sich dieselben unter allen Umständen als das schönste Geschenk des Himmels erhalten wollen. Und wenn ein aus ehrenwerthen und freien Männern zusammengesetztes Haus die einstimmige Willensmeinung des Volkes erkennt, so wird und muß es sich durchaus nicht bestimmen lassen, trotz aller liebkosenden und schmeichelnden Versuche des Gouverneurs, ihm die eigentliche Stimmung des Volkes fern zu halten. So gut, wie wir den Grund kennen, warum gewisse Herren aus allen Kräften Gouverneur zu werden suchen, ebenso klar liegt die bei ihrer Anstellung vorwaltende Absicht auf offener Hand. Wir kennen Sr. Majestät huldreiche Absichten gegen seine Unterthanen. Er will, daß sein Volk seine Pflicht thue und der Krone gehorsam sei, daß Frieden unter ihm herrsche und die Gerechtigkeit unparteiisch gehandhabt werde, daß wir zum Nutzen des Mutterlandes regiert und ermuthigt werden, solche Stapelartikel zu ziehen, welche Großbritannien nützen. Aber will Jemand behaupten, daß alle diese guten Absichten dadurch erfüllt werden sollen, daß ein Gouverneur das Volk aneinanderhetzt und den einen Theil desselben benutzt, um den andern zu placken und zu plündern?

Das Amt des Gouverneurs erheischt große Ehrfurcht und Unterordnung. Wenn aber ein Gouverneur von der ihm von seinem Souverän auferlegten Pflicht abweicht, und wenn er handelt, als sei er weniger verantwortlich als der König, welcher ihm alle diese Macht einräumte, so prüft das Volk seine Macht, fragt nach den Befugnissen und vergleicht beide mit seiner Aufführung. Sobald es dann findet, daß er die Gränzen seiner Autorität überschreitet oder gegen die seinem Schutze Anbefohlenen nicht unparteiisch gerecht ist, so ist es dann auch nicht mehr so eilig in der Erfüllung seiner Pflichten gegen den Gouverneur. Die Macht allein kann einen Mann nicht beliebt machen, und ich habe sagen hören, daß ein Mann, der weder gut noch weise war, ehe er Gouverneur wurde, sich nach seiner Ernennung nicht besserte, sondern daß er im Gegentheil sich verschlimmerte. Denn Menschen, welche keine Weisheit und Tugend haben, können nur durch das Gesetz in Schranken gehalten werden, und je mehr sie sich über dasselbe erhaben dünken, desto schlimmer und grausamer sind sie. Ich wünschte, es gäbe heut zu Tage keine derartigen Beispiele. Und wo dieser Fall bei einem Gouverneur eintritt, da seufzt das Volk unter seiner Verwaltung, und er selbst wird zuletzt auch unglücklich, da er weder geliebt noch unterstützt wird. Ich bezweifle nicht, daß es manche hier giebt, welche die endliche

Verurtheilung Zengers eifrig wünschen, und doch hoffe ich, es mögen deren nicht viele sein, und selbst einige von diesen werden, dessen bin ich überzeugt, nicht an ihren gegenwärtigen Ansichten festhalten, zumal wenn sie bedenken, wie sehr solche Verfolgungen in die Länge gezogen und wie schwer die Freiheiten des Volkes davon geschädigt werden. Ich sage nicht alle, denn derjenige, welcher mit dem Gouverneur genauer befreundet ist und ihm persönliche Rücksichten schuldet, derjenige, welcher die Schläge seiner Gewalt nicht empfunden hat und welcher ihm vertraut, alle diese Männer wünschen natürlich dem Gouverneur jede Art Erfolg, so lange die Rechte und Freiheiten ihrer Mitbürger nicht in Frage gestellt werden. Ich fürchte von ihnen, als Männern von Ehre, jedoch nichts, denn sie werden nie jene Linie überschreiten. Dagegen giebt es andere, welche stärkere Verpflichtungen haben und die Sache des Gouverneurs unterstützen müssen, da sie von seiner Gunst abhängen und eine Stellung oder ein Amt von ihm haben wollen. Solche Männer schulden, wie man gewöhnlich sagt, Dank und Verpflichtungen und lassen sich dadurch in ihren Neigungen beeinflussen. Ihre eigenen Interessen liegen ihnen zu nahe, und sie werden lieber manches thun oder sich gefallen lassen, als die Gunst des Gouverneurs und zur selben Zeit ihren Lebensunterhalt zu verwirken. Trotz alledem habe ich guten Grund zu hoffen, daß auch diese Männer, bei denen ich Ehrgefühl und Gewissen voraussetze, gern, sei es durch Stillschweigen, sei es durch offne Zustimmung, ihrer Stellung ein Opfer bringen werden, sobald sie die Freiheit ihres Landes in Gefahr erblicken, statt daß sie dieselbe zerstören helfen und ihren Nachkommen die Sklaverei aufhalsen. Es giebt wieder eine andere Klasse von Männern, von welchen ich gar nichts hoffe; ich meine solche, welche keine anderen Rücksichten kennen und immer bereit sind, sich der Macht, in welcher Gestalt sie auch auftrete, zu unterwerfen und denjenigen zu dienen, welche ihnen helfen, ihren Neid und ihren Haß gegen die ihnen geistig und moralisch überlegenen Feinde zu befriedigen. Da aber Neid die Sünde des Teufels ist, und deßhalb, wenn überhaupt, sehr schwer bereut wird, so glaube ich, daß es im ganzen sehr wenig Leute dieser Art giebt, und daß ihre Neigungen einen nur geringen Einfluß auf den Ausgang unsres Prozesses ausüben werden.

Um aber in meiner Vertheidigung weiter zu gehen, so muß ich darauf bestehen, daß das Recht der Beschwerde ein natürliches und daß der einzige Zwang, der dagegen geltend gemacht werden kann, das Gesetz ist,

daß dieser Zwang aber nur gegen das was falsch ist, gerichtet sein darf. Denn da nur die Wahrheit die Klage ob einer schlechten Verwaltung entschuldigen oder rechtfertigen kann, so gebe ich gern zu, daß nichts einen Mann entschuldigen sollte, wenn er ohne Grund gegen einen öffentlichen Beamten auftritt. Der Gesichtspunkt der Wahrheit sollte das Gesetz über Schmähschriften regeln; aber selbst dann läuft der Angeschuldigte noch große Gefahr, denn wenn der Ankläger nicht jedes Titelchen seiner Beschuldigung zur Zufriedenheit des Gerichts und der Geschwornen beweist, so findet es dieser sehr bald zu seinem Schaden bei der Untersuchung aus. So hat sich denn unter den Richtern eine große Verschiedenheit der Ansichten über die Frage entwickelt, welche Worte schändlich oder verläumderisch sind oder nicht. Man wird mir gewiß zugeben, daß über keinen Rechtspunkt eine größere Ungewißheit herrscht, als über die den Skandal begründenden Worte. Es würde Zeitvergeudung sein, wenn ich die zahllosen Fälle hier namhaft machen wollte. Wir sollten aber sehr vorsichtig in der Befolgung früherer Entscheidungen sein, und wenn wir sie als Autoritäten anführen, vor Allem die Zeit berücksichtigen, in welcher sie gegeben wurden. Seit den Tagen der Sternkammer, von welcher die willkürlichsten und die der englischen Freiheit verderblichsten Urtheile ergingen, bis auf unsere glorreiche Revolution wurden Beleidigungen durch Schmähschriften immer auf Anstiften der Krone oder ihrer Minister verfolgt. Und es ist kein geringer Vorwurf gegen die Rechtsprechung, daß diese Verfolgungen nur zu oft und zu viel von Richtern gefördert wurden, welche ihre Stellen nur so lange bekleideten, als es dem König gefiel, eine an sich schon verwerfliche Art der Besetzung eines Amts; aber doppelt verwerflich bei einem Richter.

Wenn also im ganzen unter den Richtern eine so große Ungewißheit über diesen Punkt herrscht, wenn die Macht einen so großen Einfluß auf sie ausübt, so sollen wir in den Pflanzungen doppelt vorsichtig sein, uns von ihren Urtheilen in Prozessen über Schmähschriften leiten zu lassen. Es giebt im Recht gerade so gut eine Ketzerei wie in der Religion, und beide haben in den letzten Jahrhunderten manche Aenderung erlitten. Wir wissen Alle, daß vor zweihundert Jahren ein Mann als Ketzer verbrannt worden wäre, der sich damals zu den heute geschriebenen und geäußerten Ansichten in Religionssachen bekannt hätte. Jene Männer irrten sich eben, wie es scheint, und wir sind so frei, uns nicht nur in religiösen Meinungen von ihnen zu unterscheiden, sondern diese Meinun-

gen und die Personen selbst zu verdammen. Ich glaube, daß wir Recht haben, wenn wir uns diese Freiheit in Glaubenssachen nehmen, und wenn man uns auch sagt, daß man in Dingen dieser Art in New=York sehr frei ist, so habe ich doch noch von keiner Anklage des Kronanwalts gegen irgend ein Vergehen dieser Art gehört. Es ist also klar, daß ein Mensch in New=York sich äußerst frei zu seinem Herrn und Gott stellen darf, während er in allem, was er über die Regierung sagt, sehr vorsichtig sein muß. Darin sind aber Alle einig, daß wir in einem freien Lande leben, und daß wir, so lange wir uns innerhalb der Gränzen der Wahrheit halten, ohne Gefahr unsere Ansichten über die Regierenden aussprechen und drucken dürfen. Ich habe dabei die Führung dieser Beamten nur soweit im Auge, als sie die Freiheit oder das Eigenthum des Volkes unter ihrer Verwaltung angeht. Wenn dieser Satz bestritten würde, so könnte man uns mit dem nächsten Schritt zu Sklaven machen, denn das ist das Wesen der Sklaverei, daß sie die größten Schäden und die größte Unterdrückung auferlegt, ohne daß sie die freie Beschwerde gestattet, und daß sie Leben und Vermögen zerstört, wenn eine solche Klage gewagt wird.

Der Herr Kronanwalt sagt und besteht darauf, daß die Regierung eine geheiligte Einrichtung ist, daß sie unterstützt und verehrt werden muß, daß sie unsere Person und unser Vermögen schützt, daß sie Verrath, Mord, Raub, Aufstände und das ganze Gefolge von Uebeln verhindert, welche Königreiche und Staaten zu Grunde richten, und daß, wenn diejenigen, welche die Regierung führen, namentlich die höchsten Beamten, sich gefallen lassen müssen, ihre Amtsführung von Privatpersonen beurtheilt zu sehen, daß dann die Regierung überhaupt nicht bestehen kann. Diese Kritik nennt er „eine nicht zu duldende Frechheit.“ Er sagt, sie gebe die Leitung des Volkes der öffentlichen Verachtung preis, setze ihre Autorität außer Acht und bewirke, daß die Gesetze nicht vollzogen werden könnten. Das ungefähr sind die allgemeinen Gesichtspunkte, welche von den Machthabern und ihren Anwälten vorgebracht werden. Ich möchte dagegen zur selben Zeit in Erwägung gezogen sehen, wie oft es sich ereignet hat, daß gerade der Mißbrauch der Gewalt die Grundursache all dieser Uebel war, und daß es gerade die Ungerechtigkeit und Unterdrückung dieser großen Männer war, welche sie dem Volke verächtlich gemacht haben. Ihre Verschlagenheit und List ist groß, und wem, der im geringsten mit der Geschichte und dem Rechte vertraut ist, könnten etwa die Scheinvorwände unbekannt sein, die von

den Regierenden nur zu oft gebraucht wurden, um Willkürherrschaft einzuführen und die Freiheit des Volkes zu untergraben?

„Man wird mir darum, denke ich, zugeben, daß alle guten Menschen ihrem Vaterlande die Pflicht schulden, sich gegen den unseligen Einfluß schlechter in der Gewalt befindlicher Menschen und besonders gegen deren Kreaturen zu schützen, welche letztere gerade, weil sie meistens bedürftiger, auch desto habsüchtiger und grausamer sind. Man darf ja nicht außer Acht lassen, daß der Geist der Freiheit, wenn auch lange Zeit in England niedergebeugt und unterdrückt, dem Volke nie ganz verloren gegangen war, denn das Parlament ergriff die erste, sich ihm bietende Gelegenheit, die Unterthanen von vielen unerträglichen Unbilden und Unterdrückungen zu befreien, welche unter dem Schutze ungerechter Gesetze an ihren Personen nnd ihrem Vermögen begangen waren. —

Der Redner führt hier verschiedene Fälle an, weist nach, wie die früheren Mißbräuche durch die Verweisung der Libellprozesse von den Gerichten an die Geschworenen abgestellt worden seien und fährt dann fort:

„Die Jury also ist der zuständige Richter über das was falsch ist, wenn nicht über das, was beschimpfend und aufrührerisch ist. Diese ihre Autorität kann nicht mehr in Abrede gestellt werden, sie ist so einfach als sie groß ist. Wo rechtliche und thatsächliche Fragen in einander greifen, da hat die Jury das Recht, beide zu entscheiden. So kann sie sich z. B. bei einer Anklage wegen Mordes darüber aussprechen, und sie thut es fast immer, ob nun der Beweis für Mord oder Todtschlag spricht, und hat demgemäß ihren Wahrspruch zu finden. Und ich muß gestehen, daß ich in unserm Falle keinen Grund einsehe, warum die Geschwornen nicht ein eben so gutes Recht haben zu sagen, ob unsere Zeitungen Schmähschriften sind oder nicht; sie sind nur ihrem Gewissen verantwortlich, wenn sie, so gut sie es verstehen, über das Leben, die Freiheit und das Eigenthum ihrer Mitbürger entscheiden.

„Es bedarf demnach keiner großen Kunst, alles was ein Mann schreibt, durch Unterstellungen und Auslegungen zu einer Schmähschrift zu stempeln, da es nach der Definition des Herrn Kronanwalts einerlei ist, ob die gegen eine todte oder lebende Privatperson oder gegen einen öffentlichen Beamten gerichteten Worte gut oder schlecht, wahr oder falsch sind, indem sie unter allen Umständen eine Schmähschrift ausmachen; ja, wenn man eine Schrift hat verlesen hören oder sie selbst liest und ihren Inhalt dann wiederholt oder darüber lacht, so ist man ebenfalls

strafbar. Wenn also, nach des Kronanwalts weitem und ausgedehntem Sinne, das eine Schmähschrift ist, was er dafür hält, so giebt es kaum eine Schrift, die nicht verläumderisch genannt, oder irgend eine Person, die nicht als Pasquillant zur Rechenschaft gezogen werden könnte. So schmähte Moses, so sanft und mild er auch sonst war, Kain, und wie viel Schmähschriften sind nicht erst gegen den Teufel geschrieben worden! Nach der Theorie des Herrn Kronanwalts ist es auch keine Rechtfertigung, daß der Geschmähte einen schlechten Namen hat. Echard schrieb eine Schmähschrift gegen unsern guten König Wilhelm, Burnet u. a. gegen die Könige Karl und Jakob, und Rapin gegen sie Alle. Wie muß ein Mann sprechen oder schreiben, oder was muß er hören, lesen oder singen, oder wann muß er lachen, um sicher zu sein, daß er nicht als Pasquillant eingesteckt wird? Ich glaube aufrichtig, daß, wenn heute irgend Jemand durch die Straßen von New-York ginge und einen Theil der Bibel läse, ohne daß man wüßte, daß es die Bibel, so würde das der Kronanwalt durch seine Unterstellungen zu einem Pasquill machen. So z. B. Jesaias IX, 16: „Die Führer der Völker bewirken in ihnen den Irrthum, und die von ihnen Geführten werden vernichtet." Falls der Anwalt diese Stelle zu einer Schmähschrift zu machen gesonnen sein sollte, so würde er sie folgendermaßen lesen: Die Führer des Volkes (der Gouverneur und der Rath der Provinz New-York nämlich) bewirken in ihnen (dem Volke dieser Provinz nämlich) den Irrthum, und sie werden vernichtet (um ihre Freiheit gebracht), was die schlimmste Art von Vernichtung ist. Oder wenn Jemand den zehnten oder eilften Vers des vierten Kapitels des genannten Buches wiederholen sollte, so würde der Herr Anwalt ein reiches Feld für die Entfaltung seiner Gewandtheit und die künstliche Anwendung seiner Unterstellungen haben. Die Worte lauten: „Seine Wächter sind alle blind und unwissend, ja sie sind gierige Hunde, die nie genug haben können." Um sie zu einer Schmähschrift zu machen, ist weiter nichts nöthig, als die Geschicklichkeit des Herrn Anwalts in einigen Unterstellungen. So z. B. seine Wächter (der Gouverneur und sein Rath nämlich) sind blind; sie sind gierige Hunde (der Gouverneur und sein Rath nämlich), die nie genug haben können (an Reichthum und Macht). Man kann ob solcher Beispiele nur lachen, aber ich appellire an den Herrn Anwalt selbst, ob sie nicht eben so gut auf Se. Exzellenz und seine Diener angewandt werden können, als einige in der Klage gegen meinen Klienten angebrachte Unterstellungen. Und wenn der Herr Anwalt vors Gericht treten und eine

Klage im Namen des Königs ohne jede vorherige Erlaubniß eintragen darf, wer ist dann sicher, von ihm nicht als Verleumder verfolgt zu werden? Und wenn diejenige Auslegung des Kronrechtes richtig ist, die in bösen Zeiten vielfach gemacht und verfochten wird, so ist für die ärgste derartige Bedrückung gar keine Entschädigungsklage zulässig, selbst wenn die also verfolgte Partei ehrenvoll freigesprochen werden sollte. Erlauben Sie mir die Behauptung großer Engländer zu wiederholen, daß die Erhebung der Anklage durch den Staatsanwalt (nachdem die Grandjury sich geweigert hat, eine wahre Bill zu finden) eine nationale Beschwerde und unverträglich mit der Freiheit ist, deren sich die englischen Unterthanen sonst erfreuen. Wenn wir aber so unglücklich sind, diesen Gewaltsteich nicht direct abwehren zu können, so lassen Sie uns wenigstens dafür sorgen, daß wir nicht durch Formen und Schein um unsere Freiheit betrogen werden; lassen Sie uns immer sicher sein, daß die einzelnen Punkte der Anklage stets klar und über jeden Zweifel erhaben festgestellt sind, denn obwohl einzelne ihrer Theile bei der Untersuchung nur formell genannt werden mögen, so hat sich bei der Verkündigung des Urtheils doch häufig herausgestellt, daß sie sehr wesentliche Rechtsfragen enthielten.

„Meine Herren, die Gefahr ist groß und steht im Verhältniß zu dem Unheil, welches unsre zu große Leichtgläubigkeit herbeiführen mag. Ein verständiges Vertrauen zum Gericht ist empfehlenswerth; aber da das Urtheil, welches es auch sein mag, bei Ihnen steht, so sollten Sie keinen Theil Ihrer Pflicht der Einsicht Dritter anvertrauen. Wenn Sie der Ansicht sein sollten, daß Herrn Zengers Blätter Unwahrheiten enthalten, so werden Sie, nein, so sollten Sie (entschuldigen Sie den Ausdruck) so sagen, weil Sie nicht wissen, ob Andere, ich meine hier das Gericht, derselben Meinung sein werden. Es ist Ihr Recht, so zu handeln, und wir verlassen uns ebenso sehr auf Ihre Entschiedenheit, als auf Ihre Rechtlichkeit.

„Der Verlust der Freiheit ist für einen edlen Menschen schlimmer als der Tod, und doch wissen wir, daß es zu allen Zeiten Menschen gegeben hat, welche aus Ehrgeiz oder aus Habsucht nur zu willig ihre Hand zur Unterdrückung, ja zur Zerstörung ihres Landes geboten haben. Dieses erinnert mich an den Ausspruch des unsterblichen Brutus, welcher, als er Cäsars Kreaturen, große, aber keineswegs gute Menschen sah, in die Worte ausbrach: „Ihr Römer, wenn ich Euch noch so nennen darf, seht doch, was Ihr thut, erinnert Euch, daß Ihr Cäsar helft,

dieselben Ketten zu schmieden, welche er Euch eines Tages wird tragen machen!" Das eben sollte jeder Mann, der die Freiheit schätzt, bedenken, er sollte mit Urtheil und nicht aus Eigennutz oder Neigung handeln, denn da, wo diese letzteren herrschen, da werden weder das Land, noch die Angehörigen berücksichtigt. Andrerseits aber zieht der Mann, welcher sein Vaterland liebt, seine Freiheit allen übrigen Gütern vor, denn er weiß, daß das Leben ohne Freiheit ein Elend ist. Doch warum soll ich in die Geschichte des heidnischen Rom zurückgreifen, um Ihnen Beispiele von Freiheitsliebe zu geben? Ist doch das letzte Blut in England für die Sache der Freiheit geflossen, die Freiheit aber, welche wir heute genießen, verdanken wir in erster Linie dem glorreichen Widerstand, welchen der berühmte Hampden und andere Landsleute gegen willkürliche Forderungen und ungesetzliche Auflagen leisteten. Statt ihre Rechte als Engländer aufzugeben und sich einer ungerechten Steuer von weniger als drei Schillingen zu unterwerfen, beschlossen sie, sich für die Freiheit ihres Landes den äußersten Maßregeln auszusetzen, und wirklich erlitten sie dieses Aeußerste in jenem schrecklichen und willkürlichen Gericht, in der Sternkammer, deren eigenmächtiges Verfahren keine Gränzen kannte, und deren unheilvoller Existenz nur das Parlament ein Ende bereiten konnte.

„Die Gewalt kann passend mit einem großen Strom verglichen werden, der, so lange er sich in seinen Gränzen hält, schön und nützlich ist, indessen sobald er über seine Ufer tritt, zu gewaltsam dahinrollt, um in seinem Laufe gehemmt werden zu können. Dann wirft er vielmehr Alles vor sich nieder und bringt Zerstörung und Verwüstung, wohin er nur dringt. Wie in diesem Gleichniß ein Sinnbild der Gewalt liegt, so lassen Sie uns unsere Pflicht thun und gleich weisen Männern Alles aufbieten, die Freiheit zu stützen, das einzige Bollwerk gegen gesetzlose Gewalt, welche jeder Zeit ihrer wilden Gier und ihrem unbändigen Ehrgeiz das Blut der besten Männer geopfert hat.

„Ich hoffe, daß sie mich wegen des bei dieser Gelegenheit bewiesenen Eifers entschuldigen werden. Es ist eine alte und weise Vorsichtsmaßregel, daß man, wenn das Haus des Nachbarn brennt, auf sein eignes achtet. Denn obgleich ich, Gott sei Dank, in einer Kolonie lebe, wo die Freiheit richtig verstanden und freudig genossen wird, so hat uns die Erfahrung doch gelehrt, daß ein schlechter Präzedenzfall unter einer Regierung sehr bald als Autorität von einer andern aufgestellt wird, und deßhalb denke ich, ist es sowohl meine, als jedes ehrenwerthen Männes

Pflicht, daß, während wir den Beamten den schuldigen Gehorsam zollen, wir zur selben Zeit gegen jede Gewaltanmaßung auf unsrer Hut sein sollten, wo immer sie verderblich in unsere Interessen eingreift.

„Ich freilich bin aus verschiedenen Gründen einer solchen Aufgabe schlecht gewachsen. Ich leide, wie Sie sehen, schon sehr unter der Last der Jahre und bin von großer Körperschwäche niedergedrückt. Allein, so alt und schwach ich auch bin, so halte ich es nichts desto weniger für meine Pflicht, bis ans äußerste Ende des Landes zu gehen, wenn meine Dienste dazu beitragen können, das von den Anklagen der Staatsanwaltschaft geschaffene Feuer der Verfolgungen zu löschen und das Volk vor den willkürlichen Versuchen der Machthaber im Besitz seiner Rechte zu schützen. Beamte, welche das Volk bedrücken und beleidigen, bringen dasselbe zum Aufschrei und zur Klage, dann aber machen sie dieselbe Klage wieder zum Grund für neue Unterdrückungen und Verfolgungen. Ich wünsche, ich könnte sagen, es gäbe keine Beispiele dieser Art. Um aber nunmehr zu schließen, so ist die Frage, welche Ihnen, meine Herren Geschworenen, vorliegt, nicht privater Natur oder von geringfügiger Bedeutung; es ist nicht die Angelegenheit eines unbedeutenden Druckers, noch der Stadt New-York allein, in der Sie jetzt Recht sprechen sollen. Nein, in ihren Folgen berührt sie jeden freien Mann, der unter einem englischen Gouverneur auf dem amerikanischen Festlande wohnt. Es ist die beste Sache von der Welt, die Sache der Freiheit! Und ich bezweifle nicht, daß Ihre heutige ehrliche Haltung Sie nicht allein in der Liebe und Achtung Ihrer Mitbürger noch höher stellen, sondern daß auch jeder, welcher die Freiheit der Sklaverei vorzieht, Sie ehren und segnen wird als Männer, welche den ersten Versuch der Tyrannei vereitelt und welche durch ein unparteiisches und ehrliches Verdikt uns, unseren Nachkommen und Nachbarn eine herrliche Grundlage für das geschaffen haben, wozu die Natur und die Gesetze des Landes uns berechtigen: die Freiheit nämlich, die Willkürgewalt bloszustellen und ihr Widerstand zu leisten, indem wir, in diesem Theile der Welt wenigstens, die Wahrheit sprechen und schreiben!“

Die Geschwornen zogen sich für nur kurze Zeit zurück und traten mit einem „Nichtschuldig!“ wieder in den Saal, wo sie von dem betäubenden Beifall der zahlreichen Zuhörer begrüßt wurden. Der ehrwürdige Hamilton ward in Anerkennung seiner beredten Vertheidigung und seiner den Freiheiten der Provinz geleisteten Dienste vom Stadtrath zum

Ehrenbürger von New-York ernannt und erhielt diese seine Ernennung in einer kostbaren goldenen Dose zugestellt.

Zenger druckte aus Dankbarkeit Hamilton's Rede und die Gerichtsverhandlungen vollständig ab und erwies dadurch seinem unerschrockenen Vertheidiger und der Kolonie noch einen größern Dienst, indem fortan der zenger'sche Fall eine der Hauptautoritäten für die Vorkämpfer der Preßfreiheit in Amerika bildete und für alle späteren derartigen Prozesse maßgebend wurde.

Seitdem trat auch durchaus nicht die Verwilderung der Sitten ein, welche die Vertheidiger der alten Zustände voraussahen. Wenn man dem aristokratischen Geschichtsschreiber von New-York, William Smith, trauen dürfte, so wäre nach Zengers Freisprechung „die Frechheit der Zeitungsschmierer in New-York jeden Tag ärger geworden.“[148] Wahr an dieser Angabe ist, daß sich der täglich wachsende Einfluß der Presse in der Politik der Kolonie immer mehr geltend machte, und daß sie bald eine nicht mehr zu brechende Macht wurde, welche die vierzig Jahre später ausbrechende Revolution schüren half. In England dagegen setzten es Lord Camden und Erskine, wenn auch erst ein halbes Jahrhundert später, mit auf Hamilton gestützt, durch, daß ein Mann nicht für eine unvorsichtige Aeußerung gestraft werden darf, sondern daß seine Ansichten einer liberalen Auslegung zu unterwerfen sind, und daß die Geschwornen zugleich über den „animus injuriandi“ zu urtheilen haben. Seitdem stand auch für England das später in der sog. fox'schen Libel-Bill von 1792 gesetzlich anerkannte Recht der freimüthigen Besprechung öffentlicher Angelegenheiten und der Kritisirung von Regierungs-Maßregeln und Gesetzen fest.[149]

Zenger aber, dessen Auftreten diese wichtige Frage zuerst angeregt und der Kolonialregierung einen der empfindlichsten Schläge beigebracht hatte, starb als allgemein geachteter Bürger im August 1746 in der Stadt New-York.[150]

Zehntes Kapitel.

Die Herrnhuter in Schekomeko.

Die Einwanderung der Herrnhuter-Missionäre steht in der Besiedlung des Staates New-York ganz vereinzelt da. Wenn sie sich hier auch nicht lange hielt, so gewinnt sie doch durch deu Umstand besonderes Interesse, daß sie deutscherseits einen der ersten gelungenen Versuche der Indianerbekehrung machte, und daß sie den Vorläufer der späteren bedeutenderen Herrnhuter-Niederlassungen in Pennsylvanien und New-York bildet. Wir werden bei der Erzählung der Geschichte der letzteren ausführlich auf das Wesen und die Bedeutung dieser religiösen Gemeinschaft einzugehen haben. Zum bessern Verständniß der hier zu berichtenden Thatsachen mögen daher ein paar kurze Andeutungen über ihren Ursprung und Charakter genügen.

Die Herrnhuter oder erneuerte Brüderkirche, auch schlechtweg Brüdergemeinde genannt, sind eine den englischen Methodisten verwandte Religionsgesellschaft, welche, wie jene, das Augenmerk nicht auf die Lehre, sondern auf das Leben, nicht auf die Dogmatik, sondern auf das innere Seelenleben oder, wie sie sich ausdrücken, das Seelenheil richten. Von den Orthodoxen unterscheiden sie sich dadurch, daß sie keine Lehreigenthümlichkeit beanspruchen, von den Pietisten dadurch, daß sie die Wiedergeburt nicht schematisch aufstellen oder terroristisch betreiben, überhaupt die Religion in persönliche Neigung zu der sehr menschlich, fast sinnlich aufgefaßten Person Jesu — „Herzensumgang mit dem Heiland" — auflösen, von allen protestantischen Kirchengenossenschaften aber dadurch, daß sie die Gemeinschaft überall anstreben und aus-

bilden, die Gliederung der „Gemeine“ bis ins Einzelne durchzuführen suchen und auf dieser Grundlage kirchliche Ordnung und Zucht hochhalten. Die Herrnhuter sind allein unter den protestantischen Verbindungen universell, kosmopolitisch, nicht sektirerisch auf der einen Seite, und zugleich auf der andern Seite kirchlich konstruktiv, voll Sinnes für positive kirchliche Einrichtungen. Wäre überhaupt die Vereinigung der Protestanten in einer Kirche möglich gewesen, so hätte sie unter der Aegide der Herrnhuter zu Stande kommen können. Es war aber nicht möglich. Der Protestantismus ist überhaupt nur Verneinung des in der römischen Kirche verkörperten Christenthums. Er kann nicht zu einer zweiten Kirche führen, er führt zum Denken, zum Staat, zur Wissenschaft. Vor der katholischen Kirche haben die Brüder endlich den Vorzug, daß sie es verschmähen, Proselyten zu machen, indem sie den Eintritt in ihre Gemeinschaft eher erschweren als erleichtern. Aeußerlich knüpfen die Herrnhuter an die böhmisch-mährische, aus der Hussitenbewegung hervorgegangene Brüderunität an; es waren flüchtige mährische Brüder, welche den Grafen Zinzendorf, den Gründer der Gemeine, die innere Verwandtschaft seiner Bestrebungen mit ihrer Lehre erkennen ließen und welche ihm den äußern Anstoß zu seiner Stiftung gaben; geistig dagegen wurzeln sie in der deutsch-evangelischen Kirche und hier vor Allem in der von Philipp Jakob Spener hervorgerufenen kirchlichen Bewegung des Pietismus.[151]

Die protestantische Kirche war zu Ende des siebenzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts verknöchert, in rohem Zunftzwang, in geistlosem dogmatischem Zank versunken, sie hatte ihren Einfluß auf das Volk verloren und äußerte ihre Macht höchstens als geistliche Polizei. Spener fand ihren Zustand in den Worten des Propheten Jesaias gezeichnet: „Das ganze Haupt ist krank.“ Aber das Mittel der Heilung suchte er in einer Behandlung, nicht des kranken Körpers im Großen und Ganzen, sondern der einzelnen Glieder im Besondern. Er wollte erst Theil für Theil die Keime zur Wiedergenesung des Ganzen bilden und sammeln. Es mußten also, meinte er, erst die wenigen einzelnen guten und frommen Seelen zu gegenseitiger Förderung zusammentreten, gleichsam Kirchlein in der Kirche bilden und durch ihr Beispiel die anderen minder frommen oder gar gleichgültigen Seelen zur Nachfolge anregen, ehe an eine Besserung der Kirche im Ganzen gedacht werden könne. Und eine solche ecclesiola in ecclesia im Sinne Speners war ursprünglich die Brüdergemeine: indessen verkümmerte sie

nicht als Sekte, wie so viele gleichzeitige und theilweise gleichartige Erscheinungen, sondern erstrebte und erreichte unter Zinzendorfs Leitung eine wahrhaft universelle Bethätigung und Bedeutung.

Wie auch sonst das Urtheil über manche Einseitigkeiten und Verkehrtheiten der Herrnhuter lauten möge, sie haben den unvergänglichen Ruhm einer großen Tugend, und das ist ihre selbstlose Hingabe an ideale Ziele, der Opfermuth und die Ueberzeugungstreue, der Feuereifer und die Thatkraft, mit welchen sie für ihre Sache kämpften, lebten und litten. Wie jedes Individuum, welches von der allein selig machenden Vortrefflichkeit seines Glaubens überzeugt ist, eifrig Propaganda dafür macht, so arbeiteten auch die Herrnhuter für die „Ausbreitung des Evangeliums" mit einer Zähigkeit und Energie, welcher in der Geschichte der christlichen Kirche höchstens die Bekehrungsbemühungen der Apostel oder der feurige Ungestüm der Jesuiten ebenbürtig an die Seite gestellt werden können. Namentlich richtete sich von Anfang an ihr Augenmerk auf die Bekehrung der Heiden, und bereits wenige Jahre nach Begründung ihrer Gemeine sind Herrnhuter Missionäre in Grönland und St. Thomas thätig. Von dieser Insel wenden sie sich nach dem nordamerikanischen Kontinent, zuerst nach Georgia, wo sie indessen keine bleibende Stätte finden, und dann nach New-York, wo wir ihnen bereits 1740 begegnen. Ziemlich um dieselbe Zeit und etwas später verlegen sie den Hauptstützpunkt ihrer Bestrebungen nach Pennsylvanien. Noch heute besitzen sie in Bethlehem, Nazareth und Lititz ihre großartigen Stiftungen, gegenwärtig aber existiren sie als harmlose Gemeinen, welche wenig in die Kulturbewegung der Zeit mit eingreifen und dem Fortschritt des Landes nur indirekt dadurch dienen, daß sie ihre Mitglieder und die ihren zahlreichen Erziehungsanstalten anvertrauten Kinder zu tüchtigen und nützlichen Bürgern heranbilden.

Wir haben es im Folgenden mit den ersten Anfängen des Herrnhuterthums im Gebiet der gegenwärtigen Vereinigten Staaten zu thun und folgen am besten seinem Geschichtsschreiber Loskiel wörtlich in der Erzählung der Ereignisse, welche zur Gründung der ersten Niederlassung und deren schnellem Ende führten.[152] Die fatalistische Vertrauensseligkeit, die naive, oft mehr als kindliche Gläubigkeit der herrnhuter Indianerbekehrer tritt uns ganz unmittelbar und unverfälscht aus der Darstellung Loskiels entgegen. Dieselbe besitzt aber außerdem den Vorzug der Quellenmäßigkeit und unbedingten Wahrheitsliebe. Die in der dokumentarischen Geschichte von New-York enthaltenen amtlichen

Aktenstücke der damaligen Kolonialbehörden stimmen, soweit sie die Herrnhuter-Angelegenheiten betreffen, bis auf die kleinsten Einzelnheiten mit der Loskiel'schen Geschichte der Mission überein. Wir schöpfen also, indem wir ihr folgen, aus der zuverlässigsten Quelle.

Den ersten Versuch der Heidenbekehrung machten die Herrnhuter 1735 in Georgia am Savannah-Fluß und in der Nähe der spätern Stadt gleichen Namens, wo ihnen General Oglethorpe, der Gründer der Kolonie Georgia, Land geschenkt hatte. So gut sich auch die dortige Mission anließ, so löste sie sich doch bald wieder auf, weil die Brüder sich weigerten, in dem dort 1738 zwischen Spaniern und Engländern ausgebrochenen Kriege die Waffen zu ergreifen. Die englischen Kolonisten wollten und konnten diese Gewissensskrupel nicht berücksichtigen und zwangen die Deutschen dazu, daß sie ihre so schön begonnene Ansiedlung aufgaben und nach Pennsylvanien zogen. An der Spitze dieser gescheiterten Mission hatte der spätere Bischof August Gottlieb Spangenberg gestanden. Auch er wandte sich nach dem Norden und besuchte vor Allem Pennsylvanien. Er war der erste, durch welchen die Brüdergemeine auf die Indianer der dortigen Gegend, die sechs Nationen oder die Irokesen, aufmerksam gemacht wurde.

„Seine ersten Nachrichten", erzählt Loskiel, „hatte Spangenberg dem Herrn Konrad Weiser, Friedensrichter und ordentlichem Regierungsdollmetscher in Pennsylvanien, zu danken. Dieser Mann wurde im Winter 1736 von dem Gouverneur von Pennsylvanien abgeschickt, um mit den Irokesen wegen eines Krieges, der sich zwischen ihnen und den virginischen Indianern entspinnen wollte, mündlich zu verhandeln und den Streit beizulegen. (S. oben S. 138.) Auf dieser Reise von beinahe 100 deutschen Meilen hatte er unglaublich viel Ungemach auszustehen, indem er sich bei hartem Winterwetter durch tiefen Schnee, viele Bäche und Flüsse, entsetzliche Wildnisse, größtentheils zu Fuß, mit Provision für etliche Wochen auf dem Rücken, durcharbeiten mußte. Zwei Indianer, die unterwegs mit ihm zusammentrafen und an ihm wahrnahmen, daß er durch die Schwierigkeiten der Reise niedergeschlagen war, ermahnten ihn, den Muth nicht sinken zu lassen, denn, sagten sie, durch das, was der Mensch an seinem Leibe leidet, würden seine Sünden abgewaschen. Das Wort griff ihm ans Herz, und er ermannte sich, seufzete zu Gott und wurde auch gestärket.

„Spangenberg, dem er solches hernach erzählte, berichtete es nach Herrnhut, woselbst diese Aeußerung der Indianer den Wunsch erregte,

diesen noch blinden, aber doch nachdenkenden Heiden bald sagen zu können, welches das alleinige Mittel sei, wodurch die Menschen von ihren Sünden können abgewaschen werden. Sonderlich waren viele ledige Brüder in Herrnhut aufgeregt worden, ihr Leben dran zu wagen, um diese Heiden durch das Evangelium mit ihrem Gott und Schöpfer bekannt zu machen. Zwölf derselben wurden zu Kandidaten in der Missionssache ernannt, und einer, Namens Christian Heinrich Rauch, noch im Jahre 1739 von Marienborn (in der Wetterau) aus nach New=York abgefertigt, um zu sehen, ob und wo er eine offene Thür zu den Indianern finden könne.

„Man trug es dabei auf nichts Großes an, sondern die Anweisung, die der Graf von Zinzendorf, als Vorsteher der Brüdergemeinen, mitzugeben pflegte, bestand hauptsächlich darin, daß sie in der Stille Acht haben sollten, ob etwa unter den Heiden einer wäre, den Gott selbst durch seine Gnade schon zubereitet hätte, ein Wort des Lebens anzuhören und anzunehmen; mit dem möchten sie reden, denn Gott müsse den Heiden erst Ohren geben, das Evangelium zu hören, und ein Herz, es anzunehmen, sonst sei alle Mühe und Arbeit verloren, die man auf sie verwende. Zugleich empfahl er ihnen, sich eigentlich nur mit solchen Heiden einzulassen, die sonst Niemand mit dem Evangelio bediente, denn unser Beruf sei nicht, auf fremden Grund zu bauen, oder Jemand in seiner Arbeit zu stören, sondern uns der Elenden und Verlassenen anzunehmen. Am 16. July 1740 kam besagter Missionarius in der Stadt Neuyork an. Ohne einige Kenntniß von dem Volke, dem er das Evangelium predigen sollte, und ohne einmal zu wissen, wo und wie er es aufzusuchen hätte, seines Berufs aber völlig gewiß, hatte er zu Gott das feste Vertrauen, daß er ihm beistehen und ihn zu den Heiden führen würde, zu denen er gesendet war. Da er nun in Neuyork gar keinen Bekannten hatte und bei seiner Ankunft nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, so war es ihm eine ungemein große Freude, den Missionarium Friedrich Martin von St. Thomas unvermuthet daselbst zu finden, der ihn bald mit einigen frommen Leuten bekannt machte. Diesen entdeckte er sein Vorhaben, aber anstatt ihn zur Ausführung desselben aufzumuntern, stellten sie ihm vor, daß schon verschiedener evangelischer Prediger oftmalige kostspielige Versuche, die Indianer zu Christen zu machen, bisher ohne Wirkung gewesen. Sie hätten zwar an einem gewissen Orte eine Kirche, wo ihnen von Zeit zu Zeit gepredigt würde, und einen Schulmeister zum Unterricht ihrer Kinder, sie blieben aber

nach wie vor in ihren alten Sünden und wären insonderheit dem Laster der Trunkenheit eben so sehr ergeben, als jemals. Daher auch ein Europäer, der sich unter ihnen aufhalten wollte, seines Lebens nicht sicher wäre. (S. 218.)

„Der Missionarius hörte sie, mit Dankbarkeit für ihre treue Meinung, geduldig an, ließ sich aber keineswegs dadurch abschrecken. Voll Zuversicht zu dem, der gesagt hat, daß sein Wort nicht leer zurückkommen, sondern alles ausrichten soll, wozu er es sendet, nahm er seine Zuflucht zum Gebet und flehete zu Gott, daß er selbst ihn leiten und führen möchte. Nach einigen Tagen erfuhr er, daß Abgeordnete der Indianer sich in Neuyork befänden, um mit dem Gouverneur Unterhandlungen zu pflegen. Er suchte sie alsbald auf und hatte die unerwartete Freude, daß er sogleich zur Noth mit ihnen sprechen konnte, indem sie sich in der holländischen Sprache verständlich zu machen wußten.

Das waren die ersten Heiden, die er jemals gesehen hatte; sie gehörten zu der Mähikander-Nation, sahen wild aus und waren noch dazu betrunken. Nachdem sie nüchtern worden, suchte er sie wieder auf, unterhielt sich sonderlich mit zweien von ihnen, Namens Tschoop und Schabasch, und fragte sie geradezu: Ob sie wohl einen Lehrer haben möchten, der ihnen den Weg zur Seligkeit zeigte? Tschoop sagte: ja! er fände bei sich oft eine Neigung zu etwas besserm, als er bisher gehabt habe, er wisse sich aber nicht zu helfen; wenn jemand wäre, der sich seiner und seiner Freunde annehmen, zu ihnen kommen und sie lehren wollte, so würde er es gern sehen; sie wären aber arme und auch böse Menschen, doch dächte er, es würde wohl gehen, wenn nur ein Lehrer unter ihnen wohnen wollte. Schabasch sagte ein Gleiches. Auf diese Erklärung, die er als einen gnädigen Wink des Herrn ansahe, versprach er ihnen auf der Stelle mit Freuden, daß er mit ihnen reisen und sie und ihr Volk besuchen wollte; worauf sie ihn mit indianischer Gravität zum Prediger ihres Volkes vocirten. Nach etlichen Tagen aber fand er sie wieder so betrunken, daß sie weder reden noch gehen konnten, bei einem dritten Besuch traf er sie wieder nüchtern an und nahm mit ihnen Abrede, daß er vor ihnen abreisen wollte und sie ihn bei einem gewissen Martin Hoffmann am North River abholen sollten. Nachdem er aber daselbst einige Tage vergeblich auf seine Begleiter gewartet hatte, ging er in einen benachbarten Indianer-Ort, um sie aufzusuchen, und so verfehlten sie ihn und gingen weiter. Inzwischen erfuhr er, daß sie etwa 5 deutsche Meilen ostwärts vom North River, an den Gränzen von

Connecticut, einer Provinz von Neu-England, an dem Stissiker Berge, in einem sogenannten Indianer-Orte, Namens Schekomeko, wohnten, und machte sich sogleich dahin auf. Ehe er noch hinkam, hatten Tschoop und Schabasch ihn daselbst schon angemeldet als einen Mann, den sie zu ihrem Lehrer berufen hätten. (S. 219.)

„Schekomeko oder Scheckomecko oder Checcomico liegt im Town Pine Plains, zwei englische Meilen südlich von Pine Plains in Dutcheß County, in gerader Linie (etwas nord-) östlich von Rhinebeck, etwa zwanzig deutsche Meilen von der Stadt New-York und nicht weit von dem Punkte, wo die drei Staaten New-York, Connecticut und Massachusetts zusammenstoßen.[153]

„Bei seiner Ankunft am 16. August nahmen die Indianer den Missionär nach indianischer Art mit vieler Freundschaft auf. Er hingegen zeigte ihnen gleich den Zweck seines Besuchs ungefähr mit diesen Worten an: Ich bin aus Liebe zu euch über das große Weltmeer gekommen, um euch die Nachricht zu bringen, daß Gott, unser Schöpfer, uns zu Liebe ein Mensch geworden, etliche 30 Jahre in der Welt gelebt, den Menschen viel gutes gethan und sich endlich um unserer Sünden willen ans Kreuz hat nageln lassen, an welchem er sein Blut für uns vergossen hat und gestorben ist, damit wir von unsern Sünden erlöset, durch sein Verdienst selig und Erben des ewigen Lebens werden möchten; er ist bald hernach wieder von den Todten auferstanden und gen Himmel gefahren und sitzt auf dem Throne seiner Herrlichkeit, aber er ist dennoch immer bei uns, obgleich wir ihn mit leiblichen Augen nicht sehen können, und sucht nichts anders, als uns Liebe zu beweisen u. s. w. Diesen unerwarteten Vortrag hörten sie mit vieler Aufmerksamkeit, und wie es schien, mit Eindruck an.

„Wie er aber des andern Tages wieder mit ihnen davon redete, so mußte er mit Wehmuth bemerken, daß es seinen Zuhörern lächerlich vorkam, ja zuletzt verlachten und verspotteten sie ihn ins Angesicht. Er blieb aber auch hier standhaft und besuchte die Indianer alle Tage in ihren Hütten, hielt ihnen unermüdet die gänzliche Verdorbenheit ihres Herzens und ihre Blindheit in geistlichen Dingen nachdrücklich vor und pries ihnen die Gnade Gottes in Christo Jesu und den Glauben an sein Versöhnungsopfer als den alleinigen Weg an, auf welchem ihnen könne geholfen werden. Doch schien es im Anfang, nach seinem eigenen Ausdruck, als wenn der Teufel hier sein Reich mit Mauern umgeben, fest verriegelt und verschlossen hätte. Der Erfolg aller bisherigen Be-

mühungen anderer Prediger, sowohl von der englischen, als auch von der römisch-katholischen Kirche, bestätigte nur zu sehr die ihm von den Neuyorkischen Freunden ertheilte Nachricht. Ein englischer Prediger in Sharon ließ sich's gar nicht verdrießen, ihnen sowohl auf Englisch, als auf Indianisch zu predigen; es war aber greulich anzusehen, wie das Saufen nebst andern Lastern bei seinen Leuten im Schwange blieb und Mord und Todtschlag häufig vorkam. Dabei wollten sie von Christo durchaus nichts hören, sondern lachten und spotteten seiner. So war es unter den Mahikandern, und nicht besser sahe es unter den Irokesen aus, deren viele sich mit Rosenkränzen und Kreuzen schleppten und dieselben blos als eine Zugabe zu ihrem indianischen Putz behandelten. (S. 221.)

„Zu diesen traurigen Bemerkungen kam bei unserm Missionario auch äußere Dürftigkeit und Noth. Auf seinen Reisen von einem Indianer-Orte zum andern, die er zu Fuße machte, weil er kein Geld hatte, ein Reitpferd oder ein Fahrzeug zu bezahlen, mußte er oft im dicken Busche so große Hitze ausstehen, daß er hätte verschmachten mögen. Nirgends wollte man ihn beherbergen, und es ging ihm, wie er selbst sagt, als einem, der etwas sucht und nicht findet.

„Doch alles dieses und mehrern Leides vergaß er gern, als er nach einiger Zeit gewahr wurde, daß das Wort vom Kreuz seine mächtige Kraft zu beweisen anfing. Tschoop, der allerärgste Säufer, wurde zuerst durch die Gnade Jesu Christi angefaßt, und fragte ihn, was doch das Blut des am Kreuze geschlachteten Sohnes Gottes für eine Wirkung habe? Das kostbarste Geschenk hätte dem Missionario damals nicht angenehmer sein können, als diese aus einem bekümmerten Gemüthe entstandene Frage, bei welcher sein Herz entbrannte und sein Mund von der Kraft des Blutes Jesu überging. Bald hernach wurde auch Schabasch erweckt, und der heilige Geist arbeitete kräftig an den Seelen dieser zwei wilden Männer, denen die Thränen von den Wangen rollten, so oft er von Jesu Tod und Leiden mit ihnen redete. Sie bejammerten dabei oftmals ihre Blindheit, daß sie zuvor den Götzen gedient und vom Heilande nichts gewußt hätten, der sie doch so lieb gehabt habe, daß er für sie gestorben sei.

„Diese Beweise der Kraft Gottes wurden ruchtbar. Auch christliche Nachbarn von Schekomeko, sonderlich viele Einwohner von Reinbeck kamen darüber in Bewegung. Sie wurden so begierig, das lautere Evangelium zu hören, daß ihnen der Missionarius einmal in einer Scheune

eine Predigt halten mußte, wovon verschiedene einen bleibenden Segen hatten. So fuhr er ein ganzes Jahr lang fort und suchte auf alle Weise die armen Heiden zu Christo zu locken und zu reitzen." (S. 222.)

Diese „Erweckung" scheint aber nur vorübergehender Natur gewesen zu sein, denn die Indianer ließen sich bald wieder so sehr gegen Rauch aufhetzen, daß sie ihn zu ermorden drohten. Anderen wurde eingeredet, er wolle ihre jungen Leute übers Meer führen und in die Sklaverei verkaufen, weßhalb sie dem Missionar zu wiederholten Malen auflauerten, ohne jedoch seiner habhaft zu werden. Allmälig aber beruhigten sich die erbitterten Gemüther wieder. Tschoop und Schabasch „wurden dem Evangelio ganz gewonnen" und zogen ihre Landsleute hinter sich her „Die Kräfte der Finsterniß," heißt es bei Loskiel, S. 226, weiter, „waren zwar noch immer überaus geschäftig, die Indianer überhaupt im Dienste der Sünde zu erhalten, und besonders den Tschoop und Schabasch von dem guten Wege wieder abzubringen, aber die Gnade Jesu behielt doch die Oberhand, so daß sich in kurzer Zeit ein hübsches Häuflein von solchen sammelte, die ihren unseligen Zustand einsahen und sich herzlich sehnten, aus demselben errettet zu werden. Und das waren nicht blos gute Rührungen, sondern sowohl in Schekomeko, als auch in Wachquatuach, Pachgatgoch und andern benachbarten Indianer-Orten wurden gar viele von der Wahrheit der evangelischen Lehre in ihren Herzen kräftig überzeugt. Sie kamen fleißig zu den Versammlungen, und bei verschiedenen hatte es die Wirkung, daß sie ihr böses Leben änderten.

„Auch bemühete sich der Missionarius, indianische Kinder, Jünglinge und Männer mit der holländischen Sprache noch bekannter zu machen und sie im Lesen zu unterrichten, damit sie seine Worte desto richtiger fassen und ihren Landsleuten verdollmetschen könnten. Im Junio 1741 that er seinen ersten Besuch bei den Brüdern in Pennsylvanien; wo unterdessen die Brüder und Schwestern, welche Georgien verlassen hatten, glücklich angekommen waren und sich auf Ersuchen des englischen Methodisten-Predigers Whitefield eine Zeit lang auf dem Lande aufhielten, welches er erkauft hatte, um eine Schule für die Neger zu errichten. Das zu erbauende Haus, zu welchem er den Grund wirklich legte, nannte er Nazareth, wovon die ganze Baronie noch jetzt ihren Namen hat." (S. 227).

Rauch erhielt bald von Bethlehem aus einen Gehülfen in der Person Gottlieb Büttners, und beide wurden in Oly am 11. Februar 1742 von den beiden Bischöfen der Bruderkirche, David Nitschmann und dem

zum Besuche anwesenden Grafen Zinzendorf, zu Kirchendienern ordinirt. Bei dieser Gelegenheit wurde auch Schabasch unter dem Namen Abraham getauft; Tschoop aber empfing am 16. April 1742 in Schekomeko die Taufe, wobei er den Namen Johannes erhielt. „Dieser Mann,“ fährt Loskiel S. 234 fort, „welcher ehedem wie ein fürchterlicher Bär aussah, war nun wie ein Lamm, und man konnte ihn nicht ansehen, ohne über die gewaltige Kraft von Gottes Wort und Sakrament zu erstaunen. Er hatte eine vorzügliche Gabe, das, was er sagen wollte, recht deutlich zu machen, zuweilen auch durch Bilder. Wenn er z. B. das böse Herz beschreiben wollte, so nahm er ein Brett, zeichnete darauf mit einer Kohle ein Herz, aus welchem auf allen Seiten Zacken und Stacheln herausgingen und sagte: „Sehet, so ist das Herz, wenn der Satan darin wohnt; alles Böse kommt von innen heraus.“ Das machte einen stärkern Eindruck, als die künstlichste Rede.

„Diese Taufhandlung, das Gerücht davon und vornehmlich die große und in allem Betracht merkwürdige Veränderung der vier Neugetauften erfüllte die Wilden weit und breit mit Verwunderung, wie sich denn auch in Ansehung des Blicks und ganzen Wesens zwischen den unbekehrten Indianern und den Gläubigen ein in die Augen fallender Unterschied zeigte. Nun griff das Feuer des Evangelii um sich, zündete viele Herzen der Heiden an, und es war eine Lust zu sehen, wie sie, 5 bis 6 deutsche Meilen weit, aus verschiedenen Orten zum Besuch nach Schekomeko kamen, um den Prediger zu hören, welcher von einem Gott redete, der ein Mensch geworden sei und die Indianer so lieb gehabt habe, daß er, um sie vom Teufel und der Sünde zu befreien, sein eigen Leben aufgeopfert habe. So drang unsers Bruders männliches und und standhaftes Zeugniß von Jesu Versöhnung, welches die Neugetauften mit dem ihrigen immer bekräftigten, überall durch, und es hatte das Ansehen, daß in diesen Gegenden ein reicher Schmerzenslohn für unsern Heiland würde gesammelt werden.

„Bald darauf, am 27. August 1742, kam auch Zinzendorf mit seiner Tochter Benigna nach Schekomeko, wo sie der Missionär mit Freuden in seine Hütte aufnahm. Tags darauf zogen sie in die für sie bereitete Wohnung von Baumrinden ein; das war dem Grafen, nach seinem eigenen Ausdruck, das lieblichste Haus, welches er noch je bewohnt hatte. Seine Dankbarkeit für alles, was er hier von den Beweisen der Gnade Jesu sahe und hörte, war überaus groß, und sein Herz wurde mit der süßesten Hoffnung auf die Zukunft erfüllt. Sonderlich war es

ihm angenehm, sich mit den 4 getauften Indianern zu beschäftigen, die ihm, wie er schrieb, täglich neue Freude machten. Als hier ein durchreisender Pfarrer über die Person des Sohnes Gottes mit dem Grafen streiten wollte, lag eben der Indianer Johannes auf dem Boden, weil er krank war, und seufzete zu Jesu Christo, er möchte doch den Pfarrer lehren, wer er sei. „O, wie wird sich der einmal schämen," sagte er hernach, „wenn er unsern Herrn recht kennen wird."

„Uebrigens wurden während des Aufenthalts des Grafen in Schekomeko unter andern folgende Punkte festgesetzt (S. 243):

1. Da die Bekehrung ganzer Nationen noch zur Zeit wahrscheinlich nicht zu erwarten sei, so haben es die Missionarien nicht auf große Haufen anzutragen, sondern daß man Erstlinge und an diesen recht gegründete Leute bekomme.

2. Mußten alsdann diese wenigen recht treulich und sorgfältig gepflegt werden.

3. Die Predigt des Evangelii sei für alle, die Lust zu hören haben, aber taufen sollten sie niemand, bei dem sie nicht ein Leben aus Gott und einen Herzensglauben an Christum wahrnähmen.

4. Mit dem heiligen Abendmahl sollten sie noch behutsamer handeln und niemand dazu nehmen, den sie nicht vorher recht bewährt und dessen Wandel sie nicht dem Evangelio würdig erfunden hätten.

5. Von den göttlichen Wahrheiten sollten sie ihnen nach der Schrift eine deutliche Erkenntniß beizubringen suchen, doch aber dabei immer dahin sehen, daß ihr Kopf nicht mehr davon faßte, als ihr Herz fühlte und genösse.

6. Auf dringendes Bitten der Getauften sollte nun in Schekomeko, so viel sich's thun ließe, alles so eingerichtet werden, wie in einer apostolischen Gemeinde Jesu, nach der Weisheit, die Gott dazu schenken würde. Demzufolge sollten

7. gute Ordnung festgesetzt, bekannt gemacht und mit Sanftmuth und Ernst darüber gehalten werden.

8. Die 4 Erstlinge aus den hiesigen Indianern sollten auch die ersten sein, die von den Missionarien als Gehülfen bei dem Werke des Herrn unter ihren Landsleuten gebraucht würden, nicht weil sie zuerst getauft worden, sondern um der Gnade und des Geistes willen, so in und auf ihnen ruhete. Johannes sollte indianischer Lehrer und Dollmetscher, Abraham Aeltester, Jakob Ermahner und Isaak Saaldiener sein.

„Endlich wurde

9. auch beschlossen, daß abermals 5 Wilde, die sich nach der Abwaschung von ihren Sünden herzlich sehnten, getauft werden sollten.

„Diesen Entschlüssen gemäß wurde in Schekomeko der Anfang zu einer christlichen Gemein-Einrichtung gemacht, die nöthigen Ordnungen vorgelegt und angenommen und vorerwähnte 4 Erstlinge als Gehülfen gehörig vorgestellt und dazu mit Handauflegung eingesegnet. Sie waren nach dem Zeugnisse des Grafen wahre Gottesmänner unter ihren Landsleuten, deren Unterredungen er und seine Gesellschaft oft mit Erstaunen beiwohnten. Die heilige Taufe verrichtete auch diesmal der Missionarius Rauch mit Geist und Gnade an den 6 dazu bestimmten Personen; der wilde Kaubus wurde Timotheus, Kermelok Jonas, Herries Thomas, Abrahams Frau Sarah, Isaaks Frau Rebecka, und Herries Frau Esther genannt. (S. 244.)

„Die erste von den Brüdern in Nord-Amerika eingerichtete christliche Indianer-Gemeine bestand also in ihrem Anfange aus 10 Personen, deren Herzlichkeit, Treue und Liebe dem Grafen unaussprechlich wichtig, sowie die Achtung, welche ihnen von andern ganz wilden Indianern bezeigt wurde, zur Verwunderung war.

„Am 4. September machte er einen beweglichen öffentlichen Abschied, sang zuletzt in einem großen Kreise verschiedene Verse in holländischer Sprache und reisete im Gefühl der zärtlichsten Liebe auf beiden Seiten mit seiner Gesellschaft nach Bethlehem zurück, wohin ihn einige noch ungetaufte Indianer begleiteten. Rauch und Büttner predigten fortan gemeinschaftlich und eifrig, Englisch oder Holländisch, und Johannes, Jonathan und andere getaufte Indianer übersetzten und bekräftigten das Wort öffentlich und besonders, mit großem Nachdruck. Auch hielten die Missionarien öfters Bibelstunden, um ihre Zuhörer nach und nach mit der heiligen Schrift bekannt zu machen, und ein jedes durfte dabei fragen und um Erläuterung bitten, welches zum Wachsthum in der heilsamen Erkenntniß nicht wenig beitrug. Zugleich wurde Schekomeko von den benachbarten Orten immerfort stark besucht, und die Indianer waren mit Gottes Wort kaum zu sättigen. Viele Wilde, die zum Theil wie die Thiere gelebt und den stummen Götzen gedient hatten, blutdürstig und in allen Schanden und Lastern wie ersoffen gewesen waren, hörten nun das Wort von ihrem Heilande und seiner Versöhnung, und manche wurden in den Versammlungen so bewegt, daß sie nicht aufhören konnten zu weinen; einige fielen auf ihr Angesichte und gaben auf solche und andere Weise zu erkennen, wie sehr die gehörte Wahrheit ihnen ins

Herz drang. Was sie bei den Brüdern gehört hatten, das erzählten sie nachher zu Hause treulich und mit Freuden wieder. Ins ganze war es eine ausgezeichnete Gnadenzeit für diese armen Heiden. (S. 249.)

„Am 6. Dezember 1742 wurde ein eigner Begräbnißplatz für die Getauften eingerichtet, und das Kind Lazara war das erste Korn, das hier gesäet ward. Sechs Tage hernach hatten die Missionarien die Freude, 15 Personen auf einmal in Jesu Tod zu taufen.

„Gegen das Ende des Jahres kam der Missionarius Martin Mack mit seiner Frau in Schekomeko an, und Rauch reisete darauf nach Bethlehem. Abraham sagte bei der Gelegenheit, daß er sonst gedacht habe, es sei kein solcher Mensch mehr in der Welt, wie Rauch, nun aber sei er zufrieden, wenn nur immer Brüder bei ihnen wohnten.

„Mack gewann die Indianer gleich bei seinem Eintritt unter sie so lieb, daß er, wie er selbst schrieb, mit seinem ganzen Herzen an ihnen hing. Das erkannte er als Gnade vom Herrn und war nicht weniger dafür dankbar, daß Gott seiner Frau bei den Indianerinnen einen so erwünschten Eingang schenkte, so daß sie besondere Gesellschaften zu Herzensunterredungen mit ihnen anfangen konnte, auf welchen ein eigner Segen ruhete. Den getauften Indianer Johannes rühmte Mack in einem Schreiben als einen gründlichen und muntern Zeugen Jesu, über den er erstaunen müsse, und den Abraham als einen ehrwürdigen, gesetzten und männlichen Bruder, der mit seinem Wandel predige und auch Gaben erlangt habe, mit Nachdruck von unserm Heiland zu zeugen.

„Zu Ende des Jahres 1742 belief sich die Anzahl der getauften Indianer auf 31 Personen, davon die mehrsten in Schekomeko, einige aber in Bethlehem, wohin sie fleißig zum Besuch gingen, diese Gnade empfangen hatten. Sie waren sämmtlich von der Nation der Mahikander, denn die Irokesen schienen damals die Predigt des Evangelii mehr bei andern zu befördern, als es selbst annehmen zu wollen. (S. 251.)

„Nach Zinzendorfs Abreise von Amerika kam Rauch, der in Bethlehem geheirathet hatte, mit seiner Frau wieder auf seinen Posten zurück, den er nunmehr mit Büttner und Mack gemeinschaftlich bediente. Nicht lange hernach wurden auch die Brüder Pyrläus und Sensemann mit ihren Frauen bei der Mission angestellt; desgleichen Friedrich Post, der nachher eine getaufte Indianerin zur Ehe nahm. Büttner und seine Frau hielten sich fast das ganze Jahr 1743 hindurch in Schekomeko auf. Die andern verbrachten die meiste Zeit an andern Indianer-Orten, indem sonderlich die Einwohner von Wachquatuach und Pachgatgoch die

14*

Brüder inständigst baten, sich ihrer anzunehmen und sie öfters zu besuchen. Bei der Gelegenheit erzählten diese Indianer, daß einige Hochdeutsche in Freehold ihnen Rum versprochen hätten, wenn sie den Bruder Rauch todtschlagen wollten, und wunderten sich darüber, daß die weißen Leute so böse gegen die Lehre vom Heilande wären, da sie doch sonst allerlei wunderliche Dinge lobten. Hieraus sahe man nun wohl, daß der Widerwille gegen das Werk Gottes unter den Heiden sich bei manchen sogenannten Christen noch nicht gelegt hatte; die Brüder aber schwiegen dazu, segneten diejenigen, die ihnen fluchten, und ließen sich dadurch in ihrem Berufe nicht stören, sondern widmeten sich mit Verleugnung aller eignen Bequemlichkeit ganz der Arbeit unter den Heiden.

„Ihren Unterhalt verdienten sie mehrentheils mit allerlei Arbeit für die Indianer, die aber nicht im Stande waren, ihnen viel dafür zu geben. Dabei lebten sie auf indianische Art und gingen auch mehrentheils ebenso gekleidet, daher man sie auf Reisen öfters mit Indianern verwechselte. Wenn aber das, was sie sich selbst erwarben, zu ihrem Unterhalt nicht zureichen wollte, so wurden sie von Bethlehem aus nothdürftig unterstützt.

„Die Aeltestenconferenz in Bethlehem, welche die Aufsicht über die Mission ins ganze hatte, ließ die Indianer-Gemeine zuweilen von einigen Brüdern aus ihrer Mitte besuchen. So hielten sich in diesem Jahre der Bischof Nitschmann und die Brüder Böhler, Anton Seyffart, Hagen und Nathanael Seidel eine Zeit lang in Schekomeko auf und waren über die mächtigen Beweise des Geistes und der Kraft Gottes unter diesen so gnädig heimgesuchten Heiden voll Erstaunen und Dankbarkeit. Erst vor etlichen Jahren schrieb mir (dem Verfasser) Anton Seyffart: „Ich erinnere mich noch mit Vergnügen daran, wie ich, als ich im Jahr 1743 in Schekomeko war, mehrmals gesehen habe, daß ganze Versammlungen von mehr als 100 Personen bei Anhörung des Evangeliums über ihr Sündenelend und um die Vergebung ihrer Sünden geweint haben. Der Ausdruck in einem Liede: „„Und wär' er wie ein Bär, er würd' zum Lamme, und wär' er kalt wie Eis, er würd' zur Flamme,““ — wurde da realisirt.“ (S. 263.)

„Die Indianer-Gemeine in Schekomeko nahm an der Zahl der Mitglieder und an innerer Gnade merklich zu, nur fehlte ihr noch eine Hauptsache, der Genuß des heiligen Abendmahls, und die Missionarien glaubten nun, unrecht zu thun, wenn sie dieses große, von Jesu Christo seiner ganzen Gemeine vermachte Geschenk den Gläubigen aus den In-

dianern noch länger vorenthielten. Sie wählten daher mit großer Ueberlegung 10 Getaufte, die als die ersten des heiligen Abendmahls sollten theilhaftig werden. Man gab ihnen vorher feierlich einen kurzen, schriftmäßigen Unterricht, daß sie im heiligen Abendmahl den Leib und das Blut Jesu, nach seinem Worte, genießen, dadurch im Glauben mit ihm vereinigt werden und dabei eine kräftige Erneuerung der Vergebung aller ihrer Sünden bekommen würden; worauf man über sie betete und sie der treuen Pflege Gottes, des heiligen Geistes empfahl, sie zu diesem seligen Genusse selbst zu bereiten.

„Der 13. Merz dieses Jahres war der große Tag, an welchem die Erstlinge aus den Indianern zu dem erstmaligen Genusse dieses hohen Gutes gelangten. Vorher hatten sämmtliche Getaufte nach apostolischer Weise die Agapen, oder das Liebesmahl, wobei von der Gnade, die ihnen theils schon wiederfahren, theils von unserm Heilande noch zugedacht wäre, gesprochen wurde. Sodann kamen die Abendmahlscandidaten zusammen, und man diente ihnen das Fußwaschen an, segnete sie mit Handauflegung und beschloß diese Handlung mit dem Friedenskuß. Hierauf beging dann dieses kleine Indianer-Gemeinlein das heilige Abendmahl nach Christi Einsetzung unter einem tiefbeugenden und herzzerschmelzenden Gefühl seiner Gnadengegenwart und unbeschreiblichen Sünderliebe. „Bei dem darauf folgenden Anbeten," schreibt der Missionarius, „zerflossen wir alle in Thränen, und ich werde dieses erste Abendmahl mit den Indianern nicht vergessen."

„Bei dem zweiten, am 27. Juni, waren 22 Indianer, und darunter einige von Pachgatgoch. Den Tag nachher sagte einer derselben, er hätte nicht gedacht, daß man so selig sein könnte, wie er es gestern gefühlt habe; aber auszusprechen sei es nicht. Auf ähnliche Art erklärten sich mehrere.

„Da es nun den Gläubigen anlag, mit Verleugnung des ganzen heidnischen Wesens, in allen Stücken so zu handeln, wie es sich für eine Gemeine Gottes geziemet, so wurden sie unter sich einig, Statuten, oder Gemeindeordnungen, als der Graf von Zinzendorf ihnen schon empfohlen hatte, an ihrem Orte einzuführen, nach welchen sich jedermann, der bei ihnen wohnen wollte, betragen müßte. Und damit darüber gehörig gehalten würde, so ward der Bruder Cornelius, ein ehemaliger Kapitän unter den Wilden, zum Aufseher darüber ernannt. Dieser nahm dann die Einwohner zusammen, machte ihnen die neuen Ordnungen auf eine anständige Weise bekannt und besorgte hernach

sein Amt mit vieler Treue und zu völliger Zufriedenheit der Einwohner. Nach einem Abendmahl aber bat er um die Entlassung von seinem Amte, weil er, wie er sagte, einen solchen Genuß am Heilande im heiligen Abendmahl gehabt habe, daß er sich am liebsten aller äußern Geschäfte entschlagen möchte, um nur mit ihm umgehen zu können. Er ließ sich indessen doch bedeuten, es so lange zu behalten, bis man einen andern an seine Stelle finden würde, nur bat er, man möchte ihn nicht Kapitän nennen, denn er sei der elendeste unter allen seinen Brüdern. (S. 265.)

„Im Julio dieses Jahres wurde die neue Kirche in Schekomeko fertig und bei Anwesenheit einiger Aeltesten der Gemeine zu Bethlehem eingeweihet. Sie war 30 Fuß lang, 20 breit und ganz von Baumbast gemacht. Von da an machte man in Absicht auf die Versammlungen eine bessere Ordnung. Gewöhnlich war alle Morgen ein Vortrag über einen biblischen Text, und Abends wurde öfters eine Singstunde gehalten. Auch richtete man eine Art von Bet- und Gemeindetage ein, da Nachrichten von andern Theilen des Reiches Gottes gelesen und Fürbitte, Gebet und Danksagung für alle Menschen gemeinschaftlich vor Gott gebracht wurden.

„An solchen Tagen, und überhaupt an Sonn- und Festtagen, ging es in Schekomeko sehr lebhaft zu, indem man wol mit Recht sagen kann, daß von früh bis in die Nacht des Todes des Herrn gedacht wurde, und von seiner vollgültigen Versöhnung kein Schweigen war. Einmal, unter andern, da über 100 Wilde zum Besuch gekommen waren, bemerkte man, daß, wo nur 2 zusammen standen, allemal die Rede von unserm Heilande war und von seiner Liebe zu den Sündern, die ihm so viele Marter zugezogen. Und der Trieb, von Jesu zu zeugen, war bei den Gläubigen so stark, daß solches gemeiniglich bis nach Mitternacht ohne Aufhören fortging. (S. 266.)

„Bis daher hatte man der Arbeit der Brüder unter den Heiden noch keine Hindernisse in den Weg gelegt, die von nachtheiligen Folgen gewesen wären. Auch in den ersten Monaten dieses Jahres 1744 hatte die Gemeine noch Ruhe und bauete sich. In Schekomeko, als dem vornehmsten Sammelplatz der Gläubigen, besuchten die Getauften von Pachgatgoch und Potatik sehr fleißig, und wurden von den Missionarien und ihren indianischen Gehülfen wieder besucht. Büttner war vom Januar bis Mai in Bethlehem, wohin auch Friedrich Post zurückgerufen wurde. Indessen bedienten Mack, Schaw und Sensemann die Gemeine in Schekomeko.

„Bald aber erhob sich die bitterste Verfolgung gegen die Gemeine. Europäische Nachbarn bemüheten sich noch immerfort, die gläubigen Indianer durch allerhand Einstreuungen, ja gar durch Verführung zum Trunk und andern Sünden, von den Brüdern abzuziehen. Das gefährlichste aber war die Beschuldigung, als ob die Brüder bei den damaligen Unruhen in Canada mit den Franzosen verstanden wären und bei der ersten Gelegenheit die Indianer gegen die Engländer bewaffnen würden. Dieses mit vieler Dreistigkeit verbreitete Gerücht setzte endlich die ganze Gegend in Furcht und Schrecken, so daß die Einwohner in Sharon eine ganze Woche im Gewehr blieben und einige Familien ihre Plantagen eilend verließen. (S. 277.)

„Am 1. März kam der Friedensrichter Hegemann von Filkentown nach Schekomeko und zeigte dem Bruder Mack an, daß er seiner Pflicht gemäß sich erkundigen müsse, was die Brüder für Leute wären, indem man ihnen die gefährlichsten Lehren und Absichten beimesse. Er selber glaube zwar von alledem nichts, die Mission in Schekomeko erkenne er für ein Werk Gottes, indem durch den Dienst der Brüder aus den wildesten Leuten solche Menschen geworden wären, vor denen er und die übrigen Christen sich schämen müßten. Gleichwohl würde es für die Brüder selbst gut sein, wenn er, um die Gegner zu beruhigen, ihre Sache gründlich untersuchte. Weil aber Büttner dabei gegenwärtig sein sollte, so bat er, daß man ihn davon benachrichtigen möchte. Er reisete darauf wieder ab, und die Brüder blieben von Seiten der Obrigkeit in Ruhe, bis Büttner im Mai von Bethlehem zurückkam, welches sie dem Friedensrichter sogleich meldeten. Darauf wurde ihnen am 14. Mai durch einen Korporal angesagt, daß sie sich am nächsten Freitag in Poughkeepsie, 5 deutsche Meilen von Schekomeko, mit Gewehr zum Exerziren einfinden sollten. Da aber ihre Namen nicht auf der Liste standen, so erschienen sie nicht. Bald hernach aber wurde es ihnen zum zweitenmale angesagt, und weil nun die Brüder Rauch, Büttner und Schaw namentlich angeschrieben waren, so ging Büttner einige Tage vorher zu dem Kapitän Herrmann in Reinbeck und stellte ihm vor, wie sie vermöge ihres Berufs, den Heiden das Evangelium zu verkündigen, von allen Kriegsdiensten billig frei sein sollten. Worauf der Kapitän zu verstehen gab, daß sie die Rechtmäßigkeit ihres Berufs würden beweisen und beschwören müssen. Dabei blieb es für diesmal. Sie wurden aber am 18. Junii durch einen Verhaftsbefehl auf den 23. wieder vorbeschieden. Auch kam des folgenden Tags der Richter von Pough-

keepsie mit einigen Beamten und etwa 12 Mann nach Schekomeko und deutete den Missionarien an, daß bereits 2 Kompagnien marschfertig gewesen, um sie zu arretiren, er habe es aber verhindert, um die Sache erst selbst zu untersuchen. Er verlangte daher von ihnen zu wissen, wer sie geschickt habe, und was ihres Thuns sei? Büttner antwortete: Sie wären von der evangelischen Brüderkirche und ihren Bischöfen hergeschickt worden und predigten den Heiden das Evangelium. Der Richter bezeugte, daß er zwar die auf sie gebrachten Beschuldigungen in Ansehung der Indianer für unbegründet halte; wenn aber die Brüder Papisten wären, wie es ihm der englische Prediger von Dover für gewiß geschrieben, so könnten sie nicht länger geduldet werden, und überhaupt müsse ein jeder, der in dem Lande wohnen wolle, 2 Eide schwören, von welchen er den Missionarien sogleich eine Abschrift überreichte. Der erste enthielt, daß der König Georg der rechtmäßige Souverän der Krone sei und man nichts mit einem Prätendenten derselben zu thun haben wolle. Der andere: daß man die Transsubstantation, die Anbetung Mariä, das Fegfeuer und dergleichen verwerfe. Büttner erklärte hierauf, daß er alles dieses versichern könne, er hoffe aber, daß man ihm und seinen Mitarbeitern das wirkliche Schwören nicht zumuthen werde; denn ob er gleich das rechtmäßige Schwören niemand zur Sünde machen wolle, so wünschte er doch aus guten Gründen, die er auch anzugeben bereit sei, daß man ihn davon befreien möchte; dabei er sich aber aller auf den Meineid gesetzten Strafe unterwürfe, sobald er etwas thäte, das seiner durch Ja und Nein gegebenen Versicherung entgegen wäre. Damit war der Richter für jetzt zufrieden, die Brüder aber mußten bei 40 Pfund Sterling Strafe versprechen, am 16. Oktober in Poughkeepsie vor dem Gerichtshofe zu erscheinen. Er besuchte darauf noch die gläubigen Indianer bei ihrer Arbeit auf dem Felde und nahm höflichen Abschied. (S. 279.)

„Am 22. Junii begaben sich die Missionarien, dem erhaltenen Befehle gemäß, nach Reinbeck. Johannes sagte zu ihnen beim Abschied: „Geht nur, Brüder! ich weiß, zu wem ihr kommen sollt; aber geht nur, der Heiland ist größer, als alles." Hier sollten sie nun vor Gericht beweisen, daß sie rechtmäßige Lehrer wären. Büttner zeigte seinen schriftlichen Beruf, nebst seinem Ordinationsschein, vom Bischoff David Nitschmann unterschrieben, mit dem Beifügen, daß der Erzbischof von Canterbury die Brüderkirche für eine bischöfliche und apostolische Kirche erkannt habe, und sie also gleich andern Protestanten geduldet zu wer=

den hofften. Da aber das alles verworfen wurde, sagte Büttner: „Nun, mein Herr! wenn denn unsere Erklärung mit Herz und Mund, wenn unsere schriftliche Dokumente und unsere Beweise, daß wir einige Jahre her uns als evangelische Lehrer unter den Wilden aufgeführt haben, nicht hinlänglich sind, unsere Kirche ihnen unbekannt ist, und wir die Privilegia der andern protestantischen Kirchen nicht zu genießen haben sollen, so sind wir hier, und Sie können uns unsere Strafe diktiren, wir stehen unter der Obrigkeit und können uns nicht gegen sie setzen, ja, wenn wir's auch könnten, so mögen wir's nicht. Wir erwählen lieber zu leiden." Diese standhafte Erklärung rührte den Kommandeur und Richter, Herrn Beckmann, und er versicherte, daß seine Absicht nicht sei, die Brüder zu strafen, sondern ihre Sache solle untersucht werden, deßwegen würden sie hiemit vor dem im Oktober zu haltenden Gerichtshof in Poughkeepsie, und zwar auf Befehl des Gouverneurs von Neuyork, vorgeladen. Er behielt sie darauf zur Tafel und entließ sie mit vieler Höflichkeit.

„Weil aber die Anklagen ihrer Gegner sich immer mehr häuften und eine große Bewegung unter dem Volke entstand, so fand die Obrigkeit für gut, die Untersuchung der Sache zu beschleunigen, und die Missonarien mußten sich schon am 14. Julii vor einem Gerichtshof in Filkentown stellen, wohin sie ihr Freund Johannes Rau begleitete. Erst sollten sie den gewöhnlichen Eid ablegen. Sie blieben aber bei ihrer schon etlichemal gethanen Erklärung. Darauf wurden 3 Zeugen gegen sie verhört. Ihre Aussagen waren aber zum Theil so ungegründet, zum Theil so unbedeutend, daß sie wenig Eindruck auf den Gerichtshof machten. Als endlich Johannes Rau, der die Brüder von Anfang an gekannt hatte, zum Zeugniß aufgefordert wurde, antwortete er: Daß er nichts als gutes von ihnen sagen könne; er sei oft mit seinem ganzen Hause in ihren Versammlungen gewesen und habe nie das geringste von den seltsamen Dingen gesehen, die ihnen Schuld gegeben würden. Damit hatte das Verhör ein Ende, und die Brüder bekamen ihre Entlassung. (S. 280.)

„Unterdessen waren dem Gouverneur in Neuyork, Herrn Clinton, so oft wiederholte Nachrichten von den gefährlichen Anschlägen der Brüder hinterbracht worden, daß er sie vor sich fordern ließ, um die Sache selbst zu untersuchen. Büttner und Sensemann kamen demnach von Schekomeko, und Schaw von Bethlehem nach Neuyork, wo ihre Erscheinung großes Aufsehen machte, denn alles war durch die vielen üblen Nachreden

gegen sie so aufgebracht, daß man schon von Gefängniß, Geißelung und Landesverweisung sprach. Herr Beckmann aber, der die Brüder in Reinbeck verhört hatte und nun eben in Neuyork war, nahm ihre Parthie öffentlich und behauptete, daß der durch sie gestiftete Nutzen unter den Indianern unleugbar sei. Am 11. August wurden die drei Brüder vor dem Gouverneur und dem bei ihm versammelten Rathe jeder einzeln verhört. Die Fragen waren mit denen, die schon mehrmalen an sie ergangen, meist gleichlautend, und so waren es auch ihre Antworten.

„Zuletzt that Büttner folgende Erklärung an den Gouverneur: „Wir stehen unter Gott und unter der Obrigkeit, der wir uns nie gewaltsam widersetzen, sondern wir leiden lieber. Uebrigens ist unsre Sache Gottes, dem aller Menschen Seelen angehören. Wir sind nur um seinetwillen unter die Wilden gegangen, ihnen das Evangelium von Jesu Christo zu bringen. Geld und Gut, Land und dergleichen, ist unser Zweck nicht gewesen, wird's auch nicht werden. Unser Heiland hat uns bisher geholfen, er wird uns auch weiter helfen; denn wir sind in seiner Hand und hängen ihm so an, daß wir gewiß glauben, es könne uns nichts widerfahren, ohne seine Zulassung. Wir haben auch bei ihm gelernt, der Obrigkeit, die er über uns gesetzt hat, treu und gehorsam zu sein, nicht aus Politik, sondern um des Gewissens willen. Wir haben bisher unter derselben ein geruhiges Leben in Gottseligkeit führen können, und wünschen es ferner. Inzwischen sind wir entschlossen, lieber alles zu leiden, als gegen unser Gewissen zu handeln; daher wir Euer Exzellenz demüthig bitten, unser Gewissen nicht mit dem Schwören zu belästigen, sondern wohl zu überlegen, daß wir als ein armes Volk zwar alles leiden, was man uns anthut, aber doch gewiß unter der Vorsorge Gottes stehen, der Herr über aller Menschen Gewissen ist. Wir bitten dabei aufs herzlichste, uns in dem gesegneten Werke der Bekehrung der armen Wilden nicht zu hindern. Wir versprechen Euer Exzellenz allen Gehorsam und Respekt, zu dem wir uns Gewissens wegen verbunden achten." Hierauf zeigte man den Brüdern an, daß sie in der Stadt bleiben möchten, bis ihnen der Gouverneur seinen fernern Willen bebekannt machen würde. (S. 282.)

„Den folgenden Tag wurden sie vom Rathe über dieselbe Sache abermals verhört und ihnen znm Schluß, Büttners freundlicher Vorstellungen ungeachtet, bekannt gemacht, daß man fürs beste hielte, daß sie das Land räumten, doch hätten sie erst noch das Endurtheil des Gouverneurs zu erwarten. Dieser ließ ihnen am 21. August durch einen

Sekretär melden, daß sie Erlaubniß hätten, nach Hause zu gehen, sie sollten aber von ihren Religionsgrundsätzen einen solchen Gebrauch machen, daß daraus kein Argwohn gegen sie entstehen möchte. Um sie auch gegen allen Auflauf des Pöbels zu sichern, gab ihnen der Sekretär noch einen Schein über ihre Entlassung unter seiner eignen Hand. So kamen Büttner und Schaw am 9. September wieder in Schekomeko an, Sensemann aber reisete von Neuyork nach Bethlehem, um dort von allem, was vorgegangen, Bericht zu erstatten.

„Büttner mußte hernach noch, vermöge der nicht aufgehobenen Vorladung, vor dem Gerichtshofe in Poughkeepsie im Oktober erscheinen. Er war schon sehr kränklich, und man ließ ihn da in sehr rauhem Wetter 2 Tage warten; endlich ward er durch Vorsprache eines gewissen Herrn vorgelassen; weil er aber unterdessen vom Gouverneur selbst eine einstweilige Entlassung bekommen hatte, so wurde er ohne Verhör bis auf weiteres frei gesprochen.

„Mack und Sensemann besuchten darauf die Indianer hie und da in Neuengland und predigten ihnen das Evangelium des Friedens, welches vielen eine fröhliche Botschaft war.

„Es war nun wohl deutlich genug, daß alle Beschuldigungen gegen die Brüder entweder Mißverstand oder Verleumdung gewesen waren. Viele, und darunter auch angesehene obrigkeitliche Personen, erkannten die Redlichkeit ihrer Absichten und den Nutzen ihrer Anstalten, indem die Verkündigung des Evangelii bei den Indianern eine Veränderung hervorgebracht hatte, über die jedermann erstaunte. Es blieb also den Widersachern nichts übrig, als die Sache so einzufädeln, daß sie entweder schwören oder das Land räumen mußten. Das gelang ihnen. Durch ihren Einfluß passirte im Oktober eine Akte in der Assembly zu Neuyork, worin befohlen ward, allen verdächtigen Personen den Eid der Treue abzufordern, und dieselben, falls sie sich dessen weigern sollten, des Landes zu verweisen. In einer andern Akte wurde den Brüdern ausdrücklich untersagt, die Indianer zu lehren. (S. 283.)

„Nun konnten die Missionarien nichts anders thun, als gehorsam sein, und hörten also auf, Versammlungen zu halten. Die Indianer-Brüder setzten aber dieselben selbst unter sich fort, und es bewies sich dabei die Kraft Gottes an der Gemeine auf eine anbetungswürdige Weise.

„Am 15. Dezember kam der Sheriff der Grafschaft mit 3 Friedensrichtern nach Schekomeko, verbot den Brüdern im Namen des Gouver-

neurs und des Raths von Neuyork alle Versammlungrn und befahl den Missionarien, am 17. dieses Monats in Poughkeepsie vor Gericht zu erscheinen. Da Büttner nun schon sehr krank war, so erschienen Rauch und Mack allein und hörten da die neue Akte an, worin die Prediger von der Brüdergemeine, die unter den Indianern gearbeitet hatten, unter dem Vorwande, als hielten sie es mit den Franzosen, des Landes verwiesen und unter großen Strafen gewarnt wurden, sich nicht wieder bei den Indianern finden zu lassen, wenn sie nicht erst den vorgenannten und oben angezeigten Eid abgelegt hätten. Büttner schrieb' davon nach Bethlehem: „Wir sollen entweder wegziehen, oder hart gestraft werden — sie drohen, sie wollen uns alles nehmen; wir haben wenig, nehmen sie uns nun das Wenige, so haben wir denn ebenso viel, als unser Herr auf Erden hatte."

„Unter diesen Umständen war die Loosung der Brüder: Sey stille und harre des Herrn! Als daher die Hausväter der gläubigen Indianer in Schekomeko damit umgingen, eine Klage über die Behandlung mit ihren Lehrern und eine Bittschrift an den Gouverneur in Neuyork einzugeben, wurden sie von den Missionarien liebreich bedeutet und zum stille sein und leiden angewiesen.

„Büttner starb kurz nach dieser Zeit, am 23. Februar 1745 in Schekomeko; die anderen aber rüsteten sich zur Abreise nach Bethlehem. Die Herrnhuter waren der privilegirten Landeskirche ein Dorn im Auge und hatten deßhalb offene und versteckte Verfolgungen zu erdulden. Die bekehrten Indianer namentlich reizten den Zorn der im Besitz ihrer Pfründen behaglichen Pfarrherren. Als einst der holländische Prediger in Westenhuck einen von ihm getauften Indianer fragte, ob er in Schekomeko gewesen und eine Predigt daselbst gehört habe, antwortete dieser: Er sei allerdings da gewesen, habe auch Worte gehört, und er höre die Leute gern, sie gefielen ihm besser, als er, der Domine; denn wenn die Leute redeten, so sei es ihm, als ob er die Worte fühlte, wie sie nach seinem Herzen griffen, und es heiße immer dabei in ihm: So ist's in Wahrheit; er, der Domine, aber gehe immer um die Wahrheit herum und komme nie dazu. Er habe auch keine Liebe zu den Seelen; denn wenn er sie nur getauft habe, so lasse er sie gehen, ohne weiter nach ihnen zu fragen; er mache es schlimmer als einer, der Welschkorn pflanze, denn der sehe doch manchmal zu, ob es auch wachse. (S. 291.)

„Dergleichen herzhafte, manchmal aber unzeitige Aeußerungen vermehrten die Feindschaft der Gegner, und diejenigen Brüder, die in An-

gelegenheiten der Mission Reisen zu thun hatten, erfuhren dabei mancherlei Druck und Verfolgung. Unter andern betraf solches die Brüder Friedrich Post und David Zeisberger. Letzterer war als ein Knabe mit den Brüdern aus Georgien nach Pennsylvanien gezogen, wo er sich erst gründlich bekehrte und hernach den Entschluß faßte, sich dem Dienste des Herrn unter den Heiden gänzlich zu widmen. Er that daher, nachdem er schon im vorigen Jahre einigen Unterricht in der Irokesen-Sprache durch den Prediger Pyrläus bekommen hatte, in der ersten Hälfte dieses Jahres mit gedachtem Bruder Post eine Reise ins Land der Irokesen, deren Betragen die Zeit her allerdings zweideutig gewesen, und da man sie beschuldigte, daß sie im Sinne hätten, zum Besten der Franzosen an dem Kriege Theil zu nehmen, so war es kein Wunder, daß die Reise dieser 2 Brüder einiges Aufsehen machte. Die Feinde der Mission gaben ihnen dabei verrätherische Absichten Schuld. Daher wurden sie in Albanien unvermuthet angehalten, in Verhaft genommen und nach verschiedenen Mißhandlungen nach Neuyork ins Gefängniß gebracht. An demselben Tage hieß die Loosung der Brüdergemeinde: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei übles wider euch, so sie daran lügen. Matth. 5, 11.“ Nach diesem Wort des Herrn waren die Brüder in ihrer Gefangenschaft munter und getrost, und wendeten ihre Zeit zur Uebung in der irokesischen Sprache an. Auch hatte Gott einen Kaufmann in Neuyork, Namens Thomas Noble, erweckt, sich ihrer anzunehmen. Er besuchte sie gleich, besorgte sie aufs liebreichste mit Essen und Trinken und andern Bedürfnissen und schickte seinen Ladendiener, Heinrich van Bleck, mit der Nachricht von ihrem Schicksal nach Bethlehem. Unter so manchen andern Besuchen, die sie im Gefängniß bekamen, war ihnen sonderlich der Zuspruch eines Neuengländers merkwürdig. Dieser Mann betrachtete sie genau, war eine Weile stille und brach endlich in die Worte aus: „Ob ich euch gleich nicht kenne, so kann ich euch es doch ansehen, daß es Lügen sind, womit man euch beschuldigt, und glaube, ihr leidet um des Namens Jesu willen; ich wundre mich über eure Zufriedenheit, glaube aber, daß es eine selige Sache sei, um des Namen Jesu willen im Gefängniß zu sitzen, und alle, die den Herrn Jesum lieb haben, müssen ja gehasset und verfolget werden!“

„Da man nun die Brüder, nach oftmaligem Verhör, keiner einzigen Vergehung schuldig finden konnte, wurden sie endlich aus dem Gefäng-

niß, in welchem sie 7 Wochen gesessen hatten, entlassen und kamen wieder nach Bethlehem. (S. 293.)

„Der Missionarius Mack, der im März mit seiner Frau und der Wittwe Büttnerin, nebst der Frau des Bruders Post und etlichen kleinen Kindern von Schekomeko nach Bethlehem zog, hatte unterwegs in Esopus von einigen aufgebrachten Friedensrichtern viel auszustehen. Weil die Postin eine Indianerin war, so glaubte man hinlänglichen Grund zu haben, die Gesellschaft als Landesverräther zu behandeln. Das Volk lief zusammen, und es hätte ihnen übel gehen können, wenn nicht, nach vielen öffentlichen Plackereien, die sie in der Kälte und unter starkem Regen auf der Straße erdulden mußten, zu ihrem Glück der Oberste Löwenstein (Livingston) dazu gekommen wäre, der dem Friedensrichter, welcher sie angefallen hatte, sein Verfahren öffentlich verwies und sie in Freiheit setzte, worauf sie, wiewol unter vielen Schelt- und Schmähworten, ihre Straße fröhlich weiter zogen.

„Der Zustand der Indianer in Schekomeko wurde um diese Zeit immer kläglicher; die weißen Leute bemeisterten sich ihres Landes mit Gewalt und bestellten Wächter, die keinen Bruder von Bethlehem daselbst leiden sollten; der Krieg zwischen den Franzosen und Engländern verursachte großes Schrecken; die Indianer fürchteten sich vor beiden, die Engländer aber traueten ihnen nicht und gingen hie und da mit Flinten in die Kirchen; die ungläubigen Indianer in Westenhook suchten die Gläubigen in Schekomeko auf ihre Seite zu ziehen; die Presbyterianer hingegen, die um sie herum wohnten, gaben sich alle Mühe, sie durch Verkleinerung der Brüder und Verlästerung ihrer Lehrer unter sich zu bringen; die gläubigen Indianer waren arm und mußten um des Brodes willen unter solchen ihnen schädlichen Menschen sich oft aufhalten; auch waren viele unter ihnen theils durch ihr voriges liederliches Leben, theils durch die Betrügereien ihrer bösen Nachbarn in Schulden gerathen und wurden nun täglich hart behandelt; man drohte ihnen mit dem Gefängniß, und weil sie sich keinen Rath sahen, aus den Schulden heraus zu kommen und doch auch nicht entlaufen wollten, so blieb ihnen nichts übrig, als die Gemeine in Bethlehem zu bitten, sich ihrer auch in dem Theil anzunehmen, welches auch mit großer Willigkeit geschahe. (S. 303.)

„Der pennsylvanische Gouverneur Thomas, der von den Umständen der gläubigen Indianer benachrichtigt worden war, hatte Erlaubniß gegeben, daß alle, die nach Pennsylvanien ihre Zuflucht nehmen woll-

ten, daselbst ungehindert wohnen möchten. Es war zu Anfang des Jahres 1746. Die Gemeinde von Schekomeko wurde inzwischen von ihren Feinden immer heftiger verfolgt; sie sprengten unter andern überall aus, daß schon 1000 Mann Franzosen auf dem Anmarsch wären, mit denen sich die Indianer in Schekomeko vereinigen und dann alles mit Feuer und Schwert verwüsten würden. Dieses Gerüchte brachte die Einwohner in Reinbeck in solche Angst, daß sie den Friedensrichter um einen Befehl baten, sämmtliche Indianer in Schekomeko todt zu schlagen. Dieser Befehl ward nun zwar nicht ertheilt; die Bitte um denselben aber erfuhr man in Schekomeko gar bald, und die vielen darauf folgenden Schmähungen und Kränkungen brachten die armen, immer noch an Schekomeko klebenden Indianer in ein solches Gedränge, daß es endlich einige wagten, eben gedachte Einladung der Brüder nach Bethlehem anzunehmen.

„Zehn Familien, zusammen 44 Personen stark, waren die ersten, die im April, unter Vergießung vieler Thränen, von Schekomeko abzogen und in Bethlehem mit herzlicher Liebe und offenen Armen aufgenommen wurden. Verschiedene von ihnen fingen sogleich an, nahe bei diesem Orte einige Häuser nach ihrer Art zu bauen. Man richtete für sie eigene Früh- und Abendversammlungen ein, die, so viel möglich, in mahikandischer Sprache gehalten wurden. Das beruhigte sie ein wenig über ihren Abzug von dem lieben Schekomeko, woselbst ihr Gottesdienst so lieblich war. (S. 305.)

„Gleichwohl war dieser kleine Anbau nur eine Hülfe in der Noth, indem die Brüder wohl einsahen, daß ein Indianer-Dorf so nahe bei Bethlehem in die Länge nicht würde bestehen können. Sie eilten daher, ihren lieben Indianern einen andern Platz zu verschaffen, wo sie mehr für sich und nach ihrer hergebrachten Lebensart wohnen könnten. Zu dem Ende kaufte die Gemeine in Bethlehem von einigen Herren in Philadelphia ein Stück Land, das 200 Acker groß und hinter den sogenannten blauen Bergen an der Mahony, nahe an dem Einflusse derselben in die Lecha, zwischen Bethlehem und Wajomik, etwa 6 deutsche Meilen von ersterem Orte, bei welchem die Lecha vorbei fließt, gelegen war. Der Missionarius Mack begab sich nebst andern weißen Brüdern und einigen Indianer-Gehülfen dahin, um den neuen Ort anzulegen, welcher nachher Gnadenhütten genannt wurde. Diesen folgten nach etlichen Tagen noch mehrere; der Platz gefiel ihnen allen sehr wohl, und es ward nun unter ihnen ausgemacht, daß sie dieses Jahr sowol noch

bei Bethlehem als in Gnadenhütten pflanzen wollten, und die Männer sich ab und zu, bald an dem einen, bald an dem andern Orte aufhalten sollten, nachdem es die Arbeit erfordern würde, und so ging es mit dem Anbau von Gnadenhütten vortrefflich von statten. Die Indianer waren fleißig, munter und vergnügt. (S. 307.)

„Als die Nachricht von diesem neuen Anbau nach Schekomeko und Pachgatgoch kam, fanden sich viele von den Zurückgebliebenen angeregt, auch dahin zu ziehen, und bald war die Anzahl der letztern größer, als die der erstern. Ihren Feinden, die allerdings die Absicht hatten, sie von Schekomeko zu vertreiben, mißfiel es aber sehr, daß sie sich nach Bethlehem wandten; und um die noch übrigen davon abzuhalten, sprengten sie aus, daß die zuletzt abgereiseten Indianer, die sich nach Bethlehem hätten begeben wollen, unterwegs wären ermordet worden. Allein solche Gerüchte machten so wenig Eindruck, daß etliche Familien, die eben im Begriff waren, die Reise nach Bethlehem anzutreten, sich dadurch gar nicht irre machen ließen. Einer sagte unter andern dabei: „Gehen wir nicht nach Bethlehem, sondern bleiben hier, oder begeben uns sonst wohin, so ist's ebenso, als ob wir uns einen Strick um den Hals werfen." So wanderten sie nach und nach aus, und es ging damit immer leichter, mit Vergnügen und in so kindlichem Vertrauen auf die Durchhülfe des Herrn, daß es recht erbaulich anzusehen und anzuhören war.

„Inzwischen war das Wegziehen so vieler Indianer von Schekomeko und Pachgatgoch nach Bethlehem und Gnadenhütten für sie selbst und für die Brüdergemeinde in Bethlehem mit nicht wenig Schwierigkeiten verbunden. Wenn eine Familie abreisen wollte, so suchten die benachbarten weißen Leute gemeiniglich allerhand alte Schulden hervor, die sie erst bezahlen sollten; und da die mehresten dieser armen Leute weder lesen, schreiben noch rechnen konnten, so mußten sie sich alle Forderungen, die an sie geschahen, gefallen lassen. Die Brüder konnten dann nicht umhin, ihnen auf eine oder die andere Art zu Hülfe zu kommen. Ihre Kinder wurden größtentheils, auf vielseitiges Bitten der Eltern, in die Kinderanstalten zu Bethlehem und Nazareth für einige Zeit zur Erziehung aufgenommen. Dieses, sowie ins ganze ihr Zwischenaufenthalt in Bethlehem, da sie allesammt mit dem nothwendigen versorgt werden mußten, verursachte den Brüdern viele Ausgaben, deren Ersatz nie zu hoffen war. Der erste Anfang von Gnadenhütten war für die Brüder auch sehr kostbar. Das Land mußte erst vom Holze ge-

reinigt, aufgerissen und zum Pflanzen zubereitet werden; dieses Stück Arbeit übernahmen die Brüder mit Beihülfe der Indianer und speiseten auch binnen der Zeit dieselben an einem gemeinschaftlichen Tische. Weil sich aber letztere noch wenig auf solche Arbeit verstanden, auch ihrer Natur nach dazu wie nicht gemacht sind, so war ihre, obgleich noch so willige Hülfe nicht beträchtlich, und das mehreste fiel auf die Brüder. Unterdessen sahen diese, weil sie die Sache als ein Werk Gottes betrachteten, weder auf Kosten und Mühe, noch auf den Verlust ihrer Zeit, sondern betrieben den Anbau von Gnadenhütten aus allen Kräften, um so mehr, da man genugsam überzeugt worden, daß der gegenwärtige außerordentliche Zustand, in welchem sich die Indianer befanden, ihnen nicht zusagte. Sonderlich konnte die gemeinschaftliche Haushaltung nicht lange fortgesetzt werden, hauptsächlich wegen des seltsamen Eindrucks, den sie auf die fremden Indianer machte. Denn weil die Brüder den ganzen Vorrath von Lebensmitteln unter ihrem Beschlusse haben und damit sparsam umgehen mußten, so konnten die Indianer den Fremden, die sie in ihren Häusern besuchten, nichts vorsetzen, welches mit der unter ihnen eingeführten Gastfreundschaft nicht zu reimen war. Daher entstand die Idee bei den wilden Indianern, daß die Getauften bei den weißen Leuten Noth leiden und ihre Knechte sein müßten, sonderlich da sie öfters dieselben eine den Indianern ungewöhnliche Arbeit verrichten sahen. Man ließ demnach sobald als möglich jede Familie ihre eigne Haushaltung anfangen; wozu jedem Hausvater ein Stück urbar gemachtes Land zugemessen, und zum Ackern und Pflanzen gehörige Anweisung gegeben wurde. (S. 310.)

„Im Julio dieses Jahres wurde die Indianergemeine in Gnadenhütten förmlich und feierlich eingerichtet, die verschiedenen Aemter besetzt, die Gemeinordnungen bekannt gemacht, der Kirchensaal eingeweihet und alle gegenwärtige und künftige Einwohner dieses Ortes unserm treuen Gott und Heilande mit Gebet und Thränen zu Gnaden empfohlen.

„Mittlerweile wurden die Umstände in Schekomeko immer bedenklicher. Der Lärm des Krieges, welcher damals zwischen den Engländern und Franzosen geführt wurde, näherte sich diesem Orte; und da schon eine Tagereise von demselben die französischen Indianer einen Einfall gethan, gemordet und mit Sengen und Brennen alles verwüstet hatten, so bot man englischerseits alles, was Waffen tragen konnte, gegen sie auf. Das betraf natürlicher Weise auch die in Schekomeko zurückgeblie-

benen gläubigen Indianer, die nun größtentheils einzusehen anfingen, wie heilsam es für sie gewesen wäre, wenn sie diesen Ort in Zeiten verlassen hätten. Verschiedene von ihnen zogen wirklich zu Felde, und die übrigen lebten in Furcht und Angst. Auch die Wohlthat, besuchende Missionarien aus Bethlehem eine Weile in ihrer Mitte zu haben, wie bisher immer geschehen war, konnten sie nicht länger genießen, als bis zum 24. Julii, da die Brüder Hagen und Post mit den noch übrigen Getauften ein Liebesmahl hielten, ihnen auf Anweisung des Aeltesten-Collegii in Bethlehem das Gemeinhaus, das den Brüdern zugehörte, schriftlich zum Eigenthume übergaben und sie sodann dem guten Hirten, der sein Leben für die Schafe gelassen hat, zu gnädiger Bewahrung empfahlen. So beschlossen die Brüder mit Wehmuth, aber doch auch mit innigster Dankbarkeit gegen Gott, ihre Arbeit in Schekomeko, diesem ersten Indianer-Gemeinorte, woselbst das Licht des Evangelii den Heiden dieser Gegend zuerst aufgegangen, und in 2 Jahren 61 Erwachsene durch die heilige Taufe der Kirche Christi waren einverleibt worden, die in Bethlehem getauften nicht mit dazu gerechnet.“ (S. 311.)

Zinzendorf beruhigte sich übrigens bei der oben erwähnten Gewaltthat nicht. Sobald er davon hörte, beschwerte er sich aus Marienborn in einem energischen Briefe vom 31. Dezember 1744 bei den Kolonialministern in London[154] und verlangte 1. daß man anständige Fremde nicht ohne jede Ursache plagen und chikaniren lasse, gleichsam nur de gayeté de coeur, 2. aber, daß man niemanden, am allerwenigsten aber die Indianer, verhindern soll, sich irgend einer protestantischen Kirche anzuschließen. Auch Zinzendorfs Vetter Gersdorf führte bei den Ministern Klage über die Unterdrückung seiner Glaubensgenossen durch die Kolonialbehörden und verlangte Abhülfe. Beide Schreiben hatten zur Folge, daß der Gouverneur Clinton am 28. Juni 1745 zur Rechtfertigung aufgefordert wurde.

Diese vom Mai 1746 datirte Rechtfertigung ist ein in seiner Art klassisches Aktenstück englisch-nativistisch büreaukratischen Hochmuths und provinzieller Kurzsichtigkeit. „Seit einiger Zeit“, heißt es darin ungefähr,[155] „wird die Kolonie von verdächtigen Subjekten und strolchenden Predigern heimgesucht, welche das Volk verführen und sich für besser als Andere halten. Sie stehen sogar im Verdacht, päpstliche Emissäre zu sein und Aufstände unter Sr. Majestät getreuen Unterthanen zu beabsichtigen. Sie wollen selbst, wie Whitfield, die Indianer und Neger bekehren, als ob man Menschen trauen könnte, die sich mit Schwarzen

abgeben; diese mährischen Brüder haben sich vor allem in Pennsylvanien festgesetzt, wo das Uebergewicht der Deutschen bereits so groß ist, daß sie bald die englische Bevölkerung verdrängen werden. Sie machen jetzt auch in unserm Staat Proselyten, sind dabei ehrgeizige, eitle Menschen, welche, statt bei dem erlernten Handwerk zu bleiben, den Pfarrer spielen und mit ihren unverständlichen Lehren die Massen bethören. Vor ihnen muß man sich ganz besonders hüten. In Schekomeko ließen sich einzelne Herrnhuter dauernd nieder, heiratheten Indianerinnen und erregten dadurch die Aufmerksamkeit, sowie die Eifersucht der benachbarten Weißen. Wir fürchten um so mehr, daß sie die Indianer verführen möchten, als sie ohne Erlaubniß der Behörde ins Land kamen und dem König den Treueid nicht leisten wollten. Daraus geht hervor, daß sie Böses im Schilde führen, daß sie verkappte Papisten sind, und daß ihnen Recht geschehen ist auf Grund des königlichen Befehls, wonach kein Weißer unter dem Vorwand der Bekehrung der Indianer unter diesen wohnen darf. Wenn dieser Akt ursprünglich auch nur auf den Krieg berechnet war und bloß ein Jahr in Kraft bleiben sollte, so wäre es doch besser, ihn auf unbestimmte Zeit beizubehalten." Weiter geschah in der Sache nichts und konnte auch nichts geschehen, da die Herrnhuter sich dem Machtspruch fügten und fortan in Pennsylvanien blieben.

Die Ursachen dieser kurzsichtigen Feindschaft liegen übrigens auf offener Hand. Die privilegirte Landeskirche sowohl als die sämmtlichen weißen Nachbarn von Schekomeko sahen sich in ihrem Geschäft beeinträchtigt. Was sollte aus ihren Aussichten auf Reichthum, auf Erwerb großer Ländereien werden, wenn die Herrnhuter die Indianer als Menschen, als ihres Gleichen behandelten, wenn sie ihnen die Künste des Friedens beibringen durften, wenn sie die Wilden zu seßhaften Bürgern zu machen suchten? Sehr möglich, daß dieser Versuch auf die Dauer gescheitert wäre; allein seine Anstellung war höchst gefährlich für die unbedingte Herrschaft der weißen Herren und mußte deßhalb um jeden Preis vereitelt werden. In ihren Augen hatte der Indianer nur den Beruf, sich in Branntwein zu betrinken und womöglich alle Laster der Weißen anzueignen, damit er, noch willenloser und hülfloser, desto besser betrogen und unter irgend welchem nichtigen Vorwand von seinem Lande verjagt werden konnte. Also Schnaps, Lustseuche und Wortbruch: das waren die Segnungen, welche die englische, von Osten nach Westen vorrückende Zivilisation, welche das Christenthum den Eingebornen des Landes brachte. Mag es immerhin ein hartes Naturgesetz sein, daß die

schwächere Race im Kampfe mit der stärkern unterliegt, daß der Barbar dem verhältnißmäßig gebildeteren Menschen das Feld räumen muß, so ist es trotzdem durchaus nicht unvermeidlich, daß sich auf Kosten des Indianers eine Kolonialaristokratie bildete. Wie ein monarchischer Despotismus viel weniger schlimm auf den Einzelnen drückt, als die oligarchische Machtfülle von ein paar Dutzend bevorzugter Familien, so ist auch die Aristokratie des Mutterlandes viel weniger engherzig, kurzsichtig und brutal, als die Aristokratie der Kolonien, weil diese sich selbst erst mit erlaubten und unerlaubten Mitteln aufbauen und nicht allein täglich vertheidigen, sondern auch angreifen muß, um ihren künstlich errungenen Besitzstand zu erhalten und zu erweitern.

Die Herrnhuter machten, ihnen selber unbewußt, Miene, dieser schroffen newyorker Kolonialaristokratie in den Weg zu treten, ihr das Indianerland zu entziehen, welches sie als ihr rechtmäßiges Eigenthum betrachtete, und darum mußten sie weichen. Hätten sie sich fern von den Ansiedlungen der Weißen niedergelassen, so würde Niemand sie in ihrem Bekehrungseifer gestört haben; aber sich mitten unter die Weißen zu setzen, die gerade im Begriff standen, die Indianer-Ländereien an sich zu reißen, das war ein Verbrechen, welches mit Ausweisung gestraft werden mußte.

Zweimal stieß New-York die Deutschen aus und schadete durch diese kurzsichtige Politik sich selbst am meisten: einmal unter Hunter aus Schoharie und jetzt unter Clinton aus Schekomeko. Pennsylvanien erndtete die Früchte dieses selbstmörderischen Verfahrens. Kaum dreißig Jahre später, beim Ausbruch der Revolution, war es eine der reichsten Kolonien, während New-York, trotz seiner natürlichen Hülfsquellen und ebenso guten, wenn nicht bessern Lage, eine verhältnißmäßig untergeordnete Stelle unter den von England abfallenden Kolonien einnahm.

Elftes Kapitel.

Die Revolution. General Nikolaus Herckheimer.

Und wieder ertönte der Schlachtruf durch die Thäler des Mohawk und Schoharie, und wieder gellte der scharfe Pfiff der Indianer durch die Berge, und wieder hörte man von drohenden Bewegungen der Wilden, vom Anmarsch von Truppen, von vereinzelten Ueberfällen, von skalpirten Nachbarn oder Freunden. Besorgt untersuchte der deutsche Bauer den Zustand seines Hauses, ob es auch einem plötzlichen Angriff gewachsen sei, bedächtig prüfend setzte er seine Büchse in Stand, zählte und ordnete seine Schüsse, um jeden Augenblick gerüstet zu sein.

Die Stunden des Schwankens und Zauderns, die Tage der Unterhandlung und Unterordnung unter die königliche Regierung waren vorbei. Die Deutschen von Tryon County wußten, daß ihr Anschluß an die Revolution die Indianer mit dem Skalpirmesser über die Gränzen treiben, sie wußten andrerseits, daß ihr Verbleiben bei der königlichen Fahne ihnen Ruhe, Frieden und großen Landbesitz sichern würde; aber dennoch zauderten sie nicht und hielten fest zu ihren Nachbarn, sie traten als freie Männer für ihre Ueberzeugung ein.[156]

So war es diesmal nicht der französische Feind, gegen den sie sich vorsahen; es war der englische König, welcher durch eine Reihe unkluger Maßregeln den Kampf der Kolonien heraufbeschworen hatte, welcher die Indianer gegen sie aufhetzte und zum schnöden Zerstörungswerke in seinen Dienst nahm. Was die Führer des kontinentalen Kongresses als politische Nothwendigkeit erkannten und durchführten, das wurde für die einfachen Bewohner der Thäler ein Gebot der Selbsterhaltung. Sie

kannten die Indianer aus der Zeit, als sie im Bunde mit den Franzosen in ihre Ansiedlungen eingebrochen waren, sie sahen deßhalb auch voraus, daß die Wilden als Bundesgenossen der Engländer nicht minder furchtbar, nicht minder grausam und gefährlich sein würden, aber trotz alledem waren sie fest und trotzten muthig dem herannahenden Sturm, galt es doch das Leben und den häuslichen Heerd tapfer zu vertheidigen, galt es doch die Aecker, welche zwei hart arbeitende Geschlechter der Kultur erobert hatten, für Kind und Kindeskind zu erhalten.

Bisher waren die deutschen Einwanderer am Hudson, Schoharie und Mohawk nur die Bauern gewesen, welche der König von England in seinem diplomatischen Spiele mit dem König von Frankreich vorgeschoben und geopfert hatte; jetzt aber tauschten sie die Rollen, jetzt boten die Bauern „Schach dem König!" Fast einmüthig standen sie für ihre Sache ein: in dieser großen Zeit, welche der Männer Herzen prüfte, gab es nur wenige Abtrünnige unter den Deutschen. Nicht als Söldlinge eines geldgierigen Fürsten in die Schlacht getrieben, wie die Kinder ihrer daheim gebliebenen Landsleute, „die blinden Hessen", welche ihnen sogar theilweise feindlich gegenüber standen, nein, als freie Bürger zogen sie für Haus und Heerd in den Kampf.

Das sind die Söhne und Enkel derselben Männer, welche hungernd und jammernd die Hände am Lagerfeuer in der Haide bei London gewärmt und schüchtern in den Straßen der großen Stadt gebettelt, derselben Männer, welche unterthänig vor dem Gouverneur Hunter gezittert und die Faust im Sack geballt hatten, als er sie bei ihrer beabsichtigten Meuterei ertappte; es sind die Söhne und Enkel derselben Flüchtlinge, welche als des Königs dienstpflichtige Knechte bei Nacht und Nebel entflohen waren, um das nackte Dasein zu retten, derselben Dulder, welche sich von einigen frechen Spekulanten von ihrem sauer erarbeiteten Besitzthum hatten verjagen lassen. Jetzt aber erheben sich diese Söhne und Enkel auf gleiche Höhe mit den Besten ihrer Zeit, sie legen Hand mit an zur Schöpfung eines freien Staates, eines der größten Werke des Jahrhunderts.

Und woher dieser mächtige Umschwung, woher dieser große Unterschied zwischen den Deutsch-Amerikanern im ersten und im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts? Wohl hatten sie an den Gewohnheiten, den Sitten und der Sprache der Heimath mit unverbrüchlicher Treue festgehalten, nur ausnahmsweise waren sie zu ihren amerikanischen Nachbarn in ein näheres Verhältniß getreten; nie hatten sie ihren Geist

an den Meisterwerken englischer Dichter und Denker gehoben oder gestärkt, ja sie wußten nicht, daß seit der Auswanderung ihrer Väter die deutsche Literatur ihre ersten stolzen Schwingen entfaltet und die Welt in Erstaunen und Bewunderung versetzt hatte. Aber diese Männer waren im Kampfe mit dem Leben gestählt, ihr starker Arm, ihre treue Büchse hatten ihnen Selbstvertrauen, den Stolz des freien Bürgers, eingeflößt, sie hatten durch den kleinen und großen Krieg mit den Elementen gelernt, daß nur der Mensch verloren ist, welcher sich selbst aufgiebt, daß aber der Alles gewinnt, der im rechten Moment sein Alles, sein Leben für seine Sache einsetzt.

Das eben ist die veredelnde Segnung der Freiheit, daß sie selbst die Armen an Geist läutert und hebt und daß sie ihnen in der Ausübung selbst des bescheidensten Berufes den innigen Zusammenhang zwischen ihren Rechten und Pflichten zum Bewußtsein bringt. Recht so, tapfere Landsleute, daß Ihr, wie die Schöpfer Eures eigenen Glücks, jetzt auch die Gründer Eures eigenen Staates werden wollt! Ihr schuldet dem König von England nichts. Das Wenige, das er für Euch gethan hat, geschah in seinem eignen Interesse. Früher luden Euch seine Maßregeln die Indianer auf den Hals; jetzt läßt er sie offen gegen Euch los. Also nur in Reihe und Glied vorgerückt! Die Hand, welche die lebendigen Bären und Wölfe in ehrlichem Kampfe erlegte, kann auch die blinden Bestien herunterschießen, welche das königliche Wappen halten. Nieder mit dem Leoparden, nieder mit dem Einhorn, fort mit dem todten Gethier, dann wird das Wappen auch zur Erde fallen! Das Volk und sein Recht wird das dieu et mon droit verdrängen. Frisch auf zum fröhlichen Jagen! Nur drauf los geschossen, der englische König ist ein Vorurtheil, ein transatlantisches Gespenst, aus vergilbten Pergamenten und verschimmelten Feudalrechten zusammengeflickt. Versucht's einmal, gebt Feuer, und es wird in alle vier Winde zerstieben!

Hurrah! da kommen sie aus den Thälern und Bergen, eine stattliche Schaar Freiwilliger, wie sie der ganze Kontinent nicht besser aufzuweisen hat; die einzelnen Haufen schwellen zu Kompagnien, und diese zu Regimentern, die fast alle von Deutschen befehligt werden.

In der That, prächtige Leute waren es, hoch von Wuchs und kräftig von Gestalt. Hören wir, wie ein bei Saratoga gefangen genommener Landsmann, ein braunschweigischer Offizier, die newyorker (und neuenglischen) Bürgersoldaten schildert.[157] „Wir passirten das feindliche Lager, in welchem alle Regimenter benebst der Artillerie ausgerückt

waren und unter dem Gewehr standen. Nicht eins davon war ordentlich montirt, sondern ein jeder hatte das Kleid an, in welchem er ins Feld, in die Kirche oder in den Krug gehet. Sie standen aber wie Soldaten, wol gerichtet und mit einem militärischen Anstand, an dem wenig auszusetzen war. Alle Gewere waren mit Bayonetten versehen, und die Riflemänner hatten Büchsen. Die Leute standen so still, daß uns solches in die äußerste Verwunderung setzte. Nicht ein Kerl machte Miene, mit seinem Nebenmann zu reden; noch mer, alle Kerls, die in Reihen und Gliedern standen, hatte die liebe Natur so schlank, so schön, so nett, so nervicht erschaffen, daß es eine Lust war, sie anzusehen, und daß wir uns alle bei dem Anblick eines so schön erschaffenen Volkes verwunderten. Nun die Größe vollends! Liebster Bruder, Kerls, im Durchschnitt des ganzen, von 6—7 Zoll nach preußischem Maße! und ich lüge nicht, daß man weit eher 8 bis 10zöllige Kerls sah, wie einen 5zölligen. Leute von noch größerm Wuchs waren in allen Kompagnien. Dies soll einmal der Captain .... bestätigen, der sich härmte, keine Rekruten aus diesem Volk anwerben zu können. Ganz im Ernste, das englische Amerika übertrifft in Ansehung des Wuchses und der Schönheit der Mannsleute die meisten in Europa. Und in Ansehung des weiblichen Geschlechts! .... davon ein ander Mal, wenn ich nach Kinderhook komme."

Schwer war der Kampf von Anfang bis zu Ende', aber Schulter an Schulter, Mann an Mann standen die Deutschen am Schoharie und Mohawk zusammen und fest hielten sie bis zuletzt aus. Die Niederlassungen an beiden Flüssen gehörten bis kurz vor dem Ausbruch der Revolution zum Bezirk Albany, welcher nur im Süden bestimmte Gränzen hatte, im Osten an den Connecticut-Fluß, im Südwesten an den Delaware stieß und sich im Norden und Nordwesten in der Wildniß verlief. Im Jahre 1772 wurde der westlich von Schenectady gelegene Theil des jetzigen Staates New-York von Albany-County getrennt und zu einem selbstständigen, dem damaligen Gouverneur Tryon zu Ehren benannten Bezirk erhoben. Während Tryon County sich nördlich bis an den St. Lorenz Fluß ausdehnte und westlich an den Oneida-See stieß, war nur seine südwestliche Gränze theilweise bebaut: das Cherry Valley nämlich im jetzigen Otsego County und der nördlich davon gelegene von den Deutschen bewohnte Theil des Mohawk. Im übrigen war es eine undurchbrochene Wildniß, welche während der Revolution Schauplatz eines der grausamsten Gränzkriege wurde.

Wir haben es hier mit den Ansiedlungen am Schoharie und Mohawk zu thun. Die letzteren zerfielen in vier größere Distrikte und enthielten von Osten nach Westen, den Fluß entlang laufend, die jetzigen Bezirke Montgomery, Herkimer und einen Theil von Oneida. Der östlichste dieser Distrikte hieß Mohawk und hatte, von der Mündung des Schoharie an gerechnet, eine Ausdehnung von etwa 20 engl. Meilen zu beiden Seiten des Flusses. Als Sitz der Familie Johnson stand er unter deren Einfluß, ein Umstand, der später äußerst unbequem für die westlichen Ansiedlungen wurde. An ihn schloß sich, südlich am Flusse bis Little Falls laufend, der Canajoharie Distrikt, und nördlich davon, innerhalb derselben Gränzen, der Palatine Distrikt, jener mit Cherry Valley und Harpersfield, dieser mit Stone Arabia. Die westliche Gränze endlich bildete der Distrikt German Flats (deutsche Niederungen) und Kingsland, welche alle westlich von Little Falls zu beiden Seiten des Flusses gelegenen Ansiedlungen bis Fort Schuyler, dem jetzigen Utica, umfaßten. Im östlichsten dieser Distrikte wohnten zwischen den deutschen einzelne englische, irische und holländische Bauern zerstreut, die jedoch höchstens ein Drittel der Bevölkerung ausmachten, in den beiden mittleren Distrikten betrug das nichtdeutsche Element kaum ein Zehntel der Ansiedler; der westliche Distrikt German Flats dagegen war so ausschließlich deutsch, daß am Ende der Revolution nur eine einzige englische Familie, Namens Thompson, darin wohnte. Schoharie blieb zwar bis 1795 noch beim County Albany; indessen schwächte diese rein äußerliche politische Trennung von den Landsleuten am Mohawk nicht den Verkehr der Deutschen unter einander. Derselbe wurde im Gegentheil während des Krieges nur um so ausgedehnter und inniger, als der Umweg über Schoharie den Deutschen am Mohawk die Beziehungen mit Albany und der Außenwelt überhaupt vermittelte.

In New-York war beim Herannahen und ersten Ausbruch der Revolution die Bevölkerung in zwei ziemlich gleiche Theile gespalten. In der Stadt gab es viele unbedingte Anhänger der englischen Regierung (Tories) und noch mehr gleichgültige Elemente, wie den Handelsstand, der um des Geschäfts willen gern den Frieden bewahrt gesehen hätte; die einzigen energischen Freunde des Widerstandes gegen England fanden sich dagegen nur in der Jugend, im kleinen Gewerbe und im Handwerkerstande. Auf dem Lande waren die eigentlichen Farmer ihrer Mehrzahl nach begeisterte Anhänger der Revolution, dagegen war die alte Kolonialaristokratie getheilt; die Schuylers, Livingstons, Morris

und Jay gingen, manche Schandthat der Vergangenheit sühnend, zur Sache des Volkes über; die Delanceys und Courtlands hielten fest zum König, ebenso die Johnsons, welche für Tryon County besonders wichtig sind. So lange Sir Wm. Johnson lebte (er starb 1774), machte er seinen gewaltigen persönlichen Einfluß ganz zu Gunsten der Krone geltend und hielt seine Nachbarn und Untergebenen von allen Feindseligkeiten ab. Jedermann fand es natürlich und erklärlich, daß der alte Herr fest zum König stand, dem er seine Stellung und seinen Reichthum verdankte; die Vaterlandsfreunde bedauerten nur, daß er nicht auf ihrer Seite stand. Seine Schwiegersöhne, die Obersten Guy Johnson und Claus, sowie sein Sohn Sir John Johnson waren eingefleischte und leidenschaftliche Royalisten, und was sie nicht an Einfluß ihres Vaters besaßen, suchten sie durch Thätigkeit und Eifer für die königliche Sache zu ersetzen. Da sie große Güter im Osten des County besaßen, durch welche der einzige Weg zu den westlicher gelegenen Ansiedlungen führte, so blockirten und zerschnitten sie den Zusammenhang der republikanischen Bewohner und hielten die ihnen günstigen Nachrichten oft Wochen lang zurück. Zugleich gewannen sie viele ihrer Untergebenen, die von ihnen abhängigen Pächter und Miethsleute, den Indianerhäuptling Joseph Brant und die Indianer für die königliche Sache.

Trotz aller Ungunst der äußeren Verhältnisse blieben aber die Whigs von Tryon County nicht müssig, und vor allem ließen sie sich durch die Drohungen der Tories nicht schrecken. Sie unterhielten durch geheime Sendboten den Verkehr mit der Außenwelt und erfuhren, wenn auch auf Umwegen, von Albany die sich drängenden Ereignisse. So begrüßten sie denn auch den Vorschlag für Berufung eines Kontinental-Kongresses mit Begeisterung und Freude.[158] Bereits am 27. August 1774 fand im deutschen Distrikt Palatine (auf der Nordseite des Mohawk) eine große Volksversammlung statt, welche ungeachtet der dort ansässigen zahlreichen Tories und Indianer energisch für die Volksrechte eintrat. Noch ward Georg als rechtmäßiger König anerkannt, aber die einseitige Besteuerung als unverträglich mit den Gesetzen Englands, als ein Eingriff in die konstitutionellen Rechte der Kolonisten zurückgewiesen. Ebenso wurde die Blockade des Hafens von Boston für willkürlich und unterdrückerisch erklärt, den Bewohnern jener Stadt physischer und moralischer Beistand versprochen und die Beschickung eines allgemeinen kontinentalen Kongresses als eine heilsame Maßregel empfohlen und angenommen. Die Versammlung schlug schließlich einen stehenden Korres-

pondenz-Ausschuß für jeden Bezirk vor, um als Vermittler mit den großen Ausschüssen in Albany und New-York zu dienen. Mitglieder dieses Ausschusses waren Christoph P. Yates, Isaak Paris, Johann Frey und Andreas Fink.

In Johnstown dagegen ward im Frühjahr 1775 von den Tories eine Erklärung veranlaßt und verbreitet, welche sich gegen die Maßregeln des Kongresses aussprach und sogar die Unterschrift der Grand Jury und fast sämmtlicher Beamten erhielt. Wie in Cherry Valley, so erklärte sich auch am 18. Mai 1775 der Ausschuß des pfälzer Distriktes in einem Briefe an das Komite in Albany dagegen. „Unser Bezirk befindet sich," heißt es dort, „bei dem großen Kampfe für amerikanische Freiheit in einer so eigenthümlichen Lage, daß wir nicht länger zögern, sie Ihnen auseinander zu setzen. Unser Bezirk war einer der ersten, welcher seine Hingabe an die Sache der Freiheit offen aussprach und die in Amerika angenommene Art des Widerstandes billigte. Wir bilden jetzt eine Vereinigung, ähnlich der in den übrigen Bezirken dieser Provinz gebildeten, und hoffen, Ihnen in wenigen Tagen die desfallsige Erklärung zur Veröffentlichung durch die Presse zusenden zu können. Da der Bezirk sehr ausgedehnt ist, so nimmt es viel Zeit, ehe die der Sache günstig gesinnten Bewohner behufs der Unterschrift erreicht werden können. Wir wurden Jahre lang von einer Familie regiert, deren verschiedene Zweige sich immer noch große Mühe geben, dem Volke von der Zustimmung zu den Maßregeln des Kongresses abzurathen, und sogar noch in letzter Woche eine große Versammlung im Mohawk Distrikt abhielten, wo sie bewaffnet mit allem ihrem Anhang erschienen, um das Volk von der Besprechung seiner Beschwerden abzuhalten. Die Johnsons waren so bedeutend an Zahl, das Volk aber so wenig bewaffnet, daß es sich erschrocken zerstreute. Es heißt, daß sie Johnson Hall jetzt befestigen und ein paar Kanonen dort aufstellen, ja daß Oberst Johnson gestern einen Theil seines Milizregiments unter die Waffen gerufen hat, um ohne Zweifel die Freunde der Freiheit zu verhindern, daß sie die Begeisterung für ihre große Sache der Welt verkünden. Außerdem sollen 150 Hochländer (römische Katholiken) in Johnstown lauern und zum Aufbruch gerüstet sein. Wir sind davon in Kenntniß gesetzt, daß Oberst Johnson zwei Neu-Engländer verhaftet und durchsucht hat, weil er sie im Verdacht hatte, daß sie sich von uns oder von den Indianern Hülfe erbitten wollten. Nun fürchten wir niemanden mehr, als die Indianer, weil man sie benutzen will, um uns in Schrecken zu erhalten. Wenn Sie in

unsere Gegend Pulver und Blei verschicken, so lassen Sie es nur an unsern Ausschuß und solche Händler gehen, die wir Ihnen in unserm Nächsten namhaft machen werden, denn wir sind entschlossen, daß niemand in unserm Bezirk Pulver verkaufen soll, der unserm Bunde nicht beitritt und von uns nicht die ausdrückliche Erlaubniß dazu hat. Sobald wir etwas Näheres über die Indianer oder sonst etwas Interessantes hören, werden wir es Ihnen unverzüglich mittheilen, und da wir ein junger Bezirk sind, weit entfernt von der Hauptstadt, so bitten wir Sie, Alles, was Sie erfahren, möglichst schnell an uns zu vermitteln. Wir werden kaum im Stande sein, Abgeordnete zum Provinzial-Kongreß zu senden, aber seien Sie versichert, daß wir darum nicht weniger warm der amerikanischen Freiheit zugethan sind. Obgleich gering an Zahl, sind wir entschlossen, der Welt zu zeigen, wer wir sind und wer gegen uns ist. Wir müssen die unlöschbare Schmach verwischen, welche uns durch die Erklärung unserer Grand Jury und einzelner Beamten zugefügt ist, durch Männer, welche bei der Mehrheit des County als Feinde ihres Landes gelten. Mit einem Wort, meine Herren, es ist unser fester Entschluß, alle vom Kontinental-Kongreß empfohlenen Maßregeln zu unterstützen und auszuführen und frei zu sein oder zu sterben."

Inzwischen sperrte Oberst Johnson die westlichen Distrikte vollständig von dem Osten ab und verhinderte namentlich, daß Pulver und Munition, an welchen das Mohawk-Thal sehr arm war, dahin gelangte. Der Canajoharie-Distrikt schloß sich dagegen dem pfälzer an, und auch die German Flats und Kingsland blieben nicht zurück. Wohl bedurfte es dieser engen Vereinigung, da die deutschen Niederlassungen im Rücken von den Johnsons und in der Front von den Indianern bedroht waren. Die Boten, welche sie wegen Pulvers nach Albany schickten, mußten den Umweg über Schoharie machen. Aber schrecken ließen sich die tapferen Bauern nicht.

„Wir verabscheuen", hieß es in einem von ihnen am 21. Mai 1775 gefaßten Beschluß, „die uns angedrohte Sklaverei, und auf einander angewiesen wie wir sind durch die Bande der Religion, der Ehre, Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe, vereinigen wir uns in dem festen Entschluß, nie Sklaven werden zu wollen, und unsre Freiheit mit Gut und Blut zu vertheidigen." Der Bund war geheim und umfaßte bald die große Mehrzahl der Bewohner des Thales; sein Einfluß erstreckte sich auf alle Gemeindeangelegenheiten und schloß jede Einwirkung von außen aus. Am 2. Juni 1775 fand die erste allgemeine Versamm-

lung der sämmtlichen Mohawk-Distrikte statt. Es erschienen 41 Abgeordnete, unter denen sich 22 Deutsche befanden, der beste Beweis dafür, daß die ganze Bewegung auf der deutschen Bevölkerung ruhte, denn sonst hätte bei der Zurückhaltung der pfälzer Ansiedler in öffentlichen Dingen und bei ihrem Widerstreben, vor die Oeffentlichkeit zu treten, die Mehrzahl der Abgeordneten nicht aus Deutschen bestehen können. Es wird also kein Fehlschluß sein, daß die Männer, welche englische Namen haben, zugleich, wenn nicht in erster Linie, als die Vertreter deutscher Auftraggeber handelten. Von Osten nach Westen fortschreitend, wurde die Zahl der Deutschen immer stärker. Im Mohawk-Distrikt kamen auf zehn Delegaten nur zwei Deutsche, Friedrich Fischer und Volkhart Vetter; im Canajoharie-Distrikt, welcher die Deutschen Nikolaus Herckheimer und Wilhelm Siebert sandte, stellt sich das Verhältniß wie acht zu zwei; im pfälzer Distrikt werden 7 Deutsche unter den 11 Abgeordneten gewählt, nämlich Johann Frey, Andreas Fink, Andreas Reiber, Peter Wagner, Jakob Klock, Georg Ecker und Christoph W. Fuchs; in den German Flats endlich und Kingsland findet sich nur ein Nichtdeutscher unter den 12 Abgeordneten; die Deutschen sind: Eduard Wall, Wilhelm Petrie, Johann Petrie, August Heß, Friedrich Orendorf, Georg Wentz, Michel Illig, Friedrich Fuchs, Georg Herckheimer, Friedrich Helmer und Johann Frink. Die entschiedene Haltung dieser Versammlung machte einen so tiefen Eindruck auf den Obersten Guy Johnson, daß er seinen bisherigen Wohnort verließ und weiter nach Westen zog. Damals gelang es ihm noch nicht, außer den Mohawks andere Indianer auf seine Seite zu bringen. Johnson ging erst nach Fort Stanwix und dann nach dem Ontario-See, von wo er schließlich nach Canada übersiedelte. Er zog unbelästigt ab, da die Bewohner des Thals zu schwach waren, ihn mit seinem zahlreichen Gefolge erfolgreich anzugreifen.

Das ganze Mohawk-Gebiet war jetzt, wenn auch noch viele Loyalisten zurückblieben, in den Händen der Republikaner. Der Ausschuß erweiterte sich zu einer Sicherheitsbehörde, welche alle Angelegenheiten von Tryon County beherrschte und bei ihren Anhängern auch willigen Gehorsam fand. So setzte sie u. a. Johann Frey an Stelle des königlich gesinnten Alexander White als Sheriff ein. Der Provinzial-Kongreß billigte ihre Maßregeln und dankte den Männern, welche den Ausschuß bildeten, für ihre aufopfernde Hingabe an die Interessen des Landes und der Freiheit. Gleichwohl schwebte das Thal immer noch in

Angst vor den Johnsons. Ein Gerücht drängte das andere. Heute sollte Sir John mit den Indianern von Canada aus einbrechen, morgen hieß es, daß seine Anhänger von Johnstown aus die benachbarten Niederlassungen überfallen wollten. Gewiß war, daß von Canada aus ein regelmäßiger Verkehr mit den Loyalisten in Tryon County stattfand und daß die Indianer Briefe und Waffen mit Munition beförderten; es galt also auf das Aeußerste gefaßt zu sein.

Unter diesen Befürchtungen und Vorbereitungen verging das Jahr 1775. Im Januar 1776 wiederholte sich das Gerücht eines Einfalls ganz bestimmt. Sir John Johnson war selbst nach Johnstown gekommen. General Schuyler, welcher zu jener Zeit von Albany aus die zu bildende nördliche Armee befehligte, eilte mit ein paar Kompagnien ins Thal. Nikolaus Herckheimer, welcher damals gerade zum General befördert worden war, ließ sämmtliche Milizen ausrücken und auf dem gefrorenen Mohawk bei Fonda vor Schuyler Revue passiren. Johnson selbst aber wurde nebst seinen Anhängern gefangen genommen und nach Fishkill am Hudson abgeführt, so daß die Bewohner von Tryon County vorläufig Ruhe hatten. Im folgenden Mai aber brach Johnson sein Wort und entwich nach Montreal, von wo aus er jetzt mit verdoppeltem Eifer den Krieg gegen seine Landsleute und ehemaligen Nachbarn organisirte, und u. a. ein Regiment, die sogenannten „Johnsons königlichen Grünen", ausrüstete, welches im Laufe des Krieges viel Unheil in NewYork anrichtete.

Inzwischen waren aber auch die Deutschen im Thal nicht müßig gewesen. Der Sicherheitsausschuß von Tryon County hatte dessen Streitkräfte in vier Bataillone organisirt, und die Listen der Offiziere am 26. August 1775 dem in New-York tagenden allgemeinen Sicherheitsausschuß zur Billigung eingesandt, welche dann auch am 6. September 1775 erfolgte. Alle vier Obersten waren Deutsche. Nikolaus Herckheimer kommandirte das erste Bataillon (Canajoharie), Jakob Klock das zweite (pfälzer Distrikt), Friedrich Fischer das dritte (Mohawk) und Hanjost Herckheimer das vierte (German Flats und Kingsland). Während bei den ersten drei Bataillonen uns nur die Namen der Stabsoffiziere erhalten sind und unter diesen sich verschiedene Nichtdeutsche befinden, weist das vollständig erhaltene Verzeichniß des Offizierkorps des vierten Bataillons, mit Ausnahme von einem Lieutenant, nur Deutsche nach. Außer dem Obersten Herckheimer gehören zum Stab Obristlieutenant Peter Bellinger, Major Hanjost Schumacher, Adju-

tant Johann Demuth. Die Hauptleute, ersten und zweiten Lieutenants, sowie Fähndriche der acht Kompagnien sind:[159]

1. Kompagnie: Johann Eisenlord, Johann Keiser, Adam Bellinger, Johann Schmidt.
2. Kompagnie: Johann Petrie, Hanjost Max Petrie, Hanjost H. Petrie, Wilhelm Empich.
3. Kompagnie: Daniel Petrie, Peter Volz, Max Raspach, Georg Helmer.
4. Kompagnie: Friedrich Bellinger, Heinrich Herter, Johann Demuth, Peter J. Weber.
5. Kompagnie: Peter Bellinger, Jakob Beschauer, Nikolaus Staring, Johann Peter Bellinger.
6. Kompagnie: Hanjost Herckheimer, Friedrich Orendorf, F. Kloppsattel.
7. Kompagnie: Rudolf Schumacher, Dietrich Stahl, Friedrich Schumacher.
8. Kompagnie: Georg Herckheimer, Friedrich Fuchs, Archibald Armstrong, Hanjost Teichert.
9. Kompagnie: Wilhelm Teichert, Jakob Volz, Georg Wenz, Friedrich Frank.

In Schoharie riefen dieselben Befürchtungen dieselben Maßregeln wie am Mohawk hervor.[160] Zuerst galt es, sich der Absichten der Indianer zu vergewissern. Werden sie zu den Nachbarn halten oder neutral bleiben oder zu den Engländern übergehen? Das war die große Frage. Der Sicherheitsausschuß veranstaltete auf dem alten Grunde bei Middleburg eine Zusammenkunft mit den Indianern, unter denen sich auch Brant mit verschiedenen andern Häuptlingen befunden haben soll. Die Frau eines deutschen Bauern, Richtmeyer, war die Dollmetscherin. Die Indianer versprachen zwar neutral zu bleiben, indessen traute man ihnen trotzdem nicht, weil man ihre Vorliebe für Krieg und Raub gut genug kannte. Und so kam es auch. Kaum war der Krieg ausgebrochen, so traten sie auf die englische Seite.

Der Vorsitzende des in Schoharie gebildeten Sicherheitsausschusses war während der ganzen Revolution Johannes Ball, und auch seine Mitglieder waren fast ausschließlich Deutsche. Wir finden unter ihnen Joseph Borst, Joseph Becker, Peter Becker, Peter Ziele, Peter Schwarz, Wilhelm Zimmer, Wilhelm Dietz, Samuel und Peter und Adam Brooman, Nikolaus Sternberg, Georg Werner und Jakob Zimmer.

Im Oktober 1775 bildete sich auch ein Milizregiment im Distrikt Schoharie und Duanesburg, welches später das „15. New-Yorker" hieß und ursprünglich aus drei Kompagnien bestand. Oberst war Peter Brooman, Oberstlieutenant Peter Zille, Majore Thomas Eckerson und Joseph Becker, Adjutant Lorenz Schulkraft und Quartiermeister Peter Ball. Die Kapitäne der drei Kompagnien waren die Deutschen Georg Mann, Jakob Hager und Georg Richtmeyer. Später wurde noch in Kobelskill eine Kompagnie unter Kapitän Christian Braun und Lieutenant Jakob Borst gebildet, welche dem Regiment von Schoharie beigegeben wurde. Beim allgemeinen Sicherheitsausschuß für die Provinz war Schoharie durch Johannes Ball und Peter Becker vertreten.

Uebrigens vergingen fast zwei Jahre, ehe die Thäler des Mohawk und Schoharie von den kriegerischen Ereignissen berührt wurden. Während die Kolonisten an der Seeküste bereits die Schrecken des Kriegs empfanden, waren die Gränzansiedlungen noch unbetheiligte, wenn auch keineswegs gleichgiltige und müßige Zuschauer des Kriegs. Erst im Sommer 1777 traten die dortigen Deutschen mithandelnd und mitleidend in den Kampf ein.

Es ist zum besseren Verständniß der folgenden Erzählung nöthig, hier einen wenigstens flüchtigen Blick auf die Ereignisse zu werfen, welche zu jener Zeit auf dem großen Kriegsschauplatz vorbereitet wurden.

General Burgoyne trat Mitte Juni 1777 seinen Marsch von St. Johns aus an. Er wollte von Canada aus über die Seen Champlain und George den Hudson entlang nach New-York vordringen, um sich dort mit Clinton zu vereinigen und um auf diese Weise den Norden und Osten von den mittleren Staaten zu trennen. Zugleich erwartete er für die glückliche Ausführung seiner Pläne große Hülfe und Erleichterung von einer Diversion, die zu seiner Rechten von Oswego aus in das Mohawk-Thal unternommen werden und bei Albany ihre Verbindung mit der Hauptarmee bewerkstelligen sollte. Zum Befehlshaber dieser Hülfsexpedition ernannte Burgoyne den Obersten St. Leger, dem er etwa 750 weiße Soldaten, darunter hessen-hanauische Jäger, und etwa 1000 Indianerkrieger mitgab. Um die Schrecken vor den Wilden noch zu erhöhen, war der Gouverneur Hamilton von Detroit vom englischen Ministerium angewiesen, möglichst viele Wilde auf die unbeschützten westlichen Ansiedlungen loszulassen;[161] er sandte also nicht weniger als fünfzehn verschiedene Banden aus, die im ganzen 289 Mann

zählten und unter dreißig weißen Offizieren standen, deren Aufgabe es war, Alles niederzumetzeln und niederzubrennen, was ihnen in den Weg kam. St. Leger verließ Montreal gegen Ende Juli, drang von dort nach Oswego vor und gelangte am 3. August in die Nachbarschaft des jetzigen Rome, auf jene enge Hochebene, welche die Wasserscheide zwischen dem Hudson und St. Lorenz bildet. Er fand hier das gut gebaute Fort Stanwix, das mit festen Erdwällen versehen und von etwa 600—700 Mann unter Oberst Gansevoort besetzt war. Eine an ihn gerichtete Aufforderung zur Uebergabe wurde entschieden abgewiesen. So blieb dem englischen General nichts übrig, als zur regelmäßigen Belagerung zu schreiten. Er hatte den Befehl, nach der als selbstverständlich vorausgesetzten Einnahme des Forts durch das Mohawk-Thal nach Johnstown vorzurücken und sich dort zu befestigen. Von hier aus sollte er, je nach Umständen, eine Schwenkung zu Gunsten Burgoyne's unternehmen oder den Rückzug der amerikanischen Armee abschneiden helfen, zugleich aber das reiche Thal als Vorrathskammer für sich und andere einfallende Truppen ausbeuten und brandschatzen.

Die Nachricht vom Vorrücken Burgoyne's und den Plänen St. Legers hatten die den Amerikanern freundlich gesinnten Oneida-Indianer den Behörden von Albany und Tryon County im Juli mitgetheilt. Beide ergriffen sofort Maßregeln gegen die das Thal bedrohenden feindlichen Schaaren. General Herckheimer erließ als Oberbefehlshaber von Tryon County am 17. Juli einen Aufruf an die Bewohner des Thals, worin er sie von den Absichten des Feindes unterrichtete. Alle Männer zwischen 16 und 60 Jahren wurden von ihm aufgefordert, die Waffen zu ergreifen, während diejenigen, welche älter als 60 Jahre waren, sich an bestimmten Plätzen zur Vertheidigung der Frauen und Kinder stellen sollten. Selbst die Mitglieder des Sicherheitsausschusses wurden nicht von der Verpflichtung zum Dienst ausgenommen, sondern eingeladen, sich an näher zu bestimmenden Plätzen einzufinden, um den Landesfeind zurückzutreiben; die meisten von ihnen dienten in Reihe und Glied.[162]

Die Nachricht von dem Heranrücken St. Legers war kaum nach Tryon County gelangt, als Herckheimer seine Brigade nach Fort Dayton (da wo jetzt das Städtchen Herkimer steht) einberief. Die vier, zusammen etwa 800 Mann starken, Bataillone trafen unter ihren obengenannten Befehlshabern zur bestimmten Zeit dort ein und rückten am 4. August unter Herckheimers Befehl nach Fort Stanwix vor, um dem

am 3. August dort angekommenen St. Leger in den Rücken zu fallen. Sie überschritten den Mohawk beim alten Fort Schuyler (dem jetzigen Utica) und lagerten sich am Abend des 5. August an der Stelle, wo der Oriska in den Mohawk fließt, und wo jetzt das Dorf Oriskany steht. Die ungeübten Truppen brannten vor Begierde, sich mit dem Feinde zu messen. Herckheimer dagegen, welcher im letzten französischen Kriege seine Erfahrungen gesammelt hatte, war bedächtiger und wollte keine Gefahr laufen, welcher er nicht durch Tapferkeit und gute Haltung gewachsen gewesen wäre. Er drückte daher den Offizieren seine wohlbegründeten Zweifel ob der Thunlichkeit weitern Vorrückens aus und schlug vor, wenigstens so lange damit zu warten, bis das verabredete Signal von Fort Stanwix aus gegeben sein würde. Herckheimer hatte nämlich einen Boten, Adam Helmer, an Oberst Gansevoort geschickt und ihn von seinem Herannahen benachrichtigt. Er sollte einen Ausfall auf den belagernden Feind machen und die Eröffnung der Feindseligkeiten durch drei Kanonenschüsse anzeigen, worauf die Deutschen sofort zum Angriff übergehen würden. Der Bote kam aber erst am 6. August Morgens gegen 1 Uhr bei Gansevoort an.

Die Offiziere wurden ungeduldig und wollten von keinem längern Aufenthalt hören; sie drangen auf sofortigen Abmarsch und gingen sogar so weit, dem General Mangel an Entschiedenheit und Patriotismus vorzuwerfen. Der tapfere Mann erwiderte den ihn Drängenden mit Würde und Ruhe, daß er sich als den Vater der ihm untergebenen Truppen betrachte, und daß er sie nicht in eine Lage zu bringen wünsche, aus welcher er sie nicht befreien könne, daß er persönlich nicht dieselben Gründe zur Vorsicht und Schonung seines Lebens habe, als die meisten Offiziere und Mannschaften, da, wenn er falle, kein Kind seinen Verlust beklage; daß aber, wenn sie sich jetzt blindlings in die Gefahr stürzten, das ganze Mohawk-Thal bald von den Klagen der Wittwen und Waisen wiederhallen werde, und das zu einer Zeit, wo Fort Stanwix und seine kleine Garnison alles sei, was zwischen den deutschen Ansiedlungen und den grausamen Wilden, ja den noch grausameren Tories stehe. Zugleich äußerte Herckheimer seine Besorgniß darüber, daß das Fort, wenn ihm sein Entsatz nicht gelingen sollte, sich unbedingt ergeben müsse, daß dann aber nichts in der Welt ihre Häuser vor Feuer, ihre Weiber und Kinder vor dem Tomahawk und Skalpiermesser retten werde. Allein die Offiziere und ihre Leute wollten sich nicht belehren lassen, ungestüm drangen sie auf sofortiges Vorrücken. Feigling, Tory! erscholl

es aus den Reihen! Widerwillig und gegen seine bessere Ansicht gab Herckheimer endlich, um die im Angesicht des Feindes doppelt verderbliche Insubordination im Keime zu ersticken, den Befehl zum Aufbruch und zum Vorrücken, nicht ohne vorher den lautesten Schreiern, dem Obersten Fischer und seinen Offizieren, warnend zugerufen zu haben, daß sie im Augenblicke der Gefahr die ersten sein würden, welche ihr Heil in der Flucht suchten.

Das Herckheimer'sche Korps konnte wegen der engen Waldstraße nicht einmal seine Flanken gehörig decken und soll es zudem sträflicher Weise versäumt haben, seine Plänkler vorauszuschicken. Ein ungeordneter Haufe bewegte es sich auf dem schmalen Waldwege fort. St. Leger schickte am frühen Morgen den Obersten Butler mit einer ansehnlichen Streitmacht, sowie Brant mit seinen Indianern gegen die Deutschen ab. Jene sandten, um sich über die Stärke der letztern zu vergewissern, Späher aus, die sich am Wege verbargen, die Zahl und Unordnung des arglos herannahenden Feindes genau beobachteten und, auf Umwegen zurückeilend, ihrem Häuptling willkommenen Bericht erstatteten. Brant hatte auf eine feindliche Uebermacht gerechnet. Als er jetzt ausfand, daß er sich nur mit 700—800 Mann zu messen brauchte, beschloß er mit Butler, dem feindlichen General zuvorzukommen und ihn unvorbereitet, wie er war, noch im Walde zu überfallen.

Etwa sechs englische Meilen von Fort Stanwix und eine halbe Wegstunde von Oriskany führte der Weg durch eine Schlucht, deren morastiger Boden nur durch einen Knüppeldamm gangbar gemacht war. Beide Seiten der Höhe, die östliche wie die westliche, waren mit dichtem Wald bedeckt, von welchem aus man den engen Pfad genau beobachten konnte. Auf der westlichen Seite der Höhe lagerten sich Brant und Butler. Es war etwa elf Uhr Morgens, als Herckheimer, auf einem Schimmel an der Spitze seines Bataillons reitend, die Schlucht erreichte, Langsam folgten seine Leute, aus dem Walde kommend, ihm in die Thalsenkung, langsam erstiegen sie aus der Niederung die westliche Höhe, wo Herckheimer sie erwartete. Die kleine Streitmacht war zum Theil auf der letztern angekommen, zum Theil noch in der morastigen Schlucht, die Gepäckwagen waren eben hineingefahren und nur die Nachhut, bestehend aus Oberst Fischers Regiment, befand sich noch am östlichen Abhang, als Tories und Indianer mit schrecklichem Geheul und Geschrei aus dem Walde drangen, die Verbindung Fischers mit dem Hauptkorps unterbrachen und im wüthenden Angriff auf die Deutschen los-

stürzten. Der Nachtrab kam kaum in Betracht, da er in wilder Flucht zurückeilte und von den verfolgenden Indianern fast ganz aufgerieben wurde. Was den Schrecken der Angegriffenen noch vermehrte, war das teuflische Aussehen der Indianer, welche, bunt bemalt und fast nackt, hinter den Bäumen hervor und mit gellendem Geheul auf ihre Opfer losstürzten. Und gerade Fischer war, wie wir gesehen haben, derjenige gewesen, der Herckheimer die lautesten Vorwürfe gemacht hatte! Als dieser das erste feindliche Feuer empfing, befahl er Cox, mit seinem Bataillon sofort auf der Straße in Linie einzuschwenken; indessen war der Kugel- und Pfeilregen des unsichtbaren Feindes so stark, daß der Versuch aufgegeben werden mußte, und daß die Leute hinter den einzelnen Bäumen Schutz suchten. Der kaltblütige Führer übersah schnell genug seine verzweifelte Lage. Es gab nur eine Rettung aus ihr, und diese war Kampf und Widerstand bis aufs äußerste. Sofort entbrannte denn das erbittertste Handgemenge zwischen den mit Erbitterung ringenden Feinden. Der Deutsche setzte dem Tomahawk des Indianers sein Messer oder den Gewehrkolben entgegen; hier rangen die Gegner mit einander, bis der eine erschöpft am Boden lag, dort zerfetzten sie sich mit Messern und sogar mit den Zähnen, ja selbst im Tode hielten sie einander noch krampfhaft umklammert. Wie ein Augenzeuge erzählt, fand man sie am Abend nach der Schlacht die Hand des Einen in dem Haar des Andern, die Rechte noch nach dem Messer greifend, mit welchem der Obenliegende die Brust des Untenliegenden durchbohrt hatte. Herckheimer kämpfte in den vordersten Reihen und erhielt gegen Mittag einen Schuß, sechs Zoll unterm Knie, der sein Bein zerschmetterte und sein Pferd tödtete. Er ließ seinen Sattel an die Seite eines alten Baumstammes tragen und gab, an diesen gelehnt, seine weiteren Befehle. Seiner Umgebung, welche ihn auf die Gefahr aufmerksam machte und ihm eine geschütztere Stellung empfahl, erwiderte er: „Ich will dem Feind ins Gesicht sehen," und ruhig fuhr er mit der Ertheilung seiner Befehle fort. Mitten im heftigsten Feuer langte er Stahl und Schwamm aus der Tasche und steckte sich seine Pfeife an.

Allmälig fanden sich die Deutschen wieder zusammen und boten den Königlichen und den Indianern einen so hartnäckigen Widerstand, wie diese ihn nicht erwartet hatten. Die Ruhe und Kaltblütigkeit des Generals wirkten begeisternd auf seine Leute, deren Energie und Ausdauer es bald gelang, die im Anfang verloren gegangene Ordnung wieder herzustellen. Sie bildeten um Herckheimer einen Kreis und boten in

eng geschlossenen Reihen dem grimmigen Feinde die Stirn. Wohl wüthete der Tomahawk, das Bajonett, das Messer und die Axt schrecklich unter den tapferen Bauern von Mohawk, aber sie standen jeder seinen Mann und zahlten ihren Verlust blutig heim. Da fiel, es war gegen Mittag, ein heftiger Regenschauer, welcher der blutigen Arbeit für eine Stunde ein Ende machte. Als der Himmel sich wieder klärte, hatten die bis dahin Angegriffenen noch mehr Haltung und Zusammenhang gewonnen. Bisher hatten die Indianer dadurch einen großen Vortheil über sie gehabt, daß sie keinem Schützen, der seinen Schuß hinter dem Baum her abgefeuert hatte, mehr Zeit zu einem zweiten Schuß ließen, sondern ihm entgegen liefen und ihn, ehe er laden konnte, mit dem Tomahawk niederschmetterten. Jetzt stellte Herckheimer zwei Männer hinter jedem Baum auf. Sobald der eine geschossen hatte, legte der andere an, um den heranspringenden Indianer niederzuschießen, der sich seines Opfers sicher wähnte. Diese Taktik wirkte; die Indianer fielen jetzt massenhaft und wagten, in ihrer Wuth nachlassend, keinen Angriff mehr auf die ihre Kriegsweise überbietenden Deutschen. Diese dagegen gewannen mit jedem von ihrer Hand niedergestreckten Feinde größere Zuversicht und betrachteten sich schon als die Herren des Schlachtfeldes, als ganz plötzlich eine Abtheilung des johnson'schen Regiments „Royal Greens" den schon unterliegenden Tories zu Hülfe eilte. Eine bedeutende Anzahl der Mannschaften dieses Regiments war aus ehemaligen Bewohnern des Thals, aus Nachbarn, Freunden und Verwandten derselben Männer angeworben, welche ihnen jetzt mit den Waffen in der Hand gegenüber standen. Hatte es vorher schon für Jeden gegolten, sein Leben gegen die Indianer so theuer als möglich zu verkaufen, so entbrannte diesen Verräthern gegenüber die Kampfwuth der Republikaner vom Mohawk zur höchsten Wuth. Der Indianer war die wilde Bestie, die man aus Nothwehr erlegte; der ehemalige Nachbar aus dem Thal war ein Gegenstand des Abscheus und des fanatischen Hasses, weil er mit den Feinden gemeinschaftliche Sache gemacht hatte. Das Zielen und Schießen dauerte den braven Deutschen zu lange; sie kehrten bald ihre Büchsen um und schlugen mit den Kolben auf die Royalisten los, ja sie kamen sich so nahe, daß sie einander bei der Gurgel packten und erwürgten, mit dem Messer zustießen oder selbst im Handgemenge todt hinsanken. Endlich, nach länger als halbstündigem Kampfe waren die Royalisten zurückgedrängt. Oberst Cox fiel in einem solchen Faustkampfe. Seine helle, gebietende Stimme übertönte anfeuernd und er=

muthigend den wilden Schlachtruf der Indianer und den Lärm der Kugeln. Auch der feindliche Anführer, Major Watt, ein Schwager John Johnsons, fiel an dieser Stelle. Man ließ ihn als todt liegen; aber später kam er wieder zu sich. Bald darauf vernahmen die kämpfenden Parteien aus der Richtung von Fort Stanwix her heftigen Kanonendonner, die Engländer fürchteten, im Rücken angegriffen zu werden, und flohen in wilder Flucht vom Schlachtfeld, in dessen Besitz nunmehr die tapferen Bauern von Tryon County blieben.

Aber dieser Erfolg war auch theuer genug erkauft; an zweihundert, ein Viertel der am Morgen in die Schlacht eingerückten Mannschaften, waren gefallen und lagen entweder todt oder so schwer verwundet auf dem Schlachtfelde, daß sie nicht fortgeschafft werden konnten. Außer Herckheimer, auf welchen wir noch zurückkommen, waren von Offizieren der Oberst Cox, der Obristlieutenant Friedrich Bellinger, die Majore Eisenlord, Klappsattel und van Slyck, die Hauptleute Friedrich Hellmer, der Lieutenant Dietrich M. Petrie gefallen. Die große Mehrzahl der Subalternoffiziere blieb oder gerieth mit dem Obersten Bellinger und Major Frey in Gefangenschaft. Es gab kaum ein Haus oder eine Hütte im Thal, welche durch den Tod entweder des Vaters, oder Bruders, oder Sohnes nicht in Trauer versetzt worden wäre. So blieben zwei Wohllebens auf dem Schlachtfelde, neun Schells, mehrere Kasts, Demuths, Heß, Baumanns, Vetters und Orendorfs; andere wurden schwer verwundet in die Gefangenschaft geschleppt oder von den Indianern halb zu Tode gequält und dann mit kaltem Blute ermordet. Noch am Abend des 6. August kehrten die erschöpften und ermüdeten Deutschen nach dem alten Fort Schuyler, dem jetzigen Utica, zurück, wo sie die Nacht zubrachten, am 7. und 8. traten sie ihren Rückmarsch in die Heimath an.

Aber auch die Feinde hatten schrecklich gelitten. Selten ist wohl ein Treffen unglücklicher eingeleitet worden als das bei Oriskany für die tapferen Thalbewohner; aber selten auch hat die Hartnäckigkeit und Zähigkeit des Angegriffenen die anfängliche Niederlage in einen Triumph verwandelt wie dort. Gleich beim ersten Angriff fiel das ganze Gepäck und die Munition in die Hände des Feindes, doch die kräftigen Bauern ließen sich dadurch nicht entmuthigen. Der Tag war heiß und nicht ein frischer Trunk fand sich im Bereich der Deutschen. Trotzdem kämpften sie tapfer drei volle Stunden lang und machten durch ihre Tapferkeit die militärische Unbesonnenheit wieder gut, durch welche sie sich dem Feinde fast

machtlos überliefert hatten. Jetzt mochte Manchem, der am Morgen für unbedingtes und schnelles Vorrücken gestimmt hatte, wohl klar werden, daß der brave Herckheimer im Recht gewesen, wenn er nicht sofort angreifen wollte. Aber nun half kein Grübeln und Nachdenken mehr. Es galt mit der Ehre die Heimath von Mord, Brand und Todtschlag zu retten, es war im eigentlichen Sinne des Worts ein Kampf pro aris et focis. So mußte der Feind für jeden Todten auf deutscher Seite bluten, er litt ebenso schrecklich, wenn nicht schrecklicher, als im Anfang des Treffens die Deutschen gelitten hatten. Am Abend des Tages waren von Tories und Indianern mehr als 100 gefallen und fast ebenso viele verwundet. Nicht weniger als dreißig Senekas, darunter fünfzehn Häuptlinge, bedeckten mit ihren Leichen das Feld.

Auf die überlebenden Wilden hatte aber die Metzelei bei Oriskany einen so tiefen, schrecklichen Eindruck gemacht, daß, soviel Angriffe sie in der Folge auch vom Hinterhalt aus noch ausführten, sie doch nicht mehr wagten, den Deutschen in offener Feldschlacht gegenüber zu treten. Dazu kam der Verlust, welcher ihnen von Fort Stanwix aus beigebracht wurde. Die Boten Herckheimers hatten nämlich um ein Uhr Mittags dasselbe erreicht und das Herannahen ihres Generals angekündigt. Gansevoort schickte sofort unter Obristlieutenant Marinus Willet 250 Mann ab, um St. Leger und den Seinigen in den Rücken zu fallen und Herckheimer Luft zu schaffen. Sie drangen in das Lager Sir Johnsons ein, nahmen dessen Gepäck und Papiere, erbeuteten fünf englische Fahnen und sämmtliche für die Indianer bestimmten Geschenke, worauf sie unbelästigt mit ihrer Beute ins Fort zurückkehrten. So verloren die Indianer ihre ganze Habe, ja sogar ihre alten Decken, da sie ihrer Gewohnheit gemäß fast nackt in die Schlacht geeilt waren. Sie froren in der Nacht, und viele erlagen ihren Wunden, und selbst die Qualen, mit denen sie ihre Gefangenen peinigten, konnten sie für ihren Verlust und den Tod ihrer Häuptlinge und besten Krieger nicht entschädigen. Um sich zu rächen, plünderten sie bald darauf das Gepäck der englischen Offiziere, sowie die Boote am Wood Creek und machten sich mit ihrem Raube davon. Als die Senekas in ihr Gebiet zurückkehrten, heulten die in den Dörfern Zurückgebliebenen vor Schmerz und Jammer über den Tod der besten Krieger und Häuptlinge. Die Indianer waren durch Oriskany vollständig demoralisirt und entmuthigt. Die Engländer fanden aus, daß ihre Bundesgenossenschaft doch mehr schlimme als gute Folgen nach sich zog, und verwandten sie fortan

nicht mehr als Hülfstruppen. Von jetzt an begegnen wir ihnen nur noch auf heimlichen Raubzügen und bei vereinzelten Ueberfällen.

Am Tage nach der Schlacht schlichen sich Willet und Stockwell durch die Belagernden, um Hülfe herbeizurufen. Der tapfere Gansevoort lehnte stolz die ihm wiederholt gewordenen Aufforderungen zur Uebergabe ab. Schon drohte der täglich fühlbarer werdende Mangel an Lebensmitteln ihn dazu zu zwingen, als Arnold mit den im Mohawk-Thal gesammelten Freiwilligen und einer Handvoll regulärer Soldaten zur Hülfe herbeieilte. Die übertriebenen Gerüchte von seiner Nähe und Stärke erzeugten einen so panischen Schrecken im Lager St. Legers, daß dieser am 22. August 1777, Zelte, Geschütz und Munition im Stiche lassend, die Belagerung aufhob und sich in wilder Flucht davonmachte.

Das Gefecht bei Oriskany und die Behauptung von Fort Stanwix gehören in der Geschichte zusammen; sie sind der erste bedeutende Triumph der republikanischen Waffen im Norden und bilden die Vorläufer der Uebergabe Burgoyne's. Aus dem Zusammenhang mit den Ereignissen gerissen, war die Schlacht bei Oriskany unbedeutend, zumal wenn man nur die Zahl der darin Kämpfenden in Betracht zieht. Im Sinne heutiger Kriegsführung könnte sie höchstens als kleines Gefecht auf eine flüchtige Erwähnung in den Zeitungen Anspruch machen; allein trotzdem gehört sie durch ihre Folgen zu den allerwichtigsten Schlachten des Revolutionskrieges. Hätte nämlich St. Leger nicht diesen erbitterten Widerstand bei Oriskany gefunden, und wären in Folge dessen die indianischen Bundesgenossen nicht entmuthigt und zuchtlos geworden, so würde den Engländern und Indianern das wichtige Mohawk-Thal für die Dauer des Krieges in die Hände gefallen sein, so würde ihrer Verheerung des Thals bis Albany kein Hinderniß im Wege gestanden haben, und so würde vor Allem Burgoyne rechtzeitig durch eine Streitmacht verstärkt worden sein, welche bei ihrer genauen Ortskenntniß ihm den Weg nach Albany geöffnet und ihn vor der Kapitulation bei Saratoga gerettet hätte. Ebenso hoch, wenn nicht höher, ist der weitgreifende moralische Eindruck anzuschlagen, den Oriskany auf das ganze Land machte. Wie es den Triumph der amerikanischen Waffen bei Saratoga wesentlich bedingen half, so hob es, als erster Sieg der freien Bauern über Reguläre und Indianer, das Selbstgefühl der nördlichen Massen und strahlte als erster Hoffnungsschimmer für die in Folge bisheriger Niederlagen gebeugten Gemüther. So faßte selbst Washington, so faßten die hervorragenden Männer im Felde und im

Kongreß das willkommene Ereigniß auf. Will sich der heutige Leser einen annähernden Begriff von seiner Bedeutung machen, so möge er in den Anfang der jüngsten Sklavenhalterrebellion zurückblicken und sich das Frohlocken, die Begeisterung vergegenwärtigen, welche die Kunde vom ersten Siege im Kriege, von der Niederlage der Rebellen durch den General Franz Sigel bei Carthage überall hervorrief. Und wie 1861 in Missouri, so haben die patriotischen deutschen Männer, welche die Schlacht bei Oriskany schlugen, nicht bloß für das Thal und ihre Angehörigen, sie haben für die Freiheit des ganzen Landes geblutet und einen der festesten Grundsteine zu dessen Unabhängigkeit legen helfen.

Wenden wir uns jetzt wieder zu ihrem Führer zurück, der sie durch sein edles Beispiel zur Tapferkeit begeisterte und das hervorragendste Opfer des Kampfes wurde: Herckheimer hatte während desselben, trotzdem daß er nicht stehen und gehen konnte, den Oberbefehl geführt. Nach der Schlacht trug man ihn auf einer Bahre nach seinem Hause, welches in der gegenwärtigen Gemeinde Danube, etwa eine Stunde östlich von Little Falls, heute noch steht. Hier wurde ihm das arg zerschmetterte Bein unterhalb des Knies abgenommen. Es scheint, daß der operirende Wundarzt nichts oder wenig verstand; er wurde beschuldigt, die Blutgefäße nicht gehörig unterbunden und Fleisch und Knochen geradezu abgeschnitten zu haben. In den ersten Tagen nach der Schlacht erregte der Zustand des Generals wenigstens nicht die mindeste Besorgniß. Er selbst schrieb Briefe und besorgte seine Geschäfte ganz in der gewöhnlichen Weise. So meldete er am 8. August dem General Philipp Schuyler, als Oberbefehlshaber des nördlichen Departements, die Ereignisse der letzten Tage und den glücklichen Ausgang der Schlacht. „So eben," antwortet Schuyler am 9. August aus Albany,[163] „habe ich Ihren gestrigen Brief erhalten. Ihr und Ihrer wenigen Mitkämpfer Tapferkeit, welche eine so überlegene Anzahl Wilder zurückschlug, macht Ihnen große Ehre. Ich habe Ihnen vor drei Tagen einige Kontinental-Truppen zugesandt, eine andere Abtheilung marschirt heute ab, und da die Miliz auch herbeieilt, so hoffe ich, Ihnen bald fernere Verstärkungen zuschicken und vor allem Fort Schuyler entsetzen zu können. Ich wünsche Ihnen eine glückliche und schnelle Heilung Ihrer Wunden." Ebenso berichtet Schuyler am 10. August 1777 dem Präsidenten des Kongresses, daß Herckheimer nicht todt, sondern nur verwundet sei.

Nach ein paar Tagen trat indessen Verblutung ein. Als Herckheimer sein Ende herannahen sah, bat er um eine Bibel und las daraus

seiner Umgebung den 38. Psalm vor: „Herr strafe mich nicht in deinem Zorn und züchtige mich nicht in deinem Grimm!" Er starb am 17. August 1777 und wurde ungefähr 25 Ruthen südöstlich von seinem Hause auf einem kleinen Hügel begraben. Ein einfacher weißer Stein zeigt die Stelle an; er trägt die Inschrift: „General Nikolaus Herckheimer, gestorben am 17. August, zehn Tage nach der Schlacht von Oriskany, in welcher er die Wunde erhielt, welche seinen Tod herbeiführte." [164]

Der Verlust des tapfern Mannes rief im ganzen Thal die tiefste Trauer und Bestürzung hervor, aber auch in weiteren Kreisen wurde das unzeitige Ende des treuen Patrioten schmerzlich empfunden. Im Oktober 1777 nahm der Kongreß der Vereinigten Staaten einen Beschluß an, wodurch fünfhundert Dollars zur Errichtung eines Denkmals für Herckheimer angewiesen wurden. In der dem Gouverneur des Staates New-York dieserhalb gewordenen Mittheilung schreibt der Präsident des Kongresses: „Dem Andenken erlauchter Männer, welche ihr Leben für die Freiheit und das Glück ihres Landes hingaben, jede Art Auszeichnung erweisen, ehrt Diejenigen, welche ihm diesen Zoll ihrer Dankbarkeit darbringen, und ermuntert das heranwachsende Geschlecht, auf demselben Pfade zu wandeln, nach Ruhm und Unsterblichkeit zu streben."

Gouverneur Clinton, welcher diesen Beschluß an den Sicherheitsausschuß von Tryon County einsandte, bemerkte dazu: „Beifolgend sende ich Ihnen die Abschrift eines Briefes und Beschlusses des Kongresses für Errichtung eines Denkmals zu Ehren Ihres verstorbenen braven Generals. Während ich mit Ihnen die traurige Veranlassung beklage, bin ich tief durchdrungen von der großen und reichlich verdienten Ehre, welche der Kontinent dem Andenken des tapfern Mannes erwiesen hat." Einfacher und erschöpfender kann aber das Verdienst Herckheimers nicht geschildert werden, als in den wenigen Worten Washingtons, wenn er sagt, daß der Held vom Mohawk-Thal es war, welcher den ersten glücklichen Umschwung in die traurige Führung des nördlichen Feldzuges brachte; daß er aus Liebe zum Lande, nicht mit dem Wunsche nach einem höhern Kommando, geschweige um pekuniärer Vortheile willen diente.[165]

Ueber die Vergangenheit und namentlich die Jugend Herckheimers ist wenig bekannt. Auch darin ist er der echte Volksheld, daß er ebenso schnell und entscheidend auf den großen Schauplatz tritt, als er wieder

davon verschwindet. Außer seinem Testamente ist nicht eine Zeile von ihm erhalten. Er scheint überhaupt wenig geschrieben zu haben, und dieses Wenige war unbeholfen und steif. Auch sein Bericht über die Schlacht von Oriskany konnte trotz eifrigen Suchens weder in Washington, noch in Albany aufgefunden werden. „Es ist schade," schreibt Duane darüber an Livingston, „daß Herckheimer der schriftlichen Darstellung so wenig mächtig war, und daß er uns in seinem Briefe eine so lahme und unvollständige Beschreibung des großen Ereignisses gegeben hat." Ebenso wenig ist ein Bild von ihm erhalten, welches uns das Aeußere des Mannes vergegenwärtigte. Der Eine hält Herckheimer für einen Holländer, der Andere für einen Amerikaner; daß er der Sohn eines Deutschen im Thal, scheint sogar den amerikanischen Geschichtsschreibern unbekannt geblieben zu sein. Wir Deutsche aber wollen ihn uns nicht nehmen lassen, denn wir haben alle Ursache, stolz auf ihn zu sein und sein Andenken in Ehren zu halten.

Unter den so vielfach verstümmelten deutschen Namen, denen wir in den englischen und amerikanischen Archiven begegnen, giebt es kaum einen, welchem dieses Unglück in höherm Grade zugestoßen wäre, als der Familie Herckheimer. Wir finden sie 1725 angeführt als Erghemar, 1752 als Herchkeimer, 1756 als Harkemeis, 1758 als Hareniger, und zu späteren Zeiten als Herchamer, Harchamer, Harkaman und Herkermer; jetzt heißt sie im allgemeinen Herkimer, wie auch das nach dem General benannte County, was sich aus der pfälzer Aussprache erklärt, welche bei diesen wie ähnlichen Familien- und Ortsnamen den Ton auf die erste Silbe legt. Die Amerikaner haben offenbar den Namen nach dem Gehör niedergeschrieben; daß aber Herckheimer der richtige Name des Generals war, geht außer dem Zeugniß von Zeitgenossen und vielen anderen Beweisen am besten aus dem Umstande hervor, daß er sich in seinem von Canajoharie am 7. Februar 1777 datirten und jetzt noch im Archive des Appellationsgerichts in Albany befindlichen Testamente als Nikolaus Herckheimer unterschreibt. Weniger fest als der Name steht das Alter des Generals. Nach einigen war er ein älterer Mann, in den Sechszigern, als er starb, nach anderen über fünfzig, nach anderen sogar erst 46 Jahr alt. Die Wahrheit scheint in der Mitte zwischen den beiden letzteren Annahmen zu liegen. Der Vater des Generals, Johann Jost Herckheimer, war einer der ersten Deutschen des Mohawk-Thals unter dem sogenannten Burnetsfield-Patent. Dasselbe bewilligte, wie wir im achten Kapitel gesehen haben,

jedem wirklichen Ansiedler, selbst Kindern und Frauen, je hundert Acker Land. Unter denselben finden sich außer dem genannten Vater des Generals noch Jürgen Erghemar und Magdalena und Katharina Erghemar, welche je hundert Acker auf der Südseite des Flusses erhielten. Der Name begegnet uns hier zum ersten Mal; nach der Reihenfolge zu urtheilen, in welcher sie auf einander folgten, scheint es, daß Magdalena die Frau von Jürgen und Katharina die Frau von Johann Jost war. Hätten die beiden Herckheimers damals Kinder gehabt, so würden sie selbstredend auch deren Namen eingetragen haben, um für jedes Kind hundert Acker zu erhalten. Möglicherweise waren die beiden Frauen auch die Schwestern der Männer, welche dann erst nach ihrer Niederlassung geheirathet hatten. Jedenfalls aber waren diese noch jung, denn Johann Jost Herckheimer, der Vater des Generals, starb erst im August 1775, also nur zwei Jahre vor seinem berühmten Sohne. Er hatte im ganzen dreizehn Kinder (der General das älteste), und zwar fünf Söhne und acht Töchter, deren Nachkommen noch heute im Thale blühen. Woher und wann die beiden Herckheimers nach Amerika kamen, ist gleichfalls in unsern Quellen nicht gesagt. Daß sie Pfälzer waren, zeigt ihr Name; möglicherweise befanden sie sich unter der Einwanderung von 1722. Unter den Nachkommen ihrer Familie giebt es eine Ueberlieferung, wonach die beiden Brüder, nachdem sie einige Zeit hier gewesen, Nachrichten aus der Heimath erhielten, daß sie eine große Erbschaft gemacht, und daß sie in Folge dessen beschlossen hätten, ins Vaterland zurückzukehren. Als sie aber nach New-York gekommen wären, habe der Anblick des Meeres und die Erinnerung an ihre schreckliche Herreise ihren Entschluß erschüttert und ihre sofortige Rückkehr ins Thal bewirkt. Wenn also John Jost Herckheimer bei seiner Niederlassung noch nicht verheirathet war, so liegt die Vermuthung nahe, daß er sehr bald darauf zur Ehe schritt, daß sein ältester Sohn Nikolaus in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts geboren, also bei seinem Tode etwa fünfzig Jahre alt war.

Nikolaus Herckheimer wurde am 5. Januar 1758 während des französischen Krieges zum Lieutenant in der Miliz von Schenectady ernannt und vertheidigte anderthalb Jahre, wie wir in einem frühern Kapitel gesehen haben, das nach ihm benannte Fort Herkimer, als die Franzosen und Indianer die German Flats angriffen. Von 1760 an lebte er in Canajoharie. 1775 ward er Oberst des ersten Bataillons der Miliz von Tryon County und zugleich der Vorsitzende des für das-

selbe gebildeten Sicherheitsausschusses. Am 5. September 1776 erhielt er vom Konvente des Staates New-York seine Beförderung zum Brigadegeneral sämmtlicher Milizen von Tryon County und befehligte als solcher die amerikanischen Streitkräfte in der Schlacht von Oriskany. Die herckheimersche Familie war eine der reichsten und angesehensten im Thale, ihre Mitglieder übten einen großen Einfluß auf die dortigen Deutschen, und auch der General war wohlhabend und sogar reich. Sein Haus hatte die für die damalige Zeit hohe Summe von etwa 8000 Dollars gekostet und galt lange Zeit als das solideste und schönste in der ganzen Umgegend. Er hinterließ, obwohl zweimal verheirathet, keine Kinder und vermachte sein Vermögen, darunter 1900 Acker Land, seinen Verwandten. Herckheimer wird als ein untersetzter, kräftiger Mann geschildert, dessen ursprünglich dunkles Haar schon frühzeitig ergraut war. Weiter geht die Beschreibung seiner Person nicht.

Der Kongreß hat außer ihm auch für einen andern Deutschen ein Denkmal bestimmt, aber weder in dem einen, noch in dem andern Falle seinen Entschluß bis auf den heutigen Tag ausgeführt. Dieser andere Deutsche ist der General Kalb, eines fränkischen Bauern Sohn, der bei Camden in Süd-Carolina drei Jahre später tapfer kämpfend für die amerikanische Freiheit fiel. Der deutsche Adel führte in jenem Kriege im Interesse des englischen Königs die Waffen, er kämpfte, mit ein paar rühmlichen Ausnahmen, wie Steuben und Weißenfels, für Kost und Logis im Dienste der englischen Truppenlieferanten; aber die deutschen Bauern haben sich um die junge Republik verdient und die Sünde jener deutschen Landsknechte wieder gut gemacht. An ihrer Spitze aber steht der Sohn des pfälzer Bauern. Warum verlangen die heutigen Deutschen nicht, daß der Kongreß endlich einmal seine neunzigjährige Versäumniß gut macht, warum fordern sie, welche das unzweideutige Recht auf ihrer Seite und im letzten Kriege durch ihre Hingabe an die Interessen der bedrohten Republik ein doppeltes Recht zur Forderung erworben haben, warum verlangen sie nicht, daß Herckheimer und Kalb das längst votirte Denkmal endlich errichtet wird? Noch ist es nicht zu spät! Also ein Denkmal für den pfälzischen und fränkischen Bauernsohn auf Kosten der Regierung, welche in dessen Errichtung eine alte, feierlich anerkannte Ehrenschuld abzutragen hat und, wenn in geeigneter Weise daran erinnert, gewiß gern abtragen wird.

Zwölftes Kapitel.

Für Haus und Hof.

Nach der Schlacht bei Oriskany greifen die Deutschen des Mohawk-Thals nicht mehr in die großen kriegerischen Bewegungen ein, dagegen leiden sie fortan desto mehr durch feindliche Raubzüge, Plünderungen, Brandstiftungen und sonstige Bedrängnisse des sogenannten kleinen Krieges.

Während des ganzen Jahres 1777 und bis zum Sommer 1778 wurde das Thal nicht vom Feinde belästigt. Die Bewohner bestellten ihre Aecker und rechneten auf eine ergiebige Erndte, deren sie um so mehr bedurften, als der vorjährige Ertrag durch die Sorgen für die Erhaltung von Haus und Hof bedeutend geschmälert worden war. Diese Hoffnungen sollten aber schwer getäuscht werden. Am 25. Juni 1778 hatte der Gouverneur des Staates das Regiment des Thals reorganisirt, aber die neun Kompagnien vom Sommer 1775 waren zu sieben zusammengeschmolzen, so sehr hatte Oriskany unter der waffenfähigen Jugend aufgeräumt. Von den ausgebreitetsten Familien, wie den Herckheimers und Schumachers, finden wir keine Angehörigen mehr darunter, von den Petries nur noch einen. Zum Obersten wurde Peter Bellinger ernannt, zum Oberstlieutenant Friedrich Bellinger, zum Adjutanten Georg Demuth. Die sieben Hauptleute hießen Michel Ittich, Heinrich Herter, Jakob Schmahl, Heinrich Staring, Severin Casselmann, Friedrich Gethmann und Heinrich Eckler. Alle übrigen Offiziere waren gleichfalls Deutsche, mit Ausnahme des Fähndrichs Patrick Campbell bei Kapitain Ittigs Kompagnie.[166] Natürlich reichten diese

über eine so große Fläche zerstreuten Truppen für die Vertheidigung des Thals nicht aus, sie konnten höchstens an einzelnen Punkten entscheidend eingreifen; allein leider sorgten die zwischen den Republikanern zerstreut lebenden Tories dafür, daß der Feind stets von den Bewegungen der Soldaten in Kenntniß gesetzt wurde. Dazu kam, daß der westliche Eingang zum Thal nicht gehörig geschützt war. Fort Stanwix lag dreißig englische Meilen von den letzten deutschen Ansiedlungen entfernt, so daß es durch kleine Streifpartien leicht umgangen werden konnte. Namentlich kannte der gefährlichste Feind der Deutschen, Joseph Brant, der Mohawk-Häuptling, der jetzt im Dienste Englands das Thal verwüstete, jeden Weg und Steg, und selbst als Fort Stanwix im Mai 1781 aufgegeben und das Hauptgewicht der Vertheidigung auf Fort Dayton (im jetzigen Städtchen Herkimer) gelegt wurde, hinderte ihn das nicht, auf Seitenwegen und aus den Wäldern über die zerstreut liegenden Niederlassungen herzufallen und gerade da hervorzubrechen, wo man ihn am wenigsten erwartet hatte. Dieser Brant führte einen der grausamsten Grenzkriege, von welchen die Geschichte der nordamerikanischen Kolonien zu berichten weiß. Was ihn nur noch gefährlicher und furchtbarer machte, war, daß er auch an Bildung den Deutschen, wenn nicht überlegen war, so doch wenigstens gleichstand. Sir William Johnson hatte ihn nämlich, etwa 20 Jahre alt, 1761 auf eine Schule nach Lebanon in Connecticut geschickt und ihm dort eine für die damalige Zeit gute Erziehung geben lassen. Später ward er von der Regierung dazu verwandt, die Zivilisation unter seinen Landsleuten im Thal zu fördern. Hier war er Jahre lang thätig und kam natürlich auch mit den Deutschen in nähere Berührung, deren Vorzüge und Schwächen er genau kennen lernte. Beim Ausbruch der Revolution versicherten sich die Johnsons der werthvollen Dienste Thayendanegeas — so hieß Brant bei seinen Landsleuten — und in dieser Verbindung fällt er in den Bereich unserer Geschichte. Im Vorübergehen sei hier noch bemerkt, daß er sich nach dem Kriege mit den Johnsons nach Canada wandte und dort 1807 starb.[167]

Brant eröffnete die Feindseligkeiten damit, daß er im Juli 1778 eine kleine, nur aus sieben Familien bestehende Niederlassung in der südöstlichsten Ecke des jetzigen Herkimer County, Andrustown, überfiel. Vier Personen wurden dabei getödtet, darunter ein alter Mann, Namens Bell; ein anderer kam in den Flammen seines eigenen Hauses um. Die Uebrigen wurden als Gefangene abgeführt und alle beweg-

lichen Sachen von den Indianern mitgenommen. Als die Bewohner von German Flats von diesem Ueberfall hörten, setzten sie sofort Brant nach, konnten ihn aber nicht mehr erreichen. Um ihre Freunde zu rächen, plünderten und verbrannten sie das Haus eines Torys, Namens Jung, den Brant als einen Freund seiner Sache nicht belästigt hatte. Der Indianerhäuptling kehrte zunächst nach Unadilla zurück und bereitete jetzt einen großen Raubzug nach den German Flats vor. Es wohnte hier eine Bevölkerung von nahezu 1000 Seelen in etwa 70 Häusern, die zu beiden Seiten des Flusses lagen. Auf der Nordseite desselben schützte Fort Dayton, auf der Südseite Fort Herkimer die Ansiedler. Beide Forts waren von breiten Gräben umgeben und hatten vor diesen flüchtig aufgeführte Erdwerke; als Zufluchtsorte und Vertheidigungswerke gegen plötzliche Angriffe entsprachen sie völlig ihrem Zwecke. Die reiche Erndte des Sommers war gerade eingebracht worden, als Brant ins Thal einbrach. Von den vier Boten, welche seine Bewegungen erkundschaften sollten, wurden drei von den Indianern getödtet, der vierte aber, Johann Helmer, kehrte unversehrt am letzten August 1778 nach German Flats zurück und meldete das Herannahen des Feindes. Wer nur konnte, flüchtete mit seinen Habseligkeiten ins Fort, in dessen Nähe Brant auch schon am nächsten Abend mit 300 Tories und 152 Indianern bei eintretender Dunkelheit anlangte. Die von ihren Bewohnern verlassenen Häuser steckte er sammt Scheunen, Ställen und sonstigen Gebäulichkeiten in Brand; Pferde und Vieh aber trieb er, ohne einen Angriff auf die Forts zu wagen, mit sich hinweg. Es wurden bei dieser Gelegenheit 63 Wohnhäuser, 57 Scheunen, 3 Mahlmühlen und 2 Sägemühlen mit ihrem Inhalte verbrannt, sowie 235 Pferde, 229 Stück Hornvieh, 269 Schafe und 93 Ochsen mitgenommen. Dagegen verloren nur zwei Personen ihr Leben. Etwa 300—400 Mann Soldaten, welche dem Feinde bis nach Unadilla nachsetzten, vermochten ihn nicht mehr einzuholen.[168]

Dagegen war der Oberst Butler erfolgreicher, welcher damals in Schoharie stand und auf die Kunde von dem Raubzug Brants sofort mit dem vierten pennsylvanischen Regiment, einer Abtheilung der morgan'schen Schützen und zwanzig Gränzjägern von Schoharie nach dem Susquehannah aufbrach und Oghkeroga zerstörte. Butler brauchte sechszehn Tage zu seinem mit vielen Beschwerden verbundenen Zuge und kehrte mit Verlust von nur einem Mann nach Schoharie zurück.

Es war im Verlaufe des Krieges das erste Mal, daß den Deutschen

am Mohawk Hülfe aus dem Schoharie-Thale kam. Wir haben dieses letztere beim Ausbruch der Feindseligkeiten in dem Augenblick verlassen, wo es seinen Sicherheitsausschuß bildete und seine Streitkräfte organisirte. Seitdem war es noch nicht vom Kriege heimgesucht worden. Die dortigen Indianer hatten sich aber nicht zur Neutralität bestimmen lassen und waren gleich zu Anfang des Krieges den Mohawks und den Johnsons nach Canada gefolgt. Sie wurden dadurch ihren alten Nachbarn nur um so gefährlicher und brachen desto häufiger in das Thal ein, wo sie die Oertlichkeit so genau kannten und zugleich an einem Theil der Bewohner thätige Genossen fanden. Nirgend im Staate New-York hatte die Revolution eine solche Theilung der Ansichten und Spaltung der Familien erzeugt, als in Schoharie, Vater stand gegen Sohn, wie z. B. in den angesehenen Familien Ball und Kreisler, Bruder gegen Bruder, wie bei den Manns und Beckers. Nur eine einzige Familie, die Hagers, waren in sich einig und standen mit allen ihren Mitgliedern zur Sache der Revolution. Die unentschiedenen, unschlüssigen Gemüther aber wurden von den entschlossenen, ihres Zieles bewußten Männern mit fortgerissen, und da zu Anfang des Krieges in Schoharie die Entschiedenen zu den Loyalisten gehörten, so war das Thal bald in sich gespalten und uneins, ja fast wehrlos den feindlichen Ueberfällen preisgegeben.

Bis zum Sommer 1777 blieb auch in Schoharie Alles ruhig; höchstens daß hier einmal ein paar Tories verhaftet oder dort einige unbedeutende Indianereinfälle abgewehrt wurden. Da keine unmittelbare Gefahr drohte, so war sogar ein Theil der zur Vertheidigung des Thales bestimmten Streitkräfte nach Fort Edward verlegt worden. Im Juli des genannten Jahres näherte sich aber dem Thale die erste größere Gefahr. Gleichzeitig mit Burgoyne's Vorrücken nach Süden und St. Legers Marsch an den Mohawk war nämlich der schottische Kapitän Donald Mac Donald, dem wir später noch einmal als einem der gefährlichsten Tories begegnen werden, vom englischen Obergeneral beauftragt worden, mit ein paar hundert Tories und Indianern in die Niederlassungen am Schoharie einzubrechen und nach deren Zerstörung bis Albany vorzudringen, wo er sich mit den aus Norden und Nordwesten eingetroffenen englischen Streitkräften vereinigen sollte. In Schoharie traf der Sicherheitsausschuß bereits am 7. Juli seine Vorkehrungen und stellte die nöthigen Wachen aus, um gegen einen plötzlichen Ueberfall gerüstet zu sein. Sogar zur Kirche mußten die Ansiedler bewaffnet

kommen, wenn sie nicht eine schwere Strafe bezahlen wollten.[169] Leider bot sich ihnen kein Schutz, und weder nach Süden noch nach Westen stand dem Feinde das geringste Hinderniß im Wege. Die an den new-yorker Sicherheitsausschuß gerichteten Bitten um Verstärkung konnten nicht berücksichtigt werden, da dieser selbst keine verfügbaren Kräfte hatte. Die Einnahme von Ticonderoga entmuthigte einen großen Theil der Bewohner des Thals derartig, daß sie keinen Widerstand mehr zu leisten wagten und sich in das Aeußerste zu ergeben beschlossen. Die Miliz weigerte sich anfangs zu marschiren und zur nördlichen Armee zu stoßen, da ihre eigenen Angehörigen dem Feinde ohne Schutz preisgegeben seien, und später war sie nur mit Androhung von Gewalt zum Abmarsch zu bestimmen. Washington sandte zwar Glovers Division nach dem Norden und bestimmte, daß ein Theil davon die Gränzansiedlungen am Schoharie beschützen solle; indessen hielt General Schuyler diese Verstärkungen zurück, um sie gegen den täglich näher rückenden Hauptfeind, den General Burgoyne, zu verwenden. Mac Donald zeigte sich am 10. August 1777 zuerst bei Breakabeen im Thale und zog entweder die Unschlüssigen mit sich fort und verstärkte dadurch seine Reihen oder stellte sie unter königlichen Schutz, wodurch sie jedenfalls der Sache des Volkes verloren gingen. Zum Glück für die Einwohner war aber der Schotte seiner Sache zu sicher und vergeudete zu viel Zeit in kleinen Quälereien, Brandschatzungen und Plünderungen. Statt sofort vorzurücken, hielt er sich drei Tage zwischen Breakabeen und Middleburg auf und ließ dem die Vertheidigung des Thales leitenden Obersten Harper Zeit, nach Albany zu eilen und eine Verstärkung von 28 Reitern zu holen. Mit diesen und einigen Dutzend in der Eile aufgerafften Bauern fiel Harper am 13. August über den durchaus unvorbereiteten Mac Donald her und jagte Indianer und Soldaten durch die Heftigkeit seines plötzlichen Angriffs derartig in Angst und Schrecken, daß sie eiligst die Flucht ergriffen und nicht eher als am Susquehannah Halt machten.

Jetzt, nachdem die dringende Gefahr abgewendet war, machte sich auch der Gemeingeist unter den Schohariern wieder geltend. Sie schickten bedeutende Korn- und Mehlsendungen an General Gates — so u. a. am 18. Oktober 131 Zentner — und statt Schutz vom Kongresse zu verlangen, ließen sie einen Theil ihrer bewaffneten Macht zu der Burgoyne gegenüberstehenden nördlichen Armee stoßen.[170] Um aber für die Zukunft besser gegen die verderblichen Folgen eines feindlichen Einfalls gesichert zu sein, veranlaßte der Sicherheitsausschuß, daß zum

Schutze der Ansiedler drei Forts im Thale errichtet wurden. Das untere derselben wurde nördlich vom Dorfe Schoharie, da wo jetzt die holländisch-reformirte Kirche steht, erbaut. Der massive Thurm derselben stammt noch aus jener Zeit und zeigt seine ursprüngliche Bestimmung an. Das von allen zuerst erbaute mittlere Fort, welches ziemlich in der Mitte der Niederlassungen, eine halbe englische Meile nordöstlich von der Middleburger Brücke lag, diente zugleich als Hauptquartier, während das obere Fort etwa fünf englische Meilen südwestlich von dem zuletzt genannten auf der Westseite des Flusses an der Stelle errichtet war, wo sich jetzt die murphy'sche Mühle findet. Sämmtliche Forts wurden im Herbst 1777 vollendet und erwiesen sich in der Folge als eine große Wohlthat für die bisher schutzlos gewesenen Ansiedler.

Das Jahr 1778 verlief ohne weiteres Unglück für die Bewohner von Schoharie, dagegen wurde Cobelskill am 1. Juni von den Indianern unter Brant zerstört. Der listige Indianer lockte die dort gebildete Kompagnie unter Kapitain Braun in einen Hinterhalt und rieb sie hier fast ganz auf. Nicht weniger als 22 Bürgersoldaten wurden getödtet, andere schwer verwundet und nur sechs entkamen unverletzt. Die Frauen und Kinder flohen in den Wald, von wo aus sie ihre Häuser und Felder in Brand gesteckt sahen. Brant verfolgte aber den hier gewonnenen Vortheil nicht, sondern wandte sich an den Susquehannah zurück, wo zu Anfang Juli die Ansiedlungen im Wyoming-Thal von Loyalisten und Indianern so grausam zerstört wurden, und fiel im Juli ins Mohawk-Thal ein.

Bald nach diesen Ereignissen erhielt das Schoharie-Thal endlich die so lange vergeblich erbetene Besatzung von Kontinentaltruppen. General Washington sandte den Oberstlieutenant Wm. Butler mit dem vierten pennsylvanischen Regiment und drei Kompagnien Scharfschützen von Morgans Korps zuerst nach Albany und dann nach Schoharie, wo sie das mittlere Fort zu ihrem Hauptquartier machten und für sämmtliche Gränzniederlassungen bis an den Susquehannah einen kräftigen Schutz boten. Wie wir bereits oben gesehen haben, unternahm Butler mit einem Theil dieser Truppen die wirksame Verfolgung Brants und seiner Indianer, als sie am letzten August die German Flats überfallen und verwüstet hatten. Im Herbst 1778 wurde noch ein Regiment newyorker Staatstruppen unter Oberst Dubois nach Schoharie verlegt, so daß dieses jetzt gegen jeden offenen Einfall hinreichend gesichert war.

Desto erbitterter tobte dagegen der sogenannte kleine Krieg. Die

englische Regierung setzte um diese Zeit einen Preis von acht Dollars für jeden amerikanischen Skalp aus.[171] In Folge dieser barbarischen Maßregel wurde der Gränzkrieg, der bisher vorzugsweise gegen die waffenfähigen Männer gewüthet hatte, zu einer grausamen Metzelei. Indianer und Tories suchten nämlich jetzt so viele Skalps als möglich beizubringen und tödteten, bloß um die versprochenen acht Dollars zu gewinnen, Kinder, Mütter und Greise. Mehr als ein deutscher Ansiedler fand, wenn er Abends aus dem Felde nach Hause kam, seine ganze Familie abgeschlachtet in oder vor seinem Hause, Frau und Kinder mit abgeschnittener Kopfhaut oder gar mit zerschmettertem Schädel, wenn die Kopfhaut sich nicht schnell genug abziehen ließ. Das Skalpiren wurde jetzt ein regelmäßiges Geschäft und kunstgemäß betrieben. Am Abend nach einem Ueberfall pflegten die Indianer die erbeuteten Skalps auf Stäben auszuspannen und während der Nacht zu trocknen, während die Angehörigen der Abgeschlachteten als Gefangene mit gebundenen Händen der empörenden Operation zusehen und bei der geringsten Aeußerung ihres Schmerzes einer ähnlichen Behandlung gewärtig sein, ja oft die grausamste Tortur, ein allmäliges Rösten, als langsamen Feuertod erdulden mußten.

Im Jahre 1779 blieben die Thäler des Schoharie und Mohawk von jedem feindlichen Einfall verschont. Washington hatte nämlich, um die Indianer für die in Wyoming und überhaupt im Westen des Staates New-York begangenen Gräuel zu züchtigen, den Kongreß veranlaßt, unter Sullivan eine Expedition gegen dieselben auszurüsten. Dieser General drang im August 1779 mit seinem Unterbefehlshaber General Clinton, der vom Mohawk aus gemeinschaftlich mit ihm operirte, an der Spitze von fünftausend Mann gegen die sechs Nationen vor, verheerte und verwüstete ihr Land, schlug sie am 29. August bei Newtown, in der Nähe des heutigen Elmira, und verfolgte sie bis in das Genessee-Thal, wo er mehr als vierzig ihrer Dörfer zerstörte. Der Mangel an den unentbehrlichsten Lebensmitteln trieb die Indianer mit ihren Freunden, den Tories, über die Gränze nach Canada, von wo aus sie wenigstens bis zum Jahre 1780 keinen Einfall mehr wagten. Im Mohawk-Thale ließ General Clinton zwei new-yorker Linienregimenter zurück, welche in Canajoharie einquartiert wurden und von hier aus Indianer und Tories in Respekt und angemessener Entfernung hielten.

Sullivans Kriegsführung war nicht energisch genug gewesen, um die Feinde auf längere Zeit unschädlich zu machen, geschweige denn ganz zu

vernichten. Sie hatten zwar viel gelitten, waren aber durchaus nicht entmuthigt, im Gegentheil erbitterter als je zuvor. Bereits im Frühjahr 1780 erschienen sie wieder in New-York und fingen ihre alten Raubzüge von neuem an. So überfielen sie am 3. April 1780 die Niederlassungen in Riemenschneiders Busch, einige Meilen nördlich von Little Falls, verbrannten die dortige Mahlmühle und führten neunzehn Gefangene mit sich, darunter Johann Windecker, Georg Adler, Joseph Neumann und Johann Garter. Letzterer starb unterwegs an den ihm zugefügten Mißhandlungen; die anderen wurden nach Canada geschleppt und erst nach dem Frieden wieder in ihre Heimath entlassen. Bei dieser Gelegenheit begegnet uns zum ersten Male ein Verräther aus dem Mohawk-Thal. Ein gewisser Casselmann führte die Feinde ganz unerwartet in die Mitte seiner Landsleute. Diese ahnten nichts Böses, als sie ihren Nachbar erblickten, und wurden, von Schreck, Angst und Wuth betäubt, ganz willenlos abgeführt. Jetzt war nirgend mehr Sicherheit in diesem Theile des Thals; die Ansiedler in der Nähe von Little Falls gaben fast alle ihre Wohnungen auf und zogen weiter östlich in die dichter bewohnten Bezirke.

Auch die Verlegung des äußersten Vorpostens von Fort Stanwix (Rome) nach Fort Dayton (Herkimer) nutzte den westlichen Ansiedlungen wenig, indem der Feind entweder von Nordwesten her den Black River entlang ins Thal einbrach oder von Südwesten her von Unadilla aus sich näherte. Zudem war die Besatzung von Fort Dayton durch vierzig Mann von Oberst Fischers Regiment nicht hinreichend. Auf einem Rekognoszirungszuge, welchen der diesen Posten befehligende Lieutenant Woodworth unternahm, stieß er drei Meilen nördlich vom Fort am Ost-Canada-Bache auf feindliche Indianer, die an Zahl doppelt so stark waren. Es entspann sich sofort ein heftiges und blutiges Gefecht, aus welchem nur 15 Deutsche entkamen; ein paar Mann wurden gefangen genommen, Woodworth fiel mit mehr als der Hälfte seiner Mannschaft und wurde später mit allen seinen Leuten in einem Grabe an derselben Stelle beerdigt.[172]

Natürlich wurden die Indianer durch ihre Erfolge immer kühner, auch entsprach der kleine Krieg ihrem Geschmack und ihrer Gefechtsweise am besten. Kein Ansiedler war vor einem plötzlichen Ueberfall mehr sicher; er schlief mit den Waffen neben sich und sprang bei dem geringsten Geräusch aus dem Bette, um gerüstet zu sein und wenigstens sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Aber auch größere Ueberfälle

kamen hie und da vor. Brant war die Seele aller feindlichen Bewegungen. Ueberall unterhielt er seine Späher und war von dem, was im Thale vorging, stets genau unterrichtet. Er wußte immer seine eigentlichen Absichten unter geschickten Scheinmanövern zu verbergen; an dem einen Punkte drohte er mit einem Angriff, um an einem andern desto unerwarteter zu erscheinen und den Feind durch Furcht und Schrecken zu lähmen. So hatte er gegen Ende Juli 1780 gehört, daß General Clinton die in Canajoharie liegenden Truppen nach Fort Schuyler gesandt hatte, um die für diesen Platz bestimmten Vorräthe zu beschützen, als er am 2. August an der Spitze von etwa 500 Indianern und Tories ganz plötzlich in Canajoharie einbrach und eine furchtbare Verwüstung anrichtete. Die ganze wehrhafte Mannschaft war abwesend, weßhalb von ernstem Widerstand gar keine Rede sein konnte. Sechszehn Einwohner blieben todt auf dem Platze, sechszig Frauen und Kinder fielen in die Gefangenschaft, die Kirche des Ortes, 63 Wohnhäuser sammt Scheunen und Ställen wurden verbrannt, mehr als 300 Pferde und Ochsen getödtet oder mit fortgeführt. Alle Werkzeuge und Ackergeräthe gingen bei dem Brande verloren, so daß die armen Leute nicht einmal im Stande waren, die noch ausstehende Erndte einzuthun.[173] Auf das, was die Canajoharier jetzt litten, mußten alle Ansiedler täglich, ja stündlich gefaßt sein, und was noch schlimmer war, nirgend zeigte sich die leiseste Hoffnung auf Hülfe und Besserung, die schwächste Aussicht auf Ruhe und Frieden.

Es würde ermüdend sein, die einzelnen Angriffe auf die verschiedenen deutschen Höfe im Thal aufzuzählen und zu beschreiben, und möge deßhalb die Erwähnung des bedeutendsten unter diesen traurigen Ereignissen genügen.

Es war der Ueberfall der Schell'schen Niederlassung, welcher am 6. August 1781 stattfand. Johann Christian Schell wohnte mit seiner Frau und sechs Söhnen etwa eine Stunde nordöstlich von Fort Dayton in dem nach ihm genannten Schells Busch. Er beschloß, dem Sturm zu trotzen, und sich auf das sichere Auge und den tapfern Arm der Seinigen verlassend blieb er auf seiner Farm, während seine Nachbarn ringsum flohen und sich und ihre Habseligkeiten im Fort in Sicherheit brachten. Schells Blockhaus war stark und gut gebaut und eignete sich besonders zur Vertheidigung gegen Indianer und sonstige feindliche Angriffe. Die untere Lage Balken hatte keine andere Oeffnung als einen Eingang, der durch eine massive Thür beschützt war, und

Schießlöcher, durch welche die Belagerten auf ihre Angreifer feuern konnten. Der Gang des obern Stocks ragte über den untern Theil des Gebäudes hervor und hatte Löcher im Boden, sicherte also die Vertheidiger und bot zugleich die Mittel, den Feind zu belästigen, der es wagen sollte, das Haus anzustecken oder die Thür zu erbrechen. Schell besaß Waffen und Schießbedarf genug, um einen gewöhnlichen Angriff auszuhalten. Er befand sich gerade mit seinen Söhnen im Felde auf der Arbeit, als der Feind erschien; die beiden jüngsten, Zwillinge von acht Jahren, konnten dem ins Haus zurückeilenden Vater und den älteren Brüdern nicht so schnell folgen, wurden gefangen und bald darauf nach Canada geschleppt. Es mochte etwa gegen zwei Uhr Nachmittags sein, als die Angreifer gegen das gehörig verrammelte Haus anrückten. Es waren ihrer 48 Indianer und 16 Tories, im ganzen 64 Mann, an deren Spitze Donald Mac Donald stand; geführt wurden sie von zwei Verräthern aus dem Thal, EnsPich und Casselmann. Während Schell und seine vier Söhne schossen, lud Frau Schell die Gewehre. Fast jeder Schuß traf, und den gut geschützten Belagerten konnte der Feind wenig anhaben. Schon hatte er sich mehrere Male bemüht, bis an das Haus vorzudringen, aber jedesmal mußte er sich unverrichteter Dinge vor dem heftigen Feuer zurückziehen. Endlich gelang es Mac Donald selbst, die Thür zu erreichen, die er mit einem Hebebaum zu sprengen suchte; aber während er an der Arbeit war, wurde er durch einen Schuß ins Bein verwundet. Geschwind wie der Wind entriegelte Schell die Thür und zog den verwundeten Anführer ins Haus. Dieser Erfolg rettete die Belagerten nicht allein vor Feuersgefahr, denn die Belagerer hätten bei einem etwaigen Versuche Mac Donald ja mit verbrannt, sondern er gab ihnen auch dessen Munition in die Hände, die um so erwünschter kam, als die Schells nur noch wenig Schüsse übrig hatten. Als die Feinde ihren Führer in der Gewalt ihrer Gegner sahen, wurden sie für eine kurze Zeit stutzig und zogen sich in den Busch zurück, bald aber kamen sie wieder und suchten das Haus im Sturm zu nehmen. Es war gegen Abend, und die untergehende Sonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen den einsamen Kampfplatz im Walde. Wohl war das tapfere Häuflein, das sich drinnen im Hause vertheidigte, ermüdet von der ungewohnten blutigen Arbeit, aber erschreckt oder gar entmuthigt war es nicht. Während Vater und Söhne ihre Gewehre in Ordnung brachten und, jeden Augenblick auf einen neuen Angriff gefaßt, ein paar Sekunden ausruhten, stimmte die Mutter die Marseillaise der Reformation

an: „Ein' feste Burg ist unser Gott." Die Männer fielen mit ein, und die begeisterten Worte des protestantischen Siegesliedes drangen befremdend, aber feierlich hinüber zum wilden Feinde. Der Vers der stolzen Hymne:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es muß uns doch gelingen!"

war noch nicht verklungen, als die Belagerer in ein paar raschen Sätzen ans Haus vordrangen und die Läufe ihrer Gewehre durch die Schießlöcher den Belagerten entgegenhielten; aber die muthige Frau Schell ließ sich nicht schrecken; sie war gleich mit der Axt bei der Hand und verbog durch ein paar kräftige Schläge fünf der feindlichen Waffen. So gewannen die Männer Zeit, die Gegner aufs Korn zu nehmen und durch einige gut gezielte Schüsse zurückzutreiben. Wieder trat eine augenblickliche Pause ein, und diesmal gelang es dem braven Schell, die Feinde durch eine Kriegslist zu täuschen. Als es nämlich dunkel wurde, jubelten, schrieen und lärmten die Belagerten so sehr sie konnten, als ob Unterstützung aus dem benachbarten Fort Dayton für sie im Anzuge sei. Die Angreifer, nicht im Stande, den Wald zu überblicken und ohnehin durch den Verlust ihres Führers entmuthigt, zogen sich in die Wälder zurück und nahmen die beiden jüngsten Söhne Schells mit. Dieser gelangte bei Nacht mit seiner Frau und den vier ältesten Söhnen ins Fort. Mac Donald blieb im Blockhaus zurück, wurde aber am andern Tage auch ins Fort geschafft und amputirt. Seine Leute, welche ihn am Abend besucht hatten, schickten durch ihn Botschaft an Schell, daß die Behandlung seiner gefangenen Söhne von der Sorgfalt abhänge, welche Mac Donald zu Theil werde. Keiner der Belagerten hatte den mindesten Schaden gelitten; die Belagerer aber verloren elf Todte und zwölf Verwundete, von denen, wie Schells später von Canada zurückgekehrte Söhne meldeten, noch neun unterwegs starben.

Als Schell ein Jahr nach dem hier erzählten Kampfe nicht weit vom Hause mit zweien seiner Söhne im Felde arbeitete, wurde er von Indianern, die im Hinterhalte auf ihn lauerten, überfallen und schwer verwundet. Die beiden Söhne vertheidigten sich tapfer, der eine von ihnen fiel, der andere ward schwer verwundet; aber sie trieben die Indianer zurück. Johann Christian Schell starb bald darauf an seinen Wunden. Wären die Heldenthaten, welche er und die Seinigen zum

Schutz ihres Heerdes verrichteten, im Dienste eines Fürsten oder in Reih und Glied eines Heeres geschehen, so würden sie lobpreisend in die Welt posaunt worden sein, und die Nachwelt würde den Namen Schell feiern und preisen. Indessen verliert die tapfere That dadurch, daß sie von einfachen, anspruchlosen Bauern, fern von der Welt, in der Wildniß der amerikanischen Gränzansiedlungen vollbracht wurde, nichts an ihrer Bedeutung und Größe. Dem Geschichtsschreiber aber ist es eine willkommene und heilige Pflicht, durch die schmucklose Schilderung des Geschehenen dem tapfern Landsmanne den Zoll der Anerkennung und Liebe darzubringen. Unsere Dichter, Maler und Bildhauer wetteifern mit einander in der Verherrlichung von tapferen Kriegsknechten, großen Schlachten und massenhaftem Blutvergießen. Ist die deutsche Bauernfamilie, die an den Gränzen der Zivilisation mit dem Feuereifer der Reformation ihr Leben für die amerikanische Revolution gegen Indianer und Tories einsetzt, wohl ein weniger würdiger Gegenstand für die Feder, den Pinsel und den Griffel? In Herkimer ist übrigens das Andenken an Schell und seine That im Volke noch lebendig, ein paar dortige Bürger erzählten sie dem Verfasser dieser Geschichte mit großem Stolz, und Campbell hat im Anfange seiner Annalen von Tryon County das Volkslied aufbewahrt, welches den tapfern Johann Christian Schell preist und welches im Anhange nachgelesen werden mag.[174]

Auch im Schoharie-Thal ruhte während dieser Zeit der grausame Gränzkrieg nicht. Es verging kaum eine Woche, in welcher der Feind nicht über die eine oder andere Ansiedlung herfiel oder aus dem Hinterhalt sich seine Beute zu sichern suchte. Namentlich bildete das fette Vieh der Schoharier einen nur zu verführerischen Anziehungspunkt für die in Folge ihrer langen Raubzüge meistens ausgehungerten Tories und Indianer. Die seit Herbst 1778 errichteten drei Forts boten den Bewohnern einen ziemlich ausreichenden Schutz. Von ihnen aus war zugleich ein regelmäßiger Kundschafterdienst organisirt, der von den unerschrockenen Grenzjägern (rangers) verrichtet wurde, welche in den meisten Fällen zeitig auf jede Gefahr aufmerksam machten. Nahte eine solche, so warnte ein Kanonenschuß die Ansiedler; folgte dem ersten Schuß ein zweiter, so war es für sie gefährlich, nach einem der Forts zu eilen; ertönte aber ein dritter, so galt er als Zeichen dafür, daß sie keines der Forts erreichen konnten, ohne auf den Feind zu treffen. Bisher hatte sich diese Einrichtung vortrefflich bewährt, und es waren keine größeren Unglücksfälle vorgekommen. Am 9. August 1780 aber, als die Be-

wohner des Thals unter dem Schutz von patrouillirenden Soldaten des Forts gerade ihre reichen Erndten einthaten, fiel Brant, von Canajoharie kommend, plötzlich mit seinen Indianern und Tories über sie her.

In Schoharie waren die Vorbereitungen gegen jede Art Ueberraschung zwar ebenso sorgfältig wie bei früheren Gelegenheiten getroffen; allein die ausgesandten Kundschafter befolgten die ihnen gewordenen Befehle nicht und einer von ihnen gab Feuer auf die ersten Indianer, deren er ansichtig wurde, statt, ohne einen Schuß zu thun, in einem der Forts schleunige Anzeige vom Herannahen des Feindes zu machen. Die Indianer ließen dem unvorsichtigen Mann keine Zeit mehr zum Laden; er rannte also, von ihnen verfolgt, zum Fort zurück und erreichte dieses auch glücklich; aber es war zu spät, um den Bewohnern des Thals die nöthige Warnung zukommen zu lassen. Diesmal waren es 73 Indianer, die, so gut wie nackt, doppelten Schrecken verbreiteten, 5 Tories und ein Mulatte unter der Führung Brants, die an drei Stellen in das Thal einfielen. Sie zeigten sich zuerst auf der Westseite des Flusses, am obern Fort, und überraschten mehrere Männer und Frauen im Felde an der Arbeit. Es war nämlich die Gewohnheit der in oder bei dem Fort schlafenden Leute, am Tage nach ihren Häusern zu gehen und, wenn keine unmittelbare Gefahr drohte, dort kleine Geschäfte zu besorgen oder selbst die Erndte einzuthun. So war auch Kapitain Tunis Vrooman, welcher eigentlich die Wache des mittlern Forts hatte, auf seine Farm gegangen, um nach dem Waizen zu sehen, seine Frau begleitete ihn, um Wäsche zu holen. Die Eheleute hatten vier Söhne und hielten zur Zeit des Ueberfalls zwei Sklaven. Vrooman war gerade im Begriff, den Waizen in die Scheune zu ziehen, als die Indianer über ihn herfielen, ihn tomahawkten und skalpirten, worauf ihm noch der Hals abgeschnitten wurde. Die Frau wusch zwischen dem Hause und der Küche, und ohne nur Zeit zu haben, sich aufzurichten, traf auch sie ein Schlag, der sie zu Boden streckte. Das Haus wurde darauf geplündert und angesteckt. Die drei ältesten Söhne geriethen mit den Schwarzen in die Gefangenschaft der Indianer, welche den jüngsten, weil er sich verborgen hatte und erst auf die Anzeige eines der Sklaven gefangen genommen ward, grausam ermordeten und dann skalpirten. Von Tunis Vrooman zogen die Tories und die Wilden nach dem Hause des Lieutenants Ephraim Vrooman, dessen Familie außer seiner Frau aus vier Kindern bestand, von welchen das jüngste kaum fünf Monate alt

war. Der Vater nahm, als er den Lärm des herannahenden Feindes hörte, dieses jüngste Kind auf den Arm und flüchtete in ein hohes Kornfeld; seine Frau mit den übrigen folgte ihm. Hier wären sie vielleicht unentdeckt geblieben, wenn die Gattin nicht in ihrer Herzensangst nach ihrem Mann gerufen hätte. Sie sank sofort von einer Kugel durchbohrt nieder. Gleich darauf wurde auch Brooman entdeckt. Er konnte sich mit dem Kind auf dem Arm nicht wehren und lehnte sich an einen Baum. Ein starker Indianer stieß mit dem Speer nach ihm. Brooman parirte den Stoß, und das Kind lächelte. Der Indianer stößt zum zweitenmale, das Kind, den ganzen Vorgang nach wie vor für einen Spaß nehmend, lächelt noch freudiger und klatscht in seine Händchen. Es lächelt auch bei dem dritten Stoß, den der Indianer nach seinem Feinde führt. Jetzt wurde der Wilde selbst gerührt. Er schonte Broomans Leben und schleppte ihn in die Gefangenschaft, mit ihm zwei Deutsche, Kreisbauer und Hoffmann, welche bei Saratoga gefangen genommen waren und jetzt bei Brooman dienten. Manchem Einwohner gelang es noch zu entkommen und sich in den Wäldern zu verbergen; im ganzen fielen aber den Indianern dreißig Personen in die Hände und fünf wurden getödtet. Ein früher dem Thal angehöriger Indianer, Seths Henry, ließ, ehe er abzog, absichtlich seine Kriegskeule zurück, auf welcher nicht weniger als 45 Skalps und 40 Gefangene, und diese alle vom Mohawk und Schoharie, verzeichnet waren. Von Schoharie drangen die Feinde, da sie den Forts nicht beikommen konnten, den Fluß hinauf nach Breakabeen, verbrannten hier noch mehrere Häuser, deren Bewohner Zeit gefunden hatten, sich in den Bergen zu verstecken, und zogen auf verschiedenen Wegen mit ihrer Beute und ihren Gefangenen nach Canada. Die letzteren wurden erst ein Jahr später ausgewechselt, nachdem sie unsägliche Beschwerden und Mühsale erduldet hatten.

Kaum zwei Monate waren nach den hier erzählten Ereignissen vergangen, als das Schoharie-Thal von neuem vom Feinde heimgesucht wurde. Diesmal brach Sir John Johnson selbst mit etwa 1000 Mann, darunter die Hälfte Indianer, von Niagara aus auf demselben Wege, den im vorigen Jahre General Sullivan gezogen war, in Schoharie ein, um sich der reichen Erndte des Sommers zu versichern oder sie zu zerstören, falls er sie nicht mitschleppen könnte.[175] Der Feind zeigte sich am 16. Oktober auf den westlich von Schoharie gelegenen Bergen. Die Bewohner des Thals waren aber schon zwei Tage vor seinem Erscheinen gewarnt, und bald ertönten die Alarmschüsse von den Forts; ja es blieb

noch Zeit genug übrig, um Marcus Bellinger nach Albany zu schicken und durch ihn Munition zu beschaffen, die wenigstens für das untere Fort noch rechtzeitig eintraf. Johnson drang zwischen dem obern und mittlern Fort nicht weit von Broomans Nose, ins Thal, und suchte noch vor Tagesanbruch das letztere zu nehmen, weil er mit seiner Einnahme sich auch die beiden übrigen gesichert haben würde. Er brach aber einige Stunden zu spät auf; die Schoharier waren zudem auf ihrer Hut und gaben, als sie früh Morgens den ums obere Fort herum nach dem mittlern marschirenden Feind entdeckten, sofort das Lärmsignal. Brennende Häuser und Kornschober bezeichneten seinen Weg. Die Einwohner hatten sich in die Forts geflüchtet und konnten von hier aus die Fortschritte des Feuers beobachten.

Um acht Uhr begann der Angriff auf das mittlere Fort. Johnsons Truppen feuerten Kanonen- und Bombenschüsse auf dasselbe ab; indessen gingen jene bei der Ungeschicklichkeit der Artilleristen zu weit, während diese meistens zu früh explodirten. Eine der Bomben fiel in ein Bett im obern Stockwerk des Forts, wo ein alter Junggeselle, Christian Reichard, durch den Lärm und das plötzliche Umherfliegen der Bettfedern beinahe zu Tode erschreckt wurde. Mit Federn über und über bedeckt, ja sie theilweise ausspeiend, eilte er nach unten und erwiderte auf die Frage: „Was da oben los sei?“ mit zitternder Stimme: „Ich denke, der Teufel ist los da oben auf dem Söller, denn die Federn fliegen so dick herum, daß ich nichts sehen kann.“ Die Indianer gaben, hinter den Bäumen aufgestellt, Feuer, indessen standen sie meistens zu weit und richteten deßhalb nur geringen Schaden an. Im Fort selbst lagen 150 Mann Kontinentaltruppen und etwa 100 Freiwillige. Sie hatten nur einige Pfund Pulver, als der Feind erschien, und erhielten erst im Laufe des Tages neue Vorräthe, ebenso fehlte es an Patronen und Blei. Die Vertheidigung erschien dem kommandirenden Major Woolsey als reiner Wahnsinn, er wollte sich deßhalb auch bei der ersten Annäherung des Feindes ergeben; allein die tapfern Bewohner des Thals zeigten in der Stunde der Gefahr mehr Muth und Geistesgegenwart, als der feige Kontinentaloffizier, und zogen den Tod in der Vertheidigung des Forts einer langwierigen Gefangenschaft oder einem grausamen Tode durch die Indianer vor. Als der Angriff begann, versteckte sich der Major, und unter der allgemeinen Entrüstung der Soldaten aus seinem Versteck gezogen, kroch er auf allen Vieren an die Wälle des Forts heran. Die Szene hatte etwas so Komisches, daß Männer und

Frauen laut auflachten und von doppeltem Muthe beseelt wurden. Als der Feind sah, daß sein Feuer keine große Wirkung machte, suchte er von einer nahe dem Fort gelegenen Hütte aus dasselbe durch einen Sturmangriff zu nehmen; aber auch dieser Angriff mißlang. Bald darauf schickte er einen Parlamentär. Die Mannschaften wollten jedoch von seiner Annahme nichts hören, und einer der muthigsten Soldaten, Timotheus Murphy, dem wir später noch begegnen werden, schoß sogar auf die Parlamentärflagge. Die Autorität des Befehlshabers Woolsey war eben durch seine Feigheit verscherzt; die von ihm angeordnete Verhaftung und Bestrafung Murphy's wurde verlacht und nicht befolgt. Ebenso gaben die Soldaten nicht zu, daß auf dem Fort die weiße Fahne aufgezogen würde, und zwangen Woolsey dazu, daß er den Befehl zu Gunsten des Obersten Brooman niederlegte. Während hier unter den Belagerten ein offener Kampf auszubrechen drohte, rüstete sich der Feind gegen 3 Uhr Nachmittags zum Abmarsch. Er gab, ohne einen weitern Versuch zu wagen, die Belagerung auf, indem er einem falschen Gerüchte Glauben schenkte, daß Verstärkungen aus Albany herannahten, und zog nach dem vom Major Becker, einem tapfern Manne, vertheidigten untern Fort, wo er indessen nur einige Schüsse abfeuerte und keinen Angriff auf die Besatzung mehr wagte, welcher die Frauen zur Anfeuerung des Muthes Schnaps mit Pulver gemischt verabreichten.

Desto ärger waren aber die Verwüstungen, welche Johnson im Thale anrichtete. Kaum daß ein Haus, eine Scheune oder ein Kornschober verschont wurde. Ein kalter Nordostwind fachte die Flammen an, die im ganzen 300 Häuser und Scheunen zerstörten. Auch das Vieh, und vor allem die Pferde, wurden, wenn nicht getödtet, so doch weggetrieben und sogar die Kirche in Middleburg verbrannt. Nur ein paar Häuser, welche Tories gehörten, blieben stehen. Als die Bewohner von Schoharie am 17. Oktober, nach Johnsons Abzug, sich wieder aus den Forts ins Freie wagen konnten, fanden sie nur Trümmer und Schutthaufen an der Stätte frühern Wohlstandes und Gedeihens, und es bedurfte mehrerer Jahre, bis die einzelnen Ansiedler sich nur aus dem Rohesten wieder herausgearbeitet hatten, und bis die an dem verhängnißvollen 16. Oktober 1780 vom Feinde geschlagenen Wunden nur nothdürftig geheilt waren. Zum Glück für das Thal blieb es bis zum Ende des Krieges von ferneren Einfällen verschont. Die Verwüstung desselben machte sich übrigens auch in weiteren Kreisen ganz empfindlich geltend. Schoharie war bisher im Stande gewesen, die benachbarten Bezirke und

einzelne Abtheilungen der Kontinentalarmee mit seinem Ueberschuß an Waizen zu versehen; jetzt aber hatten seine Bürger nicht mehr genug für ihren eigenen Unterhalt. „Die Einfälle des Feindes in die new-yorker Gränzbezirke" — schreibt das damalige Kongreßmitglied und der spätere Präsident James Madison am 14. November 1780 aus Philadelphia — „haben sich für uns höchst verderblich erwiesen. Sie haben beinahe vollständig jene herrliche Waizengegend zerstört, welche die Magazine der Hauptarmee und der nördlichen Posten mit Getreide zu versehen im Stande war. Die Ansiedlung in Schoharie, welche nach einem Briefe des Generals Washington allein 80,000 Bushel Korn für den öffentlichen Gebrauch zu liefern vermochte, ist vollständig in Asche gelegt." Zwei Jahre später jedoch war Schoharie durch die Energie seiner Bewohner schon wieder in den Stand gesetzt, seine Getreidelieferungen für die Armee von neuem aufzunehmen.

Von Schoharie wandte sich Johnson ins Mohawk-Thal, das er bei Fort Hunter erreichte. Auch hier bezeichneten brennende Häuser seinen Weg; auf eine Entfernung von 15—20 Meilen konnte man das Feuer sehen. Wer nur flüchten konnte, hatte sich in Sicherheit gebracht. Am 18. Oktober verbrannte der Feind Caughnawaga. Der Oberst Fischer, welcher hier wohnte, vertheidigte sich tapfer. Seine beiden Brüder fielen; er selbst wurde skalpirt und blieb als todt auf dem Platze liegen, indessen erholte er sich wieder und lebte noch lange Jahre nach dem Kriege. Von dort zog Johnson an die Nordseite des Mohawk und verheerte alles bis nach Stone Arabia. Hier wehrte sich der Oberst Brown mit seiner ganzen Streitmacht von etwa 130 Mann gegen den ihm überlegenen Feind, fiel aber mit etwa 30 seiner Leute im erbitterten und fruchtlosen Kampfe, da er die vom General Renſſelaer versprochene Verstärkung nicht erhielt. Weiter westlich, ungefähr zwei englische Meilen unter der obern Mohawk-Feste, traf dieser endlich auf den Feind. Es war spät Abends, aber der Angriff auf die befestigte Stellung Johnsons mißlang. Rensselaer wollte ihn am nächsten Morgen wiederholen. Johnson hatte es aber für besser befunden, in der Nacht abzuziehen, weil seine Truppen zu erschöpft waren. Der Feind erlitt zwar auch manchen Verlust; indessen war das ein schlechter Trost für die Heimsuchung der wehrlosen Bewohner des Thals. Wie im August die ganze Südseite des Mohawk durch Brant aufs empfindlichste gelitten hatte, so holte jetzt Johnson auf der Nordseite des Flusses bis Stone Arabia und Palatine (also etwa bis an die Gränzen

des heutigen Bezirks Montgomery) nach, was jener damals versäumt hatte.[176]

Wenn im ganzen Norden vom Herbste des Jahres 1780 an sich der Krieg auch thatenlos hinschleppte, und wenn er namentlich seit der Gefangennahme Cornwallis keine größeren Schlachten und Gefechte mehr aufzuweisen hatte, so hörten darum doch die Raubzüge der Indianer und die Einfälle der Tories bis zur offiziellen Friedenserklärung nicht auf, trotzdem daß vom englischen Gouverneur von Canada der strenge Befehl erlassen worden war, keine Indianerexpeditionen mehr auszurüsten. Die auf Beute und Rache erpichten Feinde lauerten um die Häuser und Forts herum, und wehe dem Thalbewohner, der nicht auf seiner Hut war, oder sich zu weit hinauswagte: im günstigsten Falle war Gefangennahme sein Loos, meistens aber traf ihn der Tod, wenn nicht noch schlimmere Qual. Außer dem Schaden und Unglück für die davon Betroffenen bieten aber alle diese sich täglich wiederholenden Zwischenfälle des erbittertsten Gränzkrieges kein allgemeines Interesse. Wohl ist es erschütternd, vom Untergange ganzer Familien zu hören, wie der Dietz, der Franz und Weidmann, welche im Frühjahr 1782 in Beaverdam, im heutigen Bezirke Albany, von den Indianern ermordet wurden; wohl ist es peinlich, sich die Qualen anderer Deutschen, wie des Jakob Diefendorf, zu vergegenwärtigen, der fünf Jahre zur Heilung der ihm durch die Skalpirung geschlagenen Wunde brauchte; wohl ist es gräßlich zu lesen, daß das schönste Mädchen des Thals, Katharina Merckle, aus reinem Muthwillen erschossen und daß selbst der die That verübende Indianer, im Begriffe, ihr den Skalp auszuschneiden, von so viel jugendlicher Schönheit gerührt, von Reue ob des ruchlosen Mordes ergriffen wurde. Doch wozu noch die weiteren Beispiele? reichen doch die bereits erzählten zur Feststellung des Charakters des Krieges und der Leiden der deutschen Bauern hin. Zudem muß der Schmerz des Einzelnen und das ihm zugefügte Unrecht schweigen in der Mitte dieser großen geschichtlichen Konflikte, wenigstens hat er keinen Anspruch auf ausführliche Darstellung. Selbst verhältnißmäßig größere Ereignisse, wie der im Juni 1781 bewerkstelligte Ueberfall und die Zerstörung der Mahlmühle bei Little Falls, der Einfall von Roß und Butler bei Johnsons Hall, der im August 1782 mit ihrer Niederlage durch den Obersten Willett und dem Tode des grausamen Butler endigte, oder die Heimsuchung des Fuchsbaches in Schoharie, welche der der Sache seiner Landsleute feindlich gegenüberstehende Kapitain Cryslaer (Kreisler) im

Juli 1782 leitete, alle diese blutigen Episoden sind nur die monotone Wiederholung ähnlicher Raubzüge, welche wir schon aus den ersten Jahren des Krieges kennen und welche wir deßhalb jetzt füglich übergehen können.

Je länger übrigens der Krieg dauerte, desto mehr bildete sich in der waffenfähigen Jugend der Thäler die Lust an Wagnissen und gefährlichen Abenteuern aus, desto wirksamer wurde der Schutz, den sie ihren Angehörigen angedeihen ließen. Die berittenen Späher des Mohawk und Schoharie thaten es bald an Kühnheit des Ueberfalls, an Sicherheit des Schusses und der Planmäßigkeit des Angriffs den erfahrensten Indianern gleich, wenn nicht zuvor. In Schoharie galt vor allen Timotheus Murphy als der gefürchtetste Schütze. Er war mit den regulären Truppen ins Thal gekommen, blieb aber dort hängen, als jene wieder abzogen, und entführte Margarethe, die Tochter eines alten, deutschen wohlhabenden Ansiedlers, Johann Fick, der, wohl oder übel, später seinen Segen zur Heirath gab und einen seßhaften Mann aus dem unsteten Jäger machte. Murphy war bis zum Ende des Krieges die Seele, der Mittelpunkt aller gewagten Unternehmungen und losen Streiche; noch heute werden seine Heldenthaten so sehr mit Sage und Dichtung versetzt im Thale erzählt, daß ihr Urheber bereits zu einem halben Mythus geworden ist. Er starb übrigens erst 1818 in hohem Alter als wohlhabender Mann, geehrt und geachtet von seinen Mitbürgern.[177]

Nicht so glücklich beschloß sein thatenreiches Leben Murphy's ebenbürtiger Genosse im Mohawk-Thale, Johann Adam Hartmann aus Edenkoben in der Pfalz, der alle seine Landsleute an Wachsamkeit und Vorsicht, an Schnelligkeit und Ausdauer übertraf. Niemand wußte genau, wann er nach Amerika gekommen war, aber Jedermann kannte, liebte und schätzte ihn. Er selbst pflegte wohl zu erzählen, daß er im September 1743 geboren und daß er ausgewandert sei, weil er ohne hohe obrigkeitliche Bewilligung sich einen schönen Hirsch geschossen habe. Hartmann war ein Riese von Gestalt und Kraft. Als die Amtsdiener und Förster ihn packen wollten, streckte er sie mit einem kräftigen Faustschlag nieder, und statt daheim den freien Himmel und den schönen Wald mit einem dunkeln Loch zu vertauschen, ging er nach Amerika, wo es keine Jagdordnung gab und die betreßten Livreebedienten nicht die Vorsehung spielten. Als die Revolution ausbrach, war er schon als der beste Schütze im Thal bekannt, und als auf Anstiften der John=

sons sich die Indianer gegen ihre frühern Nachbarn wandten, wurde Hartmann ihr erbittertster Feind und lauerte ihnen bei Tag und bei Nacht auf. Er hatte kein Haus und keine Familie, aber es gab keine deutsche Hütte, in welcher er nicht willkommen gewesen wäre. Die Mütter waren ruhig, wenn sie ihn in der Nähe wußten, die Kinder spielten unbekümmert vor der Thür und im Hofe, wenn sie Hans Adam im Laufe des Tages gesehen hatten, und der sonst so ängstliche Bauer ging sorglos an die Arbeit ins Feld, wenn er Hans Adam im benachbarten Busch sah, denn er war sicher, daß Hartmanns erprobte Büchse sofort die mindeste Gefahr anzeigen würde. Wo er war, suchte man ihn zu halten; es war nicht allein das Gefühl der Sicherheit, welches er durch seine bloße Erscheinung brachte, seine Gutmüthigkeit und Bescheidenheit machte ihn überall gern gesehen und gelitten. Wohin er ging, dahin folgten ihm die guten Wünsche seiner Landsleute und Freunde, und wie diesen ein Helfer in der Noth, war er den Indianern ein unerbittlicher Feind, der ihnen Schrecken und Furcht einflößte, weil er ihre eigene Kampfesweise noch überbot. Wie viel Indianer er niederschoß, weiß Niemand, denn Hartmann liebte es nicht, darüber zu sprechen; aber eine seiner Thaten ist bekannt geworden, welche zugleich ein Licht auf die Sitten und Menschen jener Zeit wirft und deßhalb hier erzählt werden mag. Es war unmittelbar nach dem Ende des Krieges, als Hartmann nicht weit vom jetzigen Herkimer mit ein paar Indianern im Wirthshaus zusammentraf. Der eine von ihnen prahlte besonders mit seinen Heldenthaten, die er während des Krieges gegen die Deutschen des Thals vollbracht haben wollte, zählte die Namen derjenigen auf, welche er angeblich skalpirt hatte, und rühmte sich als den Tapfersten seines Stammes. Hartmann hörte ihn ruhig an; er selbst war nicht bewaffnet und wollte deßhalb keinen Streit anfangen. Als aber der Indianer seinen Tabacksbeutel zeigte, den er sich aus der Armhaut eines weißen Kindes gemacht hatte und den er, mit den Fingern und Nägeln am untern Ende, als seine beste Trophäe herumzeigte, da ging Hartmanns Blut über, und er beschloß den Indianer zu strafen. Er begleitete denselben auf seinem Rückwege und erbot sich ihm, der noch einen dicken Ballen auf dem Rücken trug, sein Gewehr zu tragen. Der Indianer gab das Gewehr arglos hin. Bald darauf kamen sie an einen Sumpf, den sie durchwaten mußten. Hartmann erschoß sofort den Indianer, warf ihn gegen einen alten Baumstamm und den Ballen daneben, das Gewehr aber in den Morast. Auf die Frage,

was aus dem Indianer geworden, erwiderte Hartmann, derselbe sei einige Schritte vorausgegangen und dann an einem Baumstamm umgefallen, als sei er plötzlich verwundet worden. Ein Jahr darauf fand man das Gewehr, die Ueberreste des Ballens und den Leichnam des Indianers an der Stelle, wo ihn Hartmann angeblich hatte fallen sehen. Eine gegen den letzteren in Johnstown angestellte Untersuchung ergab keinen Beweis und endete mit der Freisprechung des Angeklagten. Dieser lebte noch dreiundfünfzig Jahre nach dem Ende des Revolutionskrieges und starb erst am 5. April 1836 in Herkimer, wo er, verkrüppelt und arbeitsunfähig, wie er durch seine Kämpfe mit den Indianern geworden war, im Armenhause verpflegt wurde. Sein Grab liegt auf dem Kirchhof in der Nähe des Gerichtshauses und trägt die Inschrift: „Johann Adam Hartmann, geboren in Edenkoben in Deutschland, ein großer Patriot in unserm Unabhängigkeitskriege, starb er am 5. April 1836, 92 Jahre und 3 Monate alt.[178]

Endlich kam der Frieden und mit ihm das Ende der Leiden. Mehr als die Hälfte der waffenfähigen Bevölkerung der Thäler war geblieben, höchstens ein Haus unter fünfzig nicht verbrannt; 3000 Waisenkinder und 500 Wittwen beweinten den Tod ihrer Ernährer. Es gab kaum noch Etwas zu zerstören; das ganze schöne Land war mit Ausnahme der nächsten Umgebungen der Forts in eine Wildniß verwandelt. Mehr als einmal hatte während des Krieges eine Hungersnoth unvermeidlich geschienen, und nur der äußersten Sparsamkeit und dem größten Fleiße gelang es, die darbenden Familien durch den letzten Winter des Krieges zu bringen.[179] Zerstörte Häuser, verwüstete Felder und ein ödes Land war Alles, was den trostlosen Ueberlebenden bei der Rückkehr an den häuslichen Heerd entgegenstarrte. Aber sie verloren den Muth nicht, sondern machten sich frisch an die Arbeit und brachten es durch ihre Energie bald dahin, daß die schlimmsten Spuren des Krieges in wenigen Jahren verwischt wurden.

So friedlich sonst auch der Charakter der Deutschen sein mochte, in einem Punkte waren sie alle unerbittlich; sie haßten aus dem tiefsten Grunde ihres Herzens die Indianer und Tories und duldeten nicht, daß fernerhin noch ein einziger unter ihnen wohnte. Ohne nur die Erlassung von Staatsgesetzen abzuwarten, welche das Vermögen der königlich Gesinnten für verwirkt erklärten, ließen sich die deutschen Bauern auf den Ländereien der Tories nieder, den wenigen aber, welche zurückzukehren wagten, bereiteten sie einen solchen Empfang, daß ihnen

alle Lust zur Wiederholung ihres Besuches verging. Johann Jost Herckheimer war der einzige Deutsche des Mohawk-Thals, der seiner Güter für verlustig erklärt wurde; in Schoharie waren die Royalisten ziemlich zahlreich in Breakabeen, Neu-Rheinbeck und Neu-Durlach vertreten. Viele von ihnen wandten sich nach Canada; nur wenige wagten später zurückzukehren oder blieben unbelästigt.

Ebenso wenig galt es als ein Vergehen, geschweige denn ein Verbrechen, einen Indianer zu erschießen, und wo sich nur einer von ihnen sehen ließ, war er seines Lebens nicht sicher. Namentlich in Schoharie kamen unmittelbar nach dem Kriege viele absichtliche Vergehen vor, indem die Ansiedler die in den Wäldern umherstreichenden Indianer für Bären oder Wölfe hielten und, wie sie auf Befragen erklärten, aus reinem Irrthum niederschossen.[180] Da kein Ankläger auftrat, so hörte man auch nie von einer Untersuchung, aber sehr bald gab es keine Indianer mehr in den Thälern des Schoharie und Mohawk.

Dieser Ausrottungskrieg wird vielleicht manchem durch die cooper-sealsfield'sche Indianer-Romantik voreingenommenen Leser nutzlos und grausam erscheinen; er möge indessen nicht übersehen, daß die Kriegführung der Indianer deren Vernichtung zur heiligen Pflicht, zum Gebote der Selbsterhaltung für die Deutschen gemacht hatte. Es sei hier nur eine, und zwar die gräßlichste der Thatsachen hervorgehoben, welche ihr grelles, aber charakteristisches Licht auf das Verhältniß der Gränzansiedler zu den Indianern wirft. Unter der reichen Beute, welche einer im Februar 1782 gegen die Rothhäute ausgesandten neuenglischen Expedition in die Hände fiel, befanden sich u. a. auch acht große Pakete mit 1062 getrockneten Skalps, welche die Indianer innerhalb der letzten drei Jahre den amerikanischen Gränzansiedlern von Neu-England, New-York, Pennsylvanien und Virginien abgenommen hatten und welche sie jetzt an den canadischen Gouverneur Haldimand mit der Bitte schickten, sie dem Könige von England in ihrem Namen zu schenken und dagegen neue Wohnsitze für sie zu verlangen. Der die Skalps begleitende Brief, welchen ein gewisser James Crawfurd am 3. Januar 1782 von Tioga aus an Haldimand richtete, erklärt die Sendung am besten.[181]

„Ich schicke Ihnen beifolgend", heißt es dort, „auf den Wunsch der Seneca-Häuptlinge, acht Pakete getrockneter, aufgespannter, bemalter und mit allen indianischen Triumphzeichen versehener Skalps, wozu ich Ihnen folgende Aufstellung und Erklärung gebe:

No. 1 enthält die Skalps von 43 in verschiedenen Gefechten getödteten

Kongreßsoldaten; sie sind auf schwarze Stäbe gespannt und vier Zoll im Durchmesser. Die innere Seite der Haut ist roth bemalt und hat einen kleinen schwarzen Flecken, was anzeigt, daß die Soldaten durch eine Kugel fielen. Ebenso 62 Skalps von Farmern, die in ihren Häusern getödtet wurden. Die Stäbe sind roth, die Haut ist braun gefärbt und, um ihren Stand zu bezeichnen, mit einer Sichel bemalt. Das Ganze umgiebt ein schwarzer Kreis, welcher anzeigt, daß diese Männer in der Nacht überrascht, während ein schwarzes Beil in der Mitte bedeutet, daß sie mit dieser Waffe erschlagen wurden.

No. 2 enthält 98 Skalps von Farmern, die ebenfalls in ihren Häusern getödtet wurden. Die Stäbe sind roth; eine Sichel bezeichnet ihren Stand; ein großer weißer Kreis und eine Sonne bedeuten, daß der Feind sie bei Tage überraschte, während ein kleiner rother Fuß anzeigt, daß sie sich tapfer vertheidigten und für ihr Leben und die Ihrigen kämpfend starben.

No. 3 enthält 97 Skalps von Farmern. Die Stäbe sind grün, um zu zeigen, daß sie auf ihrem Felde getödtet wurden; verschiedene andere Zeichen weisen nach, daß sie bei Tage und theils durch eine Kugel, theils durch das Beil fielen.

No. 4 enthält die Skalps von 102 Farmern, deren jeder verschiedene Zeichen trägt. Nur 18 sind durch eine kleine gelbe Flamme ausgezeichnet, was so viel heißen will, daß die Unglücklichen als Gefangene lebendig verbrannt wurden, nachdem sie skalpirt und ihre Nägel bis an die Wurzeln ausgerissen waren, oder nachdem sie ähnliche Qualen erduldet hatten. Die meisten Farmer müssen, nach ihrem Haar zu urtheilen, junge Männer oder in mittleren Jahren gewesen sein; es befinden sich im ganzen nur 67 grauhaarige Skalps darunter, ein Umstand, der die Leistung doppelt verdienstlich macht.

No. 5 enthält 85 Skalps von Frauen: das Haar ist lang, nach Indianerart gekämmt, um zu zeigen, daß sie Mütter waren. Die Stäbe sind blau, die Haut ist gelblich bemalt, mit kleinen rothen Fröschen, um triumphirend die Thränen und den Schmerz zu bezeichnen, den ihre Gefangennahme den Angehörigen verursachte; ein schwarzes Skalpirmesser oder Beil auf dem Grunde sagt, daß sie mit diesem Instrumente getödtet worden; 17 andere von ganz grauen Haaren sind mit Zeichen versehen, die beweisen, daß sie

erschlagen sind oder daß ihnen der Kopf zerschmettert wurde.
No. 6 enthält 193 Skalps von Knaben verschiedenen Alters, die entweder mit Keulen und Beilen erschlagen, oder mit Messern erstochen oder Kugeln erschossen wurden.
No. 7 enthält die Skalps von 211 großen und kleinen Mädchen und weist den Tod eines jeden durch obige Zeichen im Einzelnen nach.
No. 8 enthält im ganzen 122 verschiedene Skalps, dazu gehört eine Schachtel von Birkenholz mit 29 Skalps von Säuglingen, kunstgerecht auf kleine weiße Stäbe aufgespannt."

Diesem grausenhaften Verzeichniß lag eine Rede des Häuptlings Conciogotchie bei, worin er den Gouverneur u. a. also anredete: „Vater, wir wünschen, daß Du diese Skalps an den großen König sendest, auf daß er sie betrachten und durch ihren Anblick erfrischt werden möge, daß er die Treue, die wir bei der Vernichtung seiner Feinde gezeigt haben, daraus erkenne, und damit er sich überzeuge, daß seine Geschenke einem dankbaren Volke gemacht worden sind."

Die Annahme ist gewiß nicht zu hoch gegriffen, daß ein Viertel dieser Morde an den Deutschen beider Thäler, als den zahlreichsten und den vom Kriege am härtesten betroffenen Gränzbewohnern, begangen wurde. Sie wußten, wie bereits im Eingang des elften Kapitels bemerkt wurde, schon beim Ausbruch des Kampfes, was ihrer wartete, wenn sie gegen den König von England die Waffen ergriffen; aber trotzdem thaten sie ihre Pflicht und konnten am Schluß der sechs blutigen Kriegsjahre mit Stolz und Genugthuung sagen, daß ihre persönliche Ausdauer und Tapferkeit ihnen Haus und Hof gegen jeden feindlichen Eingriff gesichert und mit ihnen das Land vor einem großen Unglück bewahrt habe. Die bescheidenen deutschen Bauern waren schließlich nicht, wie Burnet seiner Zeit gewollt hatte, für England, sondern gegen England der starke Wall geworden, an welchem die Einfälle des Feindes abprallten und an welchem alle Versuche scheiterten, die nördlichen und östlichen Kolonien von den mittleren zu trennen. Und indem sie zugleich für die Sache des ganzen Landes kämpften, bluteten und siegten, machten sie sich hochverdient um den Triumph der jungen Republik. Ohne die Zähigkeit und Tüchtigkeit der Männer am Mohawk und Schoharie wäre wohl schwerlich der endliche Sieg errungen worden, der auch ihnen seine reichen Segnungen spendete und die Söhne der dienstpflichtigen Knechte des Königs von England zu freien Bürgern der jungen amerikanischen Republik, zu Gleichen unter Gleichen erhob.

Dreizehntes Kapitel.

Die Land- und Seereise im vorigen Jahrhundert.

Es giebt nirgends einen zuverlässigen Anhalt für die Zahl der im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts in New-York eingewanderten Deutschen. Nur die ersten Ankömmlinge der Jahre 1708 und 1710 erregten so viel Interesse, daß sogar ihre Namen einzeln angeführt wurden. Offiziell wird nur noch eine sogenannte dritte deutsche Einwanderung des Jahres 1722 erwähnt, allein keine Einzelheit, nicht einmal der Name des Schiffes angegeben und überhaupt sonst nichts mehr über das Herzuströmen Deutscher verzeichnet. Allerdings wurde es von jener Zeit an schwächer, allein ganz hat es nie aufgehört.

New-York kam durch Hunters falsche Politik für die nächsten Jahrzehnte bei den Deutschen in Verruf, dann aber machten Privatpersonen und Regierungsagenten nur hie und da einzelne verunglückte Anstrengungen für die Herbeiziehung deutscher Einwanderung. So blieb diese für die Provinz auf den natürlichen Zuwachs beschränkt, welchen die bereits ansässigen, aber der Heimath mit jedem Tage mehr sich entfremdenden Landsleute vermittelten. Daß jedoch von Zeit zu Zeit noch Schiffe mit Auswanderern ankamen, welche sich am Hudson, Schoharie und Mohawk niederließen, bekundet z. B. die Niederlassung jener Durlacher, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das in früheren Kapiteln bereits erwähnte Neu-Durlach, das jetzige Sharon, gründeten, oder der Pfälzer, welche Oppenheim am Mohawk anlegten; das bezeugen uns die einzelnen Familienbibeln, in welchen die Zeit der Abreise ihrer Besitzer gewissenhaft vermerkt ist; das beweisen zum Theil auch die Namen von

Männern, welchen wir unter den uns bereits bekannten ersten Einwanderern nicht begegnet sind. Im ganzen war aber der Zuwachs ein sehr geringer. Noch in den achtziger Jahren erregte es ungewöhnliches Aufsehen, daß in New-York zwei Schiffe mit deutschen Einwanderern an einem Tage ankamen.

Anders war es in der benachbarten Provinz Pennsylvanien, welche während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts den Mittelpunkt der deutschen Einwanderung bildete. Einmal thaten Penn und seine Nachfolger viel für deren Ermunterung, dann herrschte, wenigstens in den Augen unserer Landsleute, im Quäkerstaate eine größere Freiheit der Bewegung, und endlich war Philadelphia der erste und bedeutendste, den Verkehr mit Europa vermittelnde amerikanische Hafen, während New-York damals höchstens als Seeplatz dritten Ranges gelten konnte. So wurde Pennsylvanien bald der vorzugsweise deutsche Staat, von welchem aus der Einwanderer nach Westen, Südwesten und selbst Norden vordrang, so entwickelte sich vorzugsweise in Philadelphia der aus den Ankömmlingen gezogene Nutzen sehr bald zu einem gewinnbringenden, regelmäßigen Geschäftszweige, welcher der ruchlosesten, auf Elend und Menschenleben gegründeten Spekulation seine Blüthe verdankte.

Bereits im Jahr 1727 sahen sich die pennsylvanischen Provinzialbehörden veranlaßt, der deutschen Einwanderung ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden; vor allem aber führten sie die Beaufsichtigung der Einwandererschiffe ein. Der Gouverneur und die gesetzgebende Versammlung von Pennsylvanien erschraken vor dem massenhaften Einströmen dieser halbverwilderten deutschen Einwanderer und sprachen sich in Gesetzen gegen deren fernere Importation aus, ja stellten sie in der Konvikt-Bill vom 14. Februar 1729 auf dieselbe Stufe mit überführten Verbrechern, deren Einfuhr man als öffentliches Unglück betrachtet. Als wäre es des Hohnes und der Verachtung noch nicht genug, so legte der Staat sogar am 10. Mai 1729 auf jeden frisch importirten Deutschen dieselbe Steuer wie auf einen Neger, nämlich vierzig Shillinge, während der Irländer nur zwanzig Shillinge Kopfgeld zu zahlen hatte. Die gegen die letzteren erlassenen Bestimmungen wurden nach neun Monaten widerrufen, die Bitte der Deutschen dagegen um Aufhebung dieses schmachvollen Gesetzes mit der äußersten Geringschätzung verworfen. Ein Deutscher war also in den Augen des pennsylvanischen Gesetzes nicht mehr als ein Neger und gerade halb so gut wie ein Irländer! Auf welcher niedrigen Bildungsstufe muß aber die Mehrheit unserer Lands-

leute damals gestanden haben, daß die Eingebornen es wagen konnten, einen solchen beschämenden Werthmesser an sie zu legen. Dieser Bevormundung ist es übrigens zu danken, daß noch heute Heimath, Namen, Alter und Beschäftigung der Eingewanderten, sammt Angabe der Schiffe und Zeit ihrer Ankunft von 1727—1819 sorgfältig in den harrisburger Staatsarchiven eingesehen werden können. Diese wichtige Quelle, sowie vereinzelte Aufzeichnungen zeitgenössischer Reisenden liefern ein treues Bild von der Dauer und den Beschwerden der Land- und Seereise. Wenn räumlich auch nach Pennsylvanien gehörig, so treffen ihre Leiden doch ziemlich gleichmäßig alle deutschen Auswanderer des vorigen Jahrhunderts. Es ist deßhalb nicht bloß gerechtfertigt, sondern geradezu geboten, der Beschreibung derselben gleich im ersten Bande unserer Geschichte den ihr gebührenden Platz anzuweisen. Was von Pennsylvanien gilt, das ist auch für New-York, Charleston und Savannah, oder wohin immer die Auswanderer gingen, maßgebend; ihre Behandlung ist so ziemlich dieselbe, ob nun Philadelphia oder New-York ihre Bestimmung war.

Auch die zeitweise Knechtschaft, das Abdienen der Reisekosten seitens der ärmeren Einwanderer, welche sich im Laufe der Jahre in Pennsylvanien zu einem so bedeutenden Geschäft ausbildete, war eine New-York, wie allen unter der Herrschaft des englischen Rechts stehenden Kolonien gemeinsame Einrichtung. Es ist das auf die Einwanderer ausgedehnte Lehrlingssystem (apprenticeship), welches im Interesse des Herrn den Lehrling, resp. Knecht, jedes selbstständigen Willens entkleidete und sogar zu einem zeitweisen Vermögensgegenstande, zum Zessionsobjekte, machte.

Begleiten wir jetzt die Reisenden an und über das Meer.

Im vorigen Jahrhundert überhaupt galt die Fahrt nach Amerika als ein höchst gefährliches Wagniß; man malte sich ihre Schrecken so schlimm aus, daß man vorher sein Haus bestellte und sein Testament machte. Die Schiffe waren höchst unbequem, die Kajüten meist so niedrig, daß man kaum aufrecht stehen konnte; namentlich aber wurden die Auswanderer im Zwischendeck wie die Häringe auf einander gepackt, so daß sie wegen Mangels an gesunder Luft, Bewegung und frischer Nahrung massenweise unterwegs starben. Damals brauchte man zur Reise im günstigsten Falle ebenso viele, meistens aber mehr Wochen als gegenwärtig Tage. Eine vier- bis sechsmonatliche Reise war gar nichts Seltenes, und zehn Prozent Todte unter den Passagieren durchaus nichts Ungewöhnliches. Für den Auswanderer fing aber das Elend schon auf

dem Rhein an, die Fahrt auf ihm bildete das würdige Vorspiel zu dem Stück, welches auf dem Meere ausgeführt wurde.

Der Rhein war damals der wohlfeilste und bequemste Weg, der nach Holland führte, und in den Häfen dieses Landes schifften sich die Auswanderer aus dem südwestlichen Deutschland nach Amerika ein. Die Fahrt auf dem Fluß dauerte vier, fünf bis sechs Wochen. Die Ursache dieser Verzögerung lag in den zahlreichen Zollstätten, an welchen die Rheinschiffe anhalten und sich durchsuchen lassen mußten. „Von Heilbronn aus bis nach Holland gab es deren 36," erzählt Mittelberger,[182] „bei welchen die Schiffe alle visitirt werden, welches mit gelegener Zeit derer Zollherren geschiehet. Unterdessen werden die Schiffe mit den Leuten lange Zeit aufgehalten, daß man vieles verzehren muß, und bringt man demnach nur mit der Rheinfahrt 4—5 bis 6 Wochen zu."

„Von Germersheim, oder der äußersten Grenze der Pfalz, bis Rotterdam," berichtet ein anderer zuverlässiger Berichterstatter, der hessische Rentmeister Hüpeden in St. Goar, unterm 1. Juni 1781,[183] „zäle ich folgende Zölle, als: Germersheim, Mannheim, Gernsheim, Oppenheim, Mainz, Bingen, Bacharach, Caub, St. Goar, Boppart, Ober-Lahnstein, Koblenz, Andernach, Leidersdorf, Linz, Bonn, Zoes, Düsseldorf, Kaiserswerth, Rurordt, Orsau, Rees, Emrich, Lobyt, Schenkenschanz, an der Fahrt, Arnheim, Wyk, Rotterdam. Bis an die Gränzen von Holland hat also der Schiffer 24 und bis Rotterdam 29 Thüren zu durchgehen, die er sich alle mit goldenen Schlüsseln eröffnen muß. Davon sind Germersheim, Mannheim, Oppenheim, Bacharach, Caub, Düsseldorf und Kaiserswerth, Kur-Pfälzisch; Gernsheim, Mainz und Ober-Lahnstein, Kur-Mainzisch; Bingen, dem Kur-Mainzer Dom-Capitul; St.-Goar, Hessisch; Boppart (woran jedoch noch andere Herren Antheil haben), Koblenz und Leidersdorf, Kur-Trierisch; Andernach, Linz, Bonn und Zoes, Kur-Kölnisch; Rurordt, Orsau, Rees, Emrich und Lobyt, Königl. Preußisch; Schenkenschanz, an der Fahrt, Arnheim, Wyk und Rotterdam, Holländisch.

„Manche von diesen Zöllen sind einander sehr nahe gelegen: und das hat den Preußischen Monarchen, wie man sagt, veranlaßt, verschiedene der seinigen in Einen Zoll zu vereinigen. Dadurch hat er dem Schiffer doppelte Accidenzien, manche sonst versäumte Stunde, und wenn die beiden Zölle an den entgegengesetzten Ufern liegen, das mit Kosten verknüpfte Uebersetzen der Pferde, sich selbst aber doppelte Besoldungen erspart, und Handlung und Zollherr haben dabei gewonnen.

„Von Bingen bis Koblenz, d. i. in einem Wege von 5 Meilen, zäle ich gleichwol 7 Zölle, und unsre Gegend mag also wol eine der zollreichsten sein. Unsern Gebürgen und dem engen Bette des Rhein-Stromes, welche die Sperrung des Rheins sehr erleichtern mußten, mögen wir das wohl vorzüglich zu verdanken haben.

„Jeder Zoll wird gewöhnlich von 4 Zoll-Bedienten, einem Zollschreiber, Beseher, Nachschreiber und Nachgänger verwaltet, die theils vom Zollherrn und theils vom Schiffer unterhalten werden, der gewisse Accidenzien an sie bezalen muß. Fast jeder Zoll, selbst in dem Gebiete ein und eben desselben Landesherren hat seine besondere Zoll-Rolle: so nennt man die Zoll-Gesetze, nach welchen der Zoll-Bediente den Zoll taxiren und erheben soll. Sie sind eines unsrer wichtigsten Handelsgesetze, aber das Publikum weiß wenig von ihnen: und in der That haben wir auch wenig Ursache, solches zu beklagen. Denn nach dem, was wir von ihnen wissen, zu urtheilen, sind es Gesetze, wie sie Drako gab; Gesetze, die sich durch ihre eigene Härte aufheben. Aller Handel und Wandel würde, nach dem einmüthigen Urteile der Kenner, stille stehen, wenn der Richter der Strenge des Gesetzgebers gehorchen wollte."

Natürlich fand unter solchen Umständen die Bestechung ein um so größeres Feld; aber ebenso natürlich hatten die Auswanderer nur Schaden statt Vortheil davon, weil sie keine außerordentliche Vergütung entrichten konnten, also hinter den mit Waaren beladenen Kähnen des Schiffers folgten, welche das den Zöllnern gebotene Opfer besser vertrugen und doppelt wieder einbrachten.

„Wenn alsdann die Schiffe mit den Menschen nacher Holland kommen," fährt Mittelberger fort, „so werden sie daselbst gleichfalls 5 bis 6 Wochen aufgehalten. Weil es allda sehr theuer ist, so müssen die armen Leute in dieser Zeit schier Alles verzehren. Nicht zu gedenken mancher betrübten Zufällen, die sich schon hier zutragen, indem ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe, daß einem Manne, als er mit den Seinigen in das Schiff steigen wollte, bei Rotterdam zwei Kinder auf einmal ertrunken sind.

„Es werden die Menschen theils in Rotterdam, theils in Amsterdam in die großen Seeschiffe, sehr nahe, bald so zu sagen, wie die Häringe zusammengeladen. Da wird einer Person kaum zwei Fuß breit und sechs Fuß lang Raum in der Bettstatt gelassen, weilen ein manches Schiff vier- fünf- bis sechshundert Seelen führet, ohne der so unzehlig

viele Geräthschaften, Kisten, Proviant, Wasser, Fässer und anderes, welches auch vielen Platz einnimmt.

„Die Schiffe haben von Holland nach Cowes in England wegen conträren Windes manchmalen zwei, drei bis vier Wochen zu fahren. Ist aber der Wind gut, so fährt man in 8 Tagen oder noch bälder dahin. (So lange Pennsylvanien und die jetzigen Vereinigten Staaten noch zu England gehörten, mußten die Schiffe in einem englischen Hafen einlaufen, weil sie nur in einem solchen klariren konnten und hier zugleich ihre Waarenladung einnahmen. Die rotterdamer Schiffe legten in der Regel in Cowes auf der Insel Wight an.) Daselbst wird alles visitirt und der Zoll entrichtet, da es dann geschieht, daß man daselbst acht, zehn bis vierzehn Tage oder noch länger vor Anker liegen muß, und bis dann die Schiffe vollends eingeladen haben. Währender Zeit muß jedermann sein noch weniges Geld und Vorräthlein, das man aufs Meer zu behalten vermeinet, aufzehren, so daß die meisten Menschen hernach auf dem großen Weltmeer, da man es nöthiger hätte, den größten Hunger und Mangel leiden müssen; viele kommen schon zwischen Holland und Alt-England auf dem Wasser öfters in großen Mangel.

„Wann die Schiffe in Alt-England, gemeiniglich bei der Stadt Cowes, ihren Anker das letztemal aufgehoben, da gehet erst recht das Elend und die lange Seefahrt an. Denn von da müssen die Schiffe öftermalen erst nach acht, neun, zehn bis zwölf Wochen nach Philadelphia fahren, wann man nicht guten Wind hat. Aber auch bei dem besten Wind währet die Fahrt sieben Wochen.

„Währender Seefahrt aber entstehet in denen Schiffen ein jammervolles Elend, Gestank, Dampf, Grauen, Erbrechen, mancherlei Seekrankheiten, Fieber, Ruhr, Kopfweh, Hitzen, Verstopfungen des Leibes, Geschwulsten, Scharbock, Krebs, Mundfäule und dergleichen, welches alles von alten und sehr scharf gesalzenen Speisen und Fleisch, auch von dem sehr schlimmen und wüsten Wasser herrühret, wodurch viele elendiglich verderben und sterben.

„Dazu kommt ferner Mangel der Lebens-Mitteln, Hunger, Durst, Frost, Hitze, Nässe, Angst, Noth, Anfechtung und Wehklagen, nebst andern Ungemach, da s. v. die Läuse öfters, sonderheitlich bei den kranken Leuten, so entsetzlich überhand nehmen, daß man solche am Leibe abstreiffen kann. Dieser Jammer steiget alsdann aufs höchste, wenn man noch zwei bis drei Tag und Nacht Sturm ausstehen muß, dabei jedermann glaubet, daß das Schiff sammt den Menschen werde zu Grunde

gehen. In solcher Noth bethet und schreiet das Volk erbärmlich zusammen.

„Wann in einem solchen Sturm das Meer wüthet und wallet, daß auch öfters die Wellen wie hohe Berge übereinander daher steigen, auch öfters über das Schiff fallen, daß man glaubt sammt dem Schiffe zu versinken, wobei das Schiff von dem Sturm und Wellen all Augenblicke von einer Seite zur andern schlägt, daß Niemand im Schiff weder gehen, sitzen noch liegen kann, und die so eng zusammen gepackte Leute in den Bettstatten dadurch übereinander geworfen werden, Kranke, wie die Gesunde; so kann man sich leicht vorstellen, daß solcherlei harte Zufälle, die sich keiner von diesen Leuten vermuthet hat, nothwendiger Weise viele von denselben so hart mitnehmen, daß sie es nicht überstehen.

„Ich habe selbst eine harte Krankheit auf dem Meere auszustehen gehabt, und weiß am besten, wie mir zu Muthe gewesen. Diesen elenden Leuten ist es öfters nach Trost sehr bange, und ich habe manchmalen dieselben mit Singen, Bethen und Zuspruch etwas unterhalten und dadurch getröstet, auch, wann es möglich gewesen und der Wind und Wellen es zugelassen, täglich Bethstunden mit ihnen oben auf dem Schiff gehalten, und fünf Kinder in der Noth getauft, weil wir keinen ordinirten Geistlichen im Schiff hatten. Ich habe auch alle Sonntage mit Vorlesung der Predigt Gottesdienst gehalten, und bei Einsenkung der Todten ins Wasser dem lieben Gott die Todten und unsre Seele empfohlen.

„Unter den gesunden Menschen wird manchmal die Ungedult so groß und grausam, daß einer den andern, oder sich und seine Geburt verfluchet, und einander bald ums Leben bringen. Noth und Bosheit gesellen sich zusammen, daß sie einander betrügen und bestehlen. Da giebt immer eins dem andern die Schuld seiner Reise auf sein Gewissen. Vielmals schreien die Kinder über ihre Eltern, ein Ehegatte über den andern, Geschwistriche, Freunde und Bekanndte über einander Rache. Am allermeisten aber über die Menschen-Diebe.

„Manches seufzet und schreiet: Ach! wäre ich wieder zu Hause und läge nur in meinem Schweinstall, oder rufet: Ach lieber Gott, hätte ich nur noch einmal ein gutes Stücklein Brod, oder einen guten frischen Tropfen Wasser! Viele Leute winseln, seufzen und schreyen nach ihrer Heimath erbärmlich, hernach kommt noch bei den meisten das Heimweh dazu, daß also in einem solchen Elend viele hundert Menschen nothwendiger Weise verderben, sterben und ins Meer geworfen werden müssen, worüber auch die Angehörige, oder diejenige, welche Schuld an ihrer

Reise gewesen, hernach vielfältig in Verzweiflung gerathen, so daß man solche schwermüthige Leute bald nicht mehr zu trösten weiß. Mit einem Wort, das Seufzen, Schreyen und Wehklagen continuirt im Schiff Tag und Nacht, daß auch dem härtesten Menschen, der solches höret, das Herz darüber bluten möchte.

„Wie es den gebährenden Weibern in den Schiffen auf der See mit ihren unschuldigen Kindlein ergehet, das kann man sich schwerlich vorstellen. Es kommen von solcher Classe wenige und selten mit dem Leben davon, und wird eine manche Mutter sammt ihrem Kind, wenn solche kaum gestorben, ins Wasser geworffen. Man hat in unserm Schiff just an einem Tag, da wir starken Sturm gehabt, eine Frau, welche gebähren sollte, und in diesen Umständen nicht gebähren konnte, durch einen Laden im Schiff geschoben und also ins Meer fallen lassen, weil sie weit hinten im Schiff war und nicht hervorgebracht werden konnte.

„Kinder von 1 bis 7 Jahren überstehen die Seereise selten, und müssen die Eltern ihre Kinder manchmalen durch Mangel, Hunger, Durst und dergleichen Zufälle elendiglich schmachten, sterben und ins Wasser werffen sehen. Ich habe solchen jämmerlichen und sehr betrübten Zustand, leyder, an 32 Kindern aus unserem Schiff gesehen, die man ins Meer versenket hat. Die Eltern bekümmern sich um so mehr, weil ihre Kinder kein Ruhe-Bettlein in der Erde bekommen, sondern im Meer von den Raubfischen verzehret werden. Anmerkungswerth ist es auch, daß die Kinder, die die Urschlechten oder Pocken noch nicht gehabt, gemeiniglich solche auf dem Schiff bekommen, und größtentheils daran sterben.

„Vielmals stirbt ein Vater auf der Reise von Weib und Kindern, oder gar beede Eltern von denen Kindern, auch manchmal ganze Familien nach einander, daß öfters viele Todten in denen Bettstatten neben den Lebendigen liegen, sonderheitlich wann ansteckende Seuchen im Schiff grassiren.

„Es geschehen auch sonsten viele und mancherlei Unglücksfälle in denen Schiffen, nemlich durch auf- und ab-, hin- und wiederfallen, daß solche Leute ganz krippelhaft, und hernach nimmer können zurecht gebracht werden. Manche sind auch ins Meer gestürzet.

„Daß die Leute mehrentheils erkranken, ist kein Wunder, weil man in den Schiffen, unter so mancherlei Kümmernüssen und Elend, wöchentlich nur dreimal etwas Gekochtes bekommt, welches noch dazu sehr schlecht und wenig ist. Man kann solch Essen auch wegen Unsauberkeit

faſt nicht genieſſen, und das Waſſer ſo man in denen Schiffen austheilet, iſt vielmals ſehr ſchwarz, dick und voller Würme, daß man es ohne Grauen auch bei größtem Durſt faſt nicht trinken kann. O gewißlich! man gäbe öfters auf der See viel Geld vor ein gut Stück Brod, oder guten Trunk Waſſer, will nicht ſagen vor einen guten Trunk Wein, wann man es nur haben könnte. Ich habe ſolches leider ſelbſt genugſam erfahren müſſen. Dann man hat auf die Letzte den Zwieback oder das Schiff=Brod, welches zuvor ſchon lange verdorben geweſen, eſſen müſſen, obgleich an einem ganzen Stück kaum eines Thalers groß gut geweſen, das nicht voller rother Würmlein und Spinnen=Neſter geſtecket hätte. Der große Hunger und Durſt lehret zwar alles eſſen und trinken, mancher aber muß ſein Leben dabei zuſetzen. Das Meerwaſſer kann unmöglich genoſſen werden, weil es ſalzig und gallenbitter iſt. Wann dieſes nicht wäre, konnte man ſolche See=Reiſe mit weit geringern Koſten und ohne ſo viele Beſchwerlichkeiten thun.

„Eine Perſon, die über zehn Jahr, zahlt für die See=Fracht von Rotterdam bis nach Philadelphia 10 Pfund oder 60 fl. Kinder von fünf bis zehn Jahren geben eine halbe Fracht mit 5 Pfund oder 30 fl. Alle Kinder unter fünf Jahren ſind frei. Dafür werden ſie ins Land geliefert, und ſo lange ſie auf dem Meer ſind, obwohl ſehr ſchlecht, wie oben gemeldet, verköſtet.

„Dieſes iſt nur die Seereiſe, die übrigen Koſten zu Land, nemlich von Hauß bis Rotterdam, ſammt der Fracht auf dem Rhein, ſind wenigſtens 40 fl., man mag ſo genau leben, als man will. So viel kan ich verſichern, daß viele von Hauß nach Philadelphia bei aller Sparſamkeit dennoch 200 fl. gebraucht haben.“

So weit Mittelberger über dieſen Punkt.

Heut zu Tage koſtet die Reiſe im Zwiſchendeck eines hamburger oder bremer Dampfers, welches viel beſſer eingerichtet iſt, als im vorigen Jahrhundert die Kajüte, ſechszig Thaler, dazu die Landreiſe höchſtens zehn Thaler, alſo im ganzen etwa 100 bis 120 fl., mithin die Hälfte weniger, ſelbſt wenn man den inzwiſchen verringerten Geldwerth nicht in Anſchlag bringt. Die Dauer der Fahrt überſteigt aber ſelten zwanzig bis fünfundzwanzig Tage, von der dem Auswanderer zunächſt gelegenen Eiſenbahnſtation an gerechnet. Wenn ein Prozent der Reiſenden unterwegs ſtirbt, ſo iſt das ſchon ein außerordentlicher, Aufſehen erregender Verluſt.

Die von Mittelberger berichteten Thatſachen bilden die Regel; ſehr

häufig wurden aber die Leiden der Auswanderer durch die mannigfachsten Betrügereien, Mißhandlungen und Grausamkeiten erhöht, welchen sie unterwegs ausgesetzt waren. Sie galten eben als eine Waare, die, je wohlfeiler sie sich beschaffen läßt, desto besser verkauft wird. Die Neger, die man heut zu Tage noch in Afrika stiehlt und nach Amerika schafft, werden, wenn nicht besser, so doch keinesfalls schlechter behandelt, als die deutschen Auswanderer des vorigen Jahrhunderts. Es giebt keine Bosheit, keine Niedertracht, die nicht an ihnen verübt worden wäre. Die Chronik ihrer Leiden, die in den Büchern der deutschen Gesellschaft von Philadelphia aufbewahrt wird, ist eine wahre Marthrologie. Nirgends aber findet sich nur eine Andeutung darüber, daß die mißhandelten Deutschen der Gewalt wieder Gewalt entgegengesetzt, daß sie die Kapitäne zur Strafe für ihre Verbrechen über Bord geworfen oder die Steuerleute wie die tollen Hunde todtgeschlagen hätten; nein, sie ließen sich treten und knechten, als wären sie zum Dulden vorherbestimmt. Der Kuli, der Schwarze empört sich wenigstens zu Zeiten gegen eine unmenschliche Behandlung und macht, aufs äußerste getrieben, kurzen Prozeß mit seinen Peinigern; er stellt durch diesen, wenn auch noch so rohen Akt der Rache die in ihm beleidigte Sittlichkeit und menschliche Würde wieder her. Der Deutsche jener Zeit dagegen duldet schweigend, läßt Alles über sich ergehen, fleht, wo er allein Recht hat, um Gnade und läßt sich wie ein Waarenballen verschachern! Und das noch zu einer Zeit, wo die Siege Friedrichs des Großen und der Glanz seiner Waffen ganz Europa mit Bewunderung erfüllten, wo unsere junge klassische Literatur ihre ersten Schwingen entfaltete, und wo die französische Revolution im Anmarsch war. Wie unendlich tief mußte ein Volk gesunken sein, wenn man seinen Angehörigen ungestraft solche Niederträchtigkeiten bieten durfte; und wie unendlich muß es sich im Laufe der letzten Menschenalter gehoben haben, daß die Einzelheiten dieser Mißhandlungen der Mehrzahl der Leser wahrscheinlich ganz unglaublich vorkommen werden.

Es war nichts Seltenes, daß Schiffe, die kaum für 300—500 Passagiere Raum hatten, doppelt und dreifach überladen wurden. Der Pfarrer Kunze sagt in einer vor der deutschen Gesellschaft in Philadelphia 1788 gehaltenen Rede, daß von 900 Personen, die in Holland eingeschifft worden, 400 unterwegs gestorben seien. Es kam häufig vor,[184] daß im Hafen schon die Auswanderer wegen schlechter Verpflegung zu Hunderten starben; so wurden u. a. im Jahr 1784 in Amsterdam, ehe das Schiff nur reisefertig war, 315 Passagiere von 1230 begraben. Es

war etwas ganz Gewöhnliches, daß der Kapitän, um einer Hungersnoth vorzubeugen, vom Tage der Abfahrt an nur halbe und später sogar nur Viertel-Rationen verabreichen ließ. Ein armer Mann, der aus der Vorrathskammer ein Stück Brod für sein hungerndes Kind nahm, wurde zu Tode gepeitscht und ins Meer geworfen. Ein anderer Kapitän lief in England ein und verkaufte 40 kräftige Passagiere als Rekruten an englische Werbe-Offiziere. Ein paar andere, die sich geweigert hatten, in dieser Weise verkauft zu werden, und sich auf ihren Kontrakt zu beziehen wagten, wurden bei Wasser und Brod eingesperrt. Ein anderer Mann, der mit Frau und Kind auswanderte, wurde ohne weitere Anfrage von diesen getrennt, und die Frau, die ihrem mit dem Werbe-Offizier abfahrenden Mann nachzuspringen suchte, einfach ergriffen und festgebunden.

Das Schiffsfieber richtete natürlich die gräßlichsten Verheerungen unter den ausgehungerten Passagieren an. Die Ueberlebenden glichen mehr wandelnden Skeletten und Gespenstern als Menschen. Als im Jahr 1749 das gelbe Fieber in Philadelphia ausbrach, wurden die neuen deutschen Ankömmlinge in solchen Massen davon hinweggerafft, daß die schreckliche Krankheit dort fortan „the german distemper" hieß. Der Unfug hörte erst auf, als sich die Vereinigten Staaten der Einwanderer wenigstens einigermaßen annahmen und vor allem deren Verkauf in zeitweise Knechtschaft verboten. Dies geschah erst im Jahre 1819! Wie ein im Absterben begriffenes politisches oder soziales System kurz vor seinem Ende, gleichsam als wollte es selbst jede Trauer über seinen Untergang im Keime ersticken, in einzelnen hervorragenden Beispielen die gehässigsten Seiten seines Wesens noch einmal reproduzirt, so zeigt sich auch am Schlusse der uns beschäftigenden Periode in einigen, im Verhältniß zur fortgeschrittenen Bildung doppelt empörenden Fällen die ganze Niedertracht dieser Seelenverkäuferei noch einmal recht auffällig.

Auf dem im August 1817 in Philadelphia einlaufenden Schiffe „Hope", Kapitain Klein, waren mit Ausnahme des Steuermanns und des Kapitains, die sämmtliche Mannschaft und alle Passagiere auf der Reise erkrankt. Ein unglücklicher Auswanderer starb unterwegs vor Durst; seinem fußfällig flehenden Weibe verweigerte der Superkargo ein Glas Wasser für ihren Mann, der vor ihren Augen todt hinsank. „Wir sahen nie in unserm Leben", berichtet der Ausschuß der philadelphier deutschen Gesellschaft nach seinem Besuche auf diesem Schiffe, „erbärmlicher und jammervoller aussehende Menschen. Entnervt und fahl

schlichen sie umher, das Feuer ihrer Augen war erloschen, ihre Gesichter waren bleich und spitz, wir glaubten aus dem Grabe auferstandene Leichen vor uns zu sehen." Das Schiff „April", Kapitän de Groot, kam im Jahr 1818 in Philadelphia an und war das letzte, gegen welches eine offizielle Untersuchung wegen der an den Passagieren verübten Mißhandlungen eingeleitet wurde. Während es etwa für 400 Personen Platz hatte, engagirte es deren über 1200; davon starben 115 noch im Hafen von Amsterdam; 300 aber im Spital, in welchem die noch am Lande krank gewordenen zurückgelassen werden mußten. Noch ehe das Schiff den Kanal erreichte, wurden die Auswanderer auf halbe Ration gesetzt. Der Kapitän lief in New-Castle im Staate Delaware, also in einem Sklavenstaate, statt in Philadelphia ein, und verkaufte seine Fracht wie Sklaven. Glücklicherweise hörte die philadelphier deutsche Gesellschaft noch rechtzeitig von dem Unfug und machte ihm schnell ein Ende.

Der große Haufe war im vorigen Jahrhundert verhältnißmäßig noch auswanderungslustiger als heut zu Tage. Einmal war die Lage des Volkes noch schlechter, und dann war der romantische Nimbus, welcher die amerikanischen Verhältnisse umgab, bei der großen Entfernung viel stärker als gegenwärtig, wo Deutschland den Vereinigten Staaten näher gerückt ist, und Lügen, grobe Täuschung und frecher Betrug sich deßhalb dem Auswanderer gegenüber nicht mehr ganz so breit machen kann als damals.

Holland bildete die natürliche Vermittlung zwischen Deutschland und Amerika; von Holland gingen damals alle Anschläge auf Ausbeutung der Auswanderer aus. Namentlich waren es die sog. Neuländer, die amerikanischen Zielverkoopers, welche gegen ein gutes Trinkgeld von einem Dukaten per Kopf die Auswanderer für die amsterdamer und rotterdamer Rheder anwarben. Im Interesse dieser Seelenverkäufer durchstreiften sie Jahr ein und aus die zur Auswanderung geneigten Landschaften und stahlen dort gleichsam die Leute unter den schönsten Vorspiegelungen. In vornehmem Anzuge, mit Uhren, Ketten und Ringen behangen, schilderten sie mit malerischen Zügen und großen Uebertreibungen das Paradies, in welches sie die armen Deutschen führen wollten, versprachen den Unbemittelten freie Ueberfahrt und sogar noch Geld und Kleider auf die Reise und verleiteten auch sehr oft wohlhabende Personen zur Auswanderung. Je ärmer aber der Auswanderer war, desto mehr wurde in der Regel an ihm verdient, denn der kolossale Nutzen des Geschäfts bestand darin, daß der Passagier seine Fahrt nicht im Voraus bezahlte und sich in Amerika einen unverhältnißmäßig hohen

Preis dafür anrechnen lassen mußte, zu dessen Deckung er dann auf Zeit verkauft wurde. Kräftigen und gesunden Armen leistete man auch bis zu einer gewissen Höhe bereitwilligst Vorschüsse, die natürlich bei der Ankunft in Amerika verzehnfacht berechnet wurden. Im Laufe des ganzen vorigen Jahrhunderts war das Vorausbezahlen der Passage die Ausnahme und das Nachbezahlen die Regel.

Es sind uns über diese Sorte Blutsauger die übereinstimmenden Zeugnisse zweier Männer aufbewahrt, welche lange an Ort und Stelle den Unfug zu beobachten Gelegenheit hatten und auch im übrigen, so weit ihre Beobachtungen gehen, völlig glaubwürdige Berichterstatter sind. Der eine von ihnen ist der Pfarrer Heinrich Melchior Mühlenberg, den wir schon aus früheren Kapiteln kennen. Er schreibt:[185]

„Ich kann nicht unterlassen, hier eine Anmerkung von den Neuländern zur Warnung unserer deutschen Landsleute beizufügen. Ich rede nicht von solchen, die nach Teutschland zurückreisen, ihre Erbschaft zu holen, oder auch für andere hiesige Einwohner Gelder, die sie noch in Deutschland zu fordern haben, zu erheben, und welche für das erhobene Geld Waaren einzuhandeln und hier wieder zu verkaufen pflegen. Dieses ist ein ordentliches und erlaubtes Gewerbe, welches ich nicht tadele. Sondern, wenn ich von Neuländern rede, so verstehe ich solche, die nicht Lust haben, sich ihrer Hände Arbeit in guter Ordnung zu nähren, und bei ihren Reisen nach Teutschland zwar auch ein und andere Vollmachten Gelder zu erheben, übernehmen, aber noch einen weiter gehenden Zweck haben, nemlich eine Menge Menschen in Teutschland anzuwerben und auf allerlei Art und Weise zu bereden, daß sie ihr Vaterland verlassen und in die neue Welt ziehen sollen. Diese Neuländer machen sich zuvörderst mit ein und andern Kaufherren in den Niederlanden bekant, von welchen sie nebst der freien Fracht, noch ein gewisses Douceur bekommen für eine jede Familie, oder auch jede ledige Person, die sie in Teutschland anwerben und nach Holland zu den Kaufherren bringen. Damit sie nun ihren Zweck, recht viele anzuwerben, desto besser erreichen mögen, gebrauchen sie alle möglichen Kunstgriffe. Sie pflegen, so lange es die Aufführung der Comödie erfordert, in Kleidern großen Staat zu machen, die Taschen-Uhren fleißig zu besehen und in allen Stücken sich als reiche Leute aufzuführen, um die Leute nur desto begieriger zu machen, in ein so glückliches und reiches Land zu ziehen. Sie machen solche Vorstellungen und Beschreibungen von Amerika, daß man glauben sollte, es sein darinen lauter Elisäische Felder, die sich selber

ohne Mühe und Arbeit besaameten; und als wenn die Berge voll gediegen Gold und Silber wären, und die Brunnen nichts als Milch und Honig quällen, u. d. m. Wer mitgehet als ein Knecht, der wird ein Herr; als Magd, die wird eine gnädige Frau; als Bauer, der wird ein Edelmann; als Bürger und Handwerksmann, der wird Baron. Die Obrigkeit wird von dem Volke gewählet und nach Belieben wieder abgesetzt. Da nun ein jeder Mensch von Natur einen sinnlichen Trieb bei sich hat, seinen Zustand zu verbessern, wer wollte denn nicht gerne mit in eine solche neue Welt reisen, zumal da in der alten Welt die Menschen überflüssig, und insonderheit die Armen sehr unwerth, und die Abgaben und Frohndienste unerträglich sein sollen. Die Familien brechen auf, machen ihre geringen Habseligkeiten zu Gelde, bezahlen ihre Schulden, und was übrig ist, geben sie den Neuländern aufzuheben und begeben sich endlich auf die Reise. Die Rheinfahrt komt schon auf ihre Rechnung. Von Holland können sie nicht allemal gleich abfahren und nehmen oft Geld von den Kaufherren zum Vorschuß auf ihre Rechnung. Die theure Seefracht von Holland nach Amerika komt darzu, wie auch eine Kopfsteuer. Ehe sie von Holland abfahren, müssen sie einen Accord oder Obligation in Englischer Sprache unterschreiben, und die Herren Neuländer bereden die Leute, daß sie, als unpartheiische Freunde bei dem Accord dahin sähen, daß ihren Landsleuten nicht Unrecht geschehen möge. Je mehr Frachten an Personen der Kaufherr und Kapitain in ein Schiff bringen können, desto vortheilhafter ist es, wenn sie nicht unterwegs sterben; sonst thut es wol Schaden. Dahero werden die Schiffe reinlich gehalten und allerlei Mittel gebraucht, um die Menschen beim Leben zu erhalten und gesunde Waare zum Markte zu bringen. In ein und andern Jahrgängen waren sie wohl nicht so vorsichtig, sondern ließen sterben, was nicht leben konnte. Wenn etwa Eltern auf den Schiffen starben und Kinder hinterliessen, so pflegten die Herren Capitains und verständigsten Neuländer als Vormünder und Waisen-Väter zu agiren, die Kisten und Hinterlassenschaft in sichere Verwahrung zu nehmen, und wenn die Waisen ans Land kamen, wurden sie für ihre eigene und ihrer verstorbenen Eltern Fracht verkauft, und die gar zu kleinen verschenkt, und ihrer Eltern Nachlassenschaft ging gerade auf für die vielerlei gehabte Mühe der Vormünder. Solche himmelschreiende Betrügerei bewog verschiedene wohlmeinende teutsche Einwohner in Pennsylvanien, besonders in und um Philadelphia, daß sie eine Gesellschaft aufrichteten, um so viel als möglich bei der Ankunft der

armen Emigranten Aufsicht zu halten, daß Recht und Billigkeit gehandhabt werden möchte.

„So bald die Schiffe in Holland befrachtet sind, so gehet die beschwerliche und gefährliche Seereise an. Die harten Zufälle auf der Seereise in Krankheiten, Stürmen und dergleichen werden etwas erleichtert durch die süsse Hoffnung, daß man bald die neue Welt, und in derselben das Paradies erreichen werde. Nach langem Warten kommt endlich ein Schiff nach dem andern in Philadelphischen Hafen an, wenn der rauhe und bittere Winter vor der Thür ist. Ein und andere hiesige Kaufherren empfangen die Listen von den Frachten und den Accord, welchen die Emigranten in Holland eigenhändig unterschrieben, benebst den übrigen Rechnungen von der Rheinfahrt und dem Vorschuß der Neuländer für Erfrischungen, welche sie auf dem Schiffe auf Rechnung von ihnen empfangen. In vorigen Zeiten war die Fracht für eine einzelne Person 6 bis 10 Louisd'or, nun aber beträgt dieselbe 14 bis 17 Louisd'or. Ehe die Schiffe vor der Stadt Anker werfen dürfen, müssen sie erst nach hiesiegem Gesetz von einem Doctore Medicinä visitiret werden, ob keine ansteckende Seuchen darauf grassiren. Nächstdem werden die Neuankommer in Prozession zum Landes-Raths-Hause geführt, und müssen allda dem König von Großbritannien huldigen, und dann werden sie wieder zurück aufs Schiff geführet. Darauf wird in den Zeitungen kund gethan, das so und so viel deutsche Leute für ihre Fracht zu verkaufen sind. Wer aber so viel Vermögen hat, daß er seine Fracht selber bezahlen kann, der wird frei gelassen. Wer vermögende Freunde hat, der suchet bei ihnen Vorschub, um die Fracht zu bezahlen, derer giebt es aber wenige. Das Schiff ist der Markt. Die Käufer suchen sich welche aus, accordiren mit ihnen auf Jahre und Tage, führen sie zum Kaufherrn, bezahlen die Fracht und übrigen Schulden, und lassen sie sich, vor der Obrigkeit durch ein schriftlich Instrument, auf die bestimmte Zeit als ihr Eigenthum verbinden. Die jungen ledigen Leute beyderley Geschlechts gehen am ersten ab, und kriegen es entweder gut oder böse, besser oder schlimmer, je nachdem die Käufer beschaffen sind, und die Vorsehung oder Zulassung Gottes es bestimmet. Man hat oft angemerket, daß diejenigen Kinder, welche ihren Eltern ungehorsam gewesen, und aus Eigensinn ohne ihrer Eltern Willen weggegangen, hier solche Herren gefunden, bei denen sie ihren Lohn bekommen haben. Alte verehelichte Leute, Wittwen oder Gebrechliche will Niemand kaufen, weil der Armen und Unbrauchbaren schon zum Ueberfluß da sind, die dem

gemeinen Wesen zur Last werden. Wenn sie aber gesunde Kinder haben, so wird der Alten ihre Fahrt zu der Kinder ihrer geschlagen, und die Kinder müssen desto länger dienen, werden desto theurer verkauft, und weit und breit von einander, unter allerley Nationen, Sprachen und Zungen zerstreuet, so daß sie selten ihre alten Eltern, oder auch die Geschwister sich wieder zu sehen bekommen, auch wohl ihre Muttersprache vergessen. Die Alten kommen solchergestalt frei vom Schiffe, sind arm, nackend und kraftlos, sehen aus, als ob sie aus den Gräbern kämen, gehen in der Stadt bei teutschen Einwohnern betteln, denn die englischen schließen meistentheils die Thüren vor ihnen zu, weil sie befürchten, angesteckt zu werden. Bei so gestalten Sachen möchte einem das Herze bluten, wenn man siehet und höret, wie die arme Menschenkinder, die aus dem Sitz christlicher Länder in die neue Welt kommen, zum Theil winseln, schreien, lamentiren und die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, über den Jammer und Zerstreuung, den sie sich nicht vorgestellet; und wie hingegen andere alle Elemente und Sakramente, ja gar alle Gewitter und schrecklichen Einwohner der Höllen beschwören und anrufen, daß sie die Neuländer, Holländische Kaufherren, die sie verführet, in unzähliche Theilchen zerknirschen und martern möchten! Die weit davon sind, hören nichts davon, und die eigentlich sogenannten Neuländer lachen nur darüber, und geben keinen andern Trost, als die Pharisäer dem Juda Ischarioth ertheilten, Matth. 27, 5: „Was gehet uns das an? da siehe du zu.“ Die Kinder selber, wenn sie hart gehalten und gewahr werden, daß sie um ihrer Eltern willen desto länger in der Dienstbarkeit bleiben müssen, bekommen einen Haß und Bitterkeit gegen sie.“

Mittelberger ergänzt diese Schilderung in jedem wesentlichen Punkte. „Endlich,“ sagt er in seinem Reisebericht, „wenn nach langwühriger und beschwerlicher Reise die Schiffe nahe an dieses Land kommen, da man schon das Vorgebürge desselben sehen kann, welches die Leute zuvor so sehnlich und mit größtem Verlangen zu sehen gewünschet, kriechet alles aus den Schiffen oben auf das Verdeck des Schiffs, das Land noch von ferne zu schauen, worüber man vor Freuden weinet, bethet, und dem lieben Gott lobsinget, danket und preiset. Es machet solches Anschauen des Landes das Volk im Schiff, insbesondere die Kranken und die halb Todten wiederum lebendig, daß auch ihr Geist, wie schwach man war, in ihnen hüpfet, jauchzet und sich freuet, und wollen solche Leute all ihr Elend vollends mit Geduld ertragen, wann sie nur bald glücklich in diesem Land austretten dörften. Aber, ach leyder!

„Wenn die Schiffe bei Philadelphia nach der so langen Seefahrt angeländet sind, so wird Niemand herausgelassen, als welche ihre See-Frachten bezahlen, oder gute Bürgen stellen können, die andern, die nicht zu bezahlen haben, müssen noch so lange im Schiffe liegen bleiben, bis sie gekauft und durch ihre Käuffer vom Schiffe los gemacht werden. Wobei es die Kranken am schlimmsten haben, dann die Gesunden werden allezeit lieber und mithin zuerst erkauft, da dann die elenden Kranken vielmals noch zwei bis drei Wochen vor der Stadt auf dem Wasser bleiben und öfters sterben müssen, dagegen ein mancher von denselben, wann er seine Schuld bezahlen könnte und gleich aus dem Schiff gelassen würde, mit dem Leben noch hätte davon kommen können."

Der schwedische Reisende Peter Kalm, welcher im September 1748 in Philadelphia landete, erzählt: „Ich fuhr mit dem Kapitain, sobald wir gelandet waren, zur Stadt. Vorher aber gab er noch, wegen der deutschen Flüchtlinge, dem Untersteuermann den strengen Befehl, ihrer keinen an das Land zu lassen, bis er seine Fracht bezahlet oder sonst Jemand sie für ihn ausgeleget, oder ihn gekauft hätte.[186]

„Der Menschen-Handel auf dem Schiff-Markt," fährt Mittelberger fort, „geschiehet also: Alle Tage kommen Engelländer, Holländer und hochteutsche Leute aus der Stadt Philadelphia, und sonsten aller Orten zum Theil sehr weit her, wohl 20, 30 bis 40 Stund Wegs, und gehen auf das neuangekommene Schiff, welches Menschen aus Europa gebracht und fail hat, und suchen sich unter den gesunden Personen die zu ihren Geschäften anständige heraus, und handeln mit denenselben, wie lange sie vor ihre auf sich habende See-Fracht, welche sie gemeiniglich noch ganz schuldig sind, dienen wollen. Wann man nun des Handels einig geworden, so geschiehet es, daß erwachsene Personen für diese Summe nach Beschaffenheit ihrer Stärke und Alter drei, vier, fünf bis sechs Jahre zu dienen sich schriftlich verbinden. Die ganz jungen Leute aber von zehn bis fünfzehn Jahren, müssen serviren, bis sie einundzwanzig Jahre alt sind.

„Viele Eltern müssen ihre Kinder selbst verhandeln und verkauffen wie das Vieh, damit nur die Eltern, wann die Kinder ihre Frachten auf sich nehmen, vom Schiff frei und los werden. Da nun die Eltern oft nicht wissen, zu was vor Leuten oder wohin ihre Kinder kommen, so geschieht es oft, daß nach dem Abscheiden vom Schiff manche Eltern und Kinder viele Jahre oder gar Lebenslange einander nicht mehr zu sehen bekommen.

„Wann Leute hineinkommen, die sich nicht selbst frei machen können, und hätten doch Kinder, welche noch unter fünf Jahren seynd, so können die Eltern sich nicht dardurch frey machen, dann solche Kinder müssen sie jemand umsonst hingeben, daß man solche auferziehet, und die Kinder müssen vor ihre Auferziehung dienen, bis sie auch einundzwanzig Jahre auf sich haben. Kinder von fünf bis zehn Jahr, die eine halbe Fracht, das ist 30 fl. geben, müssen dafür ebenfalls stehen, bis sie einundzwanzig Jahr alt seynd, und können also ihre Eltern nicht frei machen, noch derselben Fracht auf sich nehmen. Hingegen Kinder, die über zehn Jahr alt sind, können etwas von der Eltern Fracht auf sich nehmen.

„Ein Weib muß vor ihren Mann, wann er krank hinein kommt, und ebenso ein Mann muß vor sein krankes Weib stehen, und die Fracht auf sich nehmen, und also nicht nur allein vor sich, sondern auch vor seinen kranken Ehegatten fünf bis sechs Jahre serviren. Liegen aber beede krank, so kommen solche Personen vom Schiff ins Kranken-Hauß, eher aber nicht, als bis sich vor dieselben gar kein Käufer findet. Sobald sie gesund sind, müssen sie vor ihre Fracht dienen, oder bezahlen, wann sie Vermögen haben.

„Oefters geschiehet es, daß auch ganze Familien, Mann, Weib und Kinder, indem sie an verschiedene Käufer kommen, separirt und getrennt werden, sonderheitlich wann solche gar nichts an der Fracht bezahlen können.

„Wann über halb Wegs auf der See ein Ehegatte von dem andern gestorben, so muß das hinein Kommende nicht allein vor sich, sondern auch noch vor das Verstorbene die Fracht bezahlen, oder serviren.

„Wann beede Eltern auf dem Meer über halb Wegs von ihren Kindern gestorben, so müssen solche Kinder, sonderheitlich wann sie noch jung sind, und nichts zu versezen oder zu bezahlen haben, vor ihre samt der Eltern Fracht serviren und stehen, bis sie einundzwanzig Jahr alt sind. Wann sodann eines frey worden, so bekommt es ein neues Frey-Kleid bei seynem Abschied, und nachdem es eingedingt ist, ein Mannsbild noch ein Pferd, und ein Weibsbild eine Kuh.

„Wann ein Servant in diesem Lande Gelegenheit hätte zu heurathen, so muß er vor ein jedes Jahr, das er noch zu stehen hätte, fünf bis sechs Pfund, das ist 30 bis 36 fl. bezahlen. Manchen aber, der seine Braut auf diese Art kauffen und bezahlen müssen, ist hernach öfters der Reukauf angekommen, daß er seine so sündtheuere Waare

lieber wiederum hingeben, und das Geld noch darzu lieber verliehren wollte.

„Entlauft in diesem Lande jemand von seinem Meister, der ihn hart gehalten hat, so kann er nicht weit kommen. Denn man hat in diesem Stück gute Ordnungen darinnen, daß man einen Entloffenen gewiß und bald wieder bekommt. Man gibt einem, der einen Deserteur aufhält oder wiederbringt, eine gute Belohnung.

„Ist nun ein Entloffener von seinem Meister oder Herrn einen Tag ausgewesen, so muß er zur Straf davor eine Woche, vor eine Woche aber einen Monat, und vor einen Monat ein ganzes halbes Jahr serviren. Will aber der Herr einen solchen Entloffenen, wann man ihn schon wieder bekommen hat, nicht mehr behalten, so kan er ihn auf so viel Jahr verkaufen, als er noch bey ihm zu stehen hätte."

„Rüstige Ackerknechte und Handwerker" — erzählt der berühmte militärische Schriftsteller D. von Bülow,[187] der Amerika zuerst 1791 besuchte — „lassen sich gar leicht verkaufen. Zuweilen aber schleicht sich ein unverkäuflicher Artikel mit ein, der dem Eigenthümer lange auf dem Halse liegen bleibt. Dergleichen schlechte Artikel sind Offiziere und Gelehrte. Der Kapitain, welcher dergleichen Waare importirt, kennt den Markt nicht. Ich habe wohl eine ganze Woche lang einen russischen Kapitain wie Ballast auf einem Schiffe liegen sehen, ohne daß irgend jemand Lust zu ihm bezeigt hätte. Er war unverkäuflich. Der Schiffs-Kapitain lag ihn beständig an, er solle sich doch einen Käufer schaffen, er wolle ihn, den Herrn Hauptmann, mit 50% Rabatt losschlagen. Zu verdienen sei einmal an ihm nichts, das sehe er nun wohl schon ein. Er schickte den Hauptmann in der Stadt herum, um den Leuten Lust zu sich zu machen; allein es fand sich durchaus kein Liebhaber. Der Hauptmann sprach immer nur von Aufspießen mit Bayonetten, welches er gar vielfältig gegen die Türken und Polen getrieben haben wollte. Dieses Aufspießen war eigentlich Alles, was er verstand, wenn man ihn bis zu seinen Elementen analysirte. Endlich ließen ihn der Rheder und Kapitain gegen eine Verschreibung, in sechs Monaten seine Fracht zu bezahlen, los, nachdem man ihm Hoffnung zu einer Schulmeisterstelle auf dem Lande gemacht hatte. Er erhielt sie. Was er die Knaben und Mädchen der Bauern lehren wird, weiß ich nicht, denn wie gesagt, er versteht sich nur aufs Aufspießen. Während er als todte Waare auf dem Schiffe lag, schrieb er immer drohende Briefe an die russische Kaiserin, von der er Geld zu fordern hätte, sagte er. Wenn er mich fragte,

wie diese beizutreiben seien, rieth ich ihm, sich ein Heer von 200,000 Mann anzuschaffen."

Der Pfarrer Kunze in Philadelphia, Schwiegersohn Mühlenbergs, erzählt in einem Schreiben vom 16. Mai 1773:[188] „Sollte ich einmal in einen Vorrath von 20 Pfund kommen, so wollte den ersten Deutschen Studenten, der an unsere Küste anlanden und Fracht schuldig sein würde, kaufen, in meine oberste Stube setzen, eine kleine lateinische Schule anfangen, in den Morgenstunden selbst lehren und alsdann meinen Servant lehren lassen, und durch ein geringes Schulgeld mich bezahlt machen." Glücklicher Weise brauchte Kunze sich keinen Studenten zu kaufen, denn der nächste, welcher ankam und von ihm als Lehrer angenommen wurde, hatte ausnahmsweise seine Fracht bezahlt.

Wie in Pennsylvanien, so war es auch in der benachbarten Kolonie New-York. Sobald ein Schiff im Hafen von New-York ankam, wurden die Passagiere zur Bestreitung des Ueberfahrtsgeldes öffentlich zum Verkauf ausgeboten, worauf die wohlhabenden Farmer nach der Stadt eilten und sowohl für sich als ihre Nachbarn und Freunde aus den deutschen Einwanderern Dienstboten ankauften, ja oft ganze Familien mit ins Land nahmen. Unter den wenigen Fällen, welche man aufzuzeichnen für gut befunden hat, ist uns eine charakteristische Anekdote erhalten, welche die Frau des seiner Zeit einflußreichsten Mannes im Mohawk Thal, Sir William Johnsons, betrifft. (Siehe S. 165.) Auch sie war als arme Einwandrerin nach New-York gekommen und zur Deckung der Reisekosten an zwei Brüder, Alexander und Hermann Phillips, als Dienstmädchen versteigert worden. Katharina Weisenberg galt, zur Jungfrau herangeblüht, als eine der größten Schönheiten im Thal und war vielfach umworben. Es scheint aber, daß die meisten ihrer Anbeter nicht die erforderlichen Mittel besaßen, sie von ihren Herren loszukaufen. Auch Johnson sah sie hier und beschloß, sich in ihren Besitz zu setzen. Er bot dem einen Phillips fünf Pfund Sterling, drohte aber zugleich, ihn durchzuprügeln und das Mädchen gewaltsam zu entführen, wenn es ihm nicht gutwillig überlassen würde. Phillips willigte ein und nahm seine fünf Pfund, Katharine aber zog mit Johnson und wurde später dessen Frau.[189]

„Daß aber so viele Leute," fährt Mittelberger fort, „nach Amerika und besonders nach Pennsylvanien ziehen, daran sind die Betrügereyen und Beschwätzungen der sogenannten Neuländer Schuld. Diese Menschen-Diebe belügen Leute von allerley Stand und Profession, worun-

ter auch viele Soldaten, Gelehrte, Künstler und Handwerker sind. Sie verführen Fürsten und Herren ihre Leute, und liefern sie zum Verkauf bis nach Rotterdam oder Amsterdam. Sie bekommen allda von ihren Kauffleuten vor eine jede Person, welche zehn Jahr und darüber alt ist, 3 fl. oder einen Dukaten; dahingegen die Kauffleute von einer Person in Philadelphia 60, 70 bis 80 bekommen, nachdem eine Person auf der Reise mehr oder weniger Schulden gemacht. Hat ein solcher Neuländer einen Transport beisammen und es gefället ihm nicht, mit nach Amerika zu gehen, so bleibt er zurück, hält sich in Holland oder anderswo den Winter über auf, im Früh-Jahr nimmt er wieder Geld von seinen Kauffleuten auf Menschen, reiset wiederum heraus und giebet vor, er komme aus Pennsylvanien, in der Absicht, allerley Waaren einzukauffen, und solche dahin zu führen.

„Oefters sagen die Neuländer, sie hätten von Landsleuten und der Obrigkeit darinnen Vollmachten, Erbgüter vor dieselben abzuholen, und wollten bei dieser sichern und guten Gelegenheit ihre befreundte Geschwister, oder gar noch Vater und Mutter abholen; wie dann auch öfters geschehen, daß solche alte Leute gefolget, in Hofnung, wie selbe von ihnen beredet worden, besser versorget zu werden.

„Solche alte Leute suchen sie darum mit fortzubringen, damit sie andere Leute darneben mit zu locken Gelegenheit haben, welches viele Leute verführet hat, daß sie gesagt, wann diese oder jene Anverwandten mitgehen, wollen sie es auch wagen. Solches Locken geschiehet also auf mancherley Weise, sonderheitlich wann die Menschen-Diebe brav Geld bei den armen Leuten sehen lassen, welches aber nichts anders als eine Menschen-Baize aus Holland, und verfluchtes Blut-Geld ist.

„Wann die Menschen-Diebe Personen von besonderem Rang, nemlich Adeliche, oder sonst geschickte oder gelehrte Leute beschwäzen, und mit hineinbringen, welche ihre Fracht nicht bezahlen können, noch einen Bürgen haben, so werden sie ebenso wenig als gemeine arme Leute vom Schiff gelassen, und müssen so lange auf demselben bleiben, bis und dann jemand kommt und sie beym Schiff-Capitain loskauft. Und wann sie endlich vom Schiff gelassen werden, so müssen selbige ihren Herren und Meistern, von denen sie sind erkauft worden, so wie ein gemeiner Tagelöhner, dienen. Ihr Stand, Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit hilft ihnen nichts, dann hier braucht man nur Arbeiter und Handwerksleute. Und ist noch das ärgste, daß solche Leute, die der Arbeit nicht gewohnt sind, mit Schlägen wie das Vieh tractirt werden, bis sie die harte Ar-

beit lernen. Es hat sich deßwegen schon ein mancher, der sich durch die Neuländer so abscheulich betrogen gefunden, sein Leben selbst verkürzet, oder ist in Desperation gerathen, daß man solchem nicht mehr hat helffen können, oder ist entloffen, und ihm hernach noch ärger als zuvor ergangen.

„Oefters geschiehet es, daß die Kaufleute in Holland mit ihrem Capitain und Neuländern einen verborgenen Accord gemacht haben, daß sie die Schiffe mit denen eingeladenen Menschen an einen andern amerikanischen Platz, und nicht nach Pennsylvanien, wo die Leute hin wollen führen sollen, sondern dahin, wo sie gedenken, die Menschen besser zu verkauffen. Wodurch es also einem manchen, der schon einen guten Bekandten, oder gar Befreundte und Geschwister in Pennsylvanien hat, dessen Hülfe und Vorsorge er sich getröstet, höchstschmerzlich fallen muß, daß er durch solche gottlose Contra-Fahrt von den Seinigen getrennet wird, die er hernach weder in diesem noch in jenem Lande nicht mehr zu sehen bekommt. So muß man also in Holland und zur See sich dem Wind und des Capitains Willen überlassen, weil man an der See nicht gewiß weiß, wohin das Schiff geführet wird. Daran aber sind die Neuländer, und einige gewissenlose Menschenhändler in Holland schuld.

„Viele Leute, die nach Philadelphia gehen, vertrauen ihr übriges Geld, das sie von Hauß weggebracht, denen Neuländern an. Diese Diebe aber bleiben oft in Holland samt dem Geld zurück, oder fahren von da mit einem andern Schiff nach einer andern Englischen Colonie, daß also solche arme betrogene Leute sich mit nichts, wann sie hinein kommen, anders als mit serviren zu helfen wissen, oder müssen ihre Kinder verkauffen, wenn sie solche haben, nur damit sie vom Schiff los werden."

Um so viel als möglich zu verhindern, daß wahrheitsgetreue Berichte über die Behandlung der Auswanderer auf dem Schiffe und in Amerika nach Deutschland gelangten, bedienten sich die Neuländer selbst der gewaltsamsten Mittel. Da die Schiffsgelegenheit nach Europa damals nur sehr spärlich war, so schickten die Auswanderer ihre ersten Briefe gewöhnlich mit dem Schiffe nach Hause, welches sie hierher gebracht hatte. Es kam den Neuländern vor allem darauf an, die ersten ungünstigen Eindrücke des Briefschreibers zu schwächen oder ganz zu verheimlichen, denn sie wußten recht gut, daß dieser, wenn er einmal verkauft war, weder Lust noch Zeit zum Schreiben hatte. „In Holland" — so berichtet unser Gewährsmann Mittelberger — „lassen die Neu-

länder alle diese Briefschaften aufbrechen oder brechen sie selbst auf, und so jemand lamentabel und die Wahrheit geschrieben, so wird ein solcher Brief entweder fälschlich umgeschrieben oder gar weggeworfen. Ich habe in Pennsylvanien von solchen Menschen-Dieben selbst erzählen hören, daß sich in Holland Leute genug fänden, die ihnen um ein geringes Geld alle Petschafte abstechen und alle Handschriften perfect nachschreiben können, wie man es verlange. Sie wissen alle Züge und Buchstaben, Zeichen und Merkmale so ähnlich nachzumachen, daß derjenige, dessen Handschrift sie nachgemacht, nachher selbst bekennen mußte, es wäre die seinige. Durch solche Streiche betrügen sie auch Leute, die eben nicht leichtgläubig sind, und üben ihre bösen Streiche desto verdeckter aus. Ehe ich Pennsylvanien verlassen, und es bekannt wurde, daß ich wieder nach Würtemberg gehen wollen" — sagt Mittelberger weiter — „so haben mich viele Würtemberger, Durlacher und Pfälzer, die es Taglebens beseufzen, daß sie ihr Vaterland verlassen, mit Thränen und aufgehobenen Händen gebeten, solches Elend und Herzeleid in Deutschland bekannt zu machen, damit nicht nur das gemeine Volk, sondern auch selbst Herren und Fürsten erfahren möchten, wie es ihnen ergangen, und nicht noch mehr unschuldige Seelen aus ihrem Vaterlande zu gehen durch die Neuländer beredet und in gleiche Sklaverei gezogen werden möchten."

Es würde natürlich ein großer Fehlschluß sein, wenn man aus den Darstellungen Mittelbergers folgern wollte, daß die Auswanderung des vorigen Jahrhunderts lediglich durch List, Betrug und Ueberredung zusammengetrieben worden wäre. Diese sie mit bedingenden schlechten Faktoren tragen allerdings ihren Theil daran, zeigen sich aber vorzugsweise auf der Oberfläche, weßhalb sie auf den ersten Blick mehr auffallen; aber der eigentliche Grund des Auswanderungsfiebers lag in der bereits beschriebenen ungesunden Sumpfluft der öffentlichen und ökonomischen Verhältnisse und in der dadurch bewirkten Beklemmung und Unzufriedenheit des Einzelnen mit sich und mit den ihn umgebenden Zuständen. Die Auswanderung war schon im Fluß, ehe sich die Spekulation ihrer bemächtigte; gleichwohl aber war es wichtig und unerläßlich, das selbst übertriebene und einseitige Zeugniß der Zeitgenossen hier wörtlich anzuführen, weil es die eigene, wenn auch schiefe Auffassung des vorigen Jahrhunderts wiedergiebt und als solche mit zur Abrundung unsres Bildes beiträgt.

Wie ein in seinem Hause vom Feuer Bedrohter, wenn er die Balken

über sich zusammenstürzen und den gewissen Tod vor Augen sieht, nur noch den einen Gedanken der Flucht ins Freie hat, einerlei ob diese Flucht ein Sprung ins Wasser oder auf den festen Boden ist, so suchte auch der deutsche Auswanderer des vorigen Jahrhunderts, unbekümmert um die späteren guten oder schlimmen Folgen, den ihn beengenden, zollweise erdrückenden und erstickenden Verhältnissen zu entrinnen. Es ist eine Radikalkur, die durch ihre vielfach blinde Anwendung oft den Schein des Leichtsinns auf sich ladet, zumal ihr Ausgang sehr zweifelhaft ist. Dem Einen wird der Entschluß leichter, dem Andern schwerer. Dieser haftet mit allen Fasern seines Gemüthes an der heimathlichen Scholle und trennt sich erst von ihr, wenn ihm die letzte Hoffnung auf eine menschliche Existenz abgeschnitten ist; jener ist rascher von Entschluß und setzt sein Glück auf eine Karte oder huldigt dem schlechten Kosmopolitismus des „Ubi bene, ibi patria". Ein Nachbar hört von den Plänen des andern, er schließt sich ihm an, der eine vielleicht aus guten Gründen, der andere ohne viel zu denken, blos aus Lust an Veränderung. Es kommen die ersten Briefe der Ausgewanderten, die natürlich höchst günstig und vortrefflich lauten. Drüben über dem Wasser ist ein freies Land, da kann jeder thun, was er will, und wenn er auch arbeiten muß, so weiß er doch, für wen und warum? Das ist der stete Refrain, und natürlich wird das ganze Dorf von der Botschaft ergriffen. Der Gedanke der Auswanderung tritt jetzt auch dem bisher Gleichgültigen näher. Nicht Alles kann erlogen, die Hälfte muß doch wahr sein, raisonnirt der Zurückgebliebene. Wenn ihm etwas schief geht, so denkt er an Amerika. Noch führt er seinen Plan nicht aus; aber ein neues Mißgeschick, ein unerwarteter Zwischenfall reift den Entschluß der Auswanderung, und der Bruch mit dem Vaterlande ist vollzogen. Diese ländliche und gedrückte, nach Verbesserung ihrer Lage strebende Bevölkerung bildet den Stamm der Auswanderung, um ihn aber ranken sich allerlei nichtsnutzige Schlinggewächse, Glücksritter, Abenteurer, Taugenichtse und jene zahlreiche Klasse „sozialer Flüchtlinge", welche zum eigenen, zu ihrer Angehörigen und der Gemeinde Besten eine gründliche Luftveränderung brauchen, oder jene, welche das Leben selbst für einen schlechten Witz nehmen und ihren ganzen Ehrgeiz darin setzen, möglichst lange und bequem oben auf dem Strom zu schwimmen. In Zahlen ausgedrückt, dürften im Durchschnitt höchstens zehn, und in Ausnahmefällen vielleicht fünfzehn Prozent dieser schlechten Elemente auf die Gesammtauswanderung kommen; aber sie werden reichlich aufgewogen

durch die Männer, welche aus höheren ethischen Motiven das Vaterland verlassen, welche, den Verfolgungen daheim sich entziehend, für ihre idealen, im vorigen Jahrhundert meist religiösen Bestrebungen in Amerika eine Freistätte suchen.

Es giebt darum auch kaum ein oberflächlicheres Verfahren, als diesen ganzen Menschenstrom wie eine große unterschiedlose Masse aufzufassen, und dieses für den Vaterlandsfreund allerdings Besorgniß erregende Zeichen einer tiefen sozialen Krankheit mit ein paar Warnungen gegen leichtsinniges Auswandern beseitigen zu wollen. So charakterisirt es auch ganz den hohlen, nie den Dingen auf den Grund gehenden Schreiberdünkel der deutschen Regierungen, wenn sie, besorgt ob der Flucht so vieler steuerpflichtiger Subjekte, das Uebel mit einigen Verboten und Strafandrohungen bannen zu können glaubten. Die verschiedenen Reichserlasse und Verfügungen der Einzelregierungen gegen „das leichtsinnige Auswandern" verhallten nicht allein ungehört, sondern erwiesen sich thatsächlich als ebenso gute Empfehlnngen für Rheder und Spekulanten, welche an dem Geschäft reich wurden. Das älteste bekannte „Ausschreiben" ging am 1. Mai 1753 von Hannover aus, ihm schlossen sich die „Kur-Braunschweigischen Verordnungen zur Verhütung der Emigration" von 1753, 1765 und 1786 an; Mecklenburg-Schwerin folgte 1760, 1763 und 1792; die freien Reichsstädte erließen wiederholte Verordnungen, und Kaiser Joseph II. verbot unter dem 7. Juli 1768 namentlich auch das Auswandern nach Amerika, wie dies in dem von Schlözer wörtlich mitgetheilten Erlaß nachgelesen werden kann.[190]

Daß das Elend und der Druck der kleinstaatlichen Zustände viel gefährlicher und nachhaltiger, als die schlimmsten Neuländer für die Auswanderung agitirten, das Verständniß dieser einfachen Thatsache konnte man natürlich der hohen regierenden Weisheit nicht zumuthen. Hier nur ein Beispiel aus hunderten. Der Verfasser fand es in der Familienbibel eines pennsylvanischen Richters in Easton am Delaware, eines Namensvetters des Dichters von „Was ist des Deutschen Vaterland?" Der Urgroßvater, Bernhardt Arndt aus Baumholder bei Zweibrücken, so lautet der Eintrag, hat im April 1731 mit seiner Familie in Philadelphia den amerikanischen Boden betreten. Er war im besten Mannesalter durch eine Feuersbrunst heruntergekommen und hegte seit der Zeit große Lust zur Auswanderung, der seine Frau aber lange einen unüberwindlichen Widerstand entgegensetzte. Sie behalfen sich ärmlich

in ihrem Dorf und konnten als Viehstand nur ein einziges Schwein halten. Da heirathete einmal eine zweibrücken'sche Prinzessin, und zur Bestreitung der Mitgift und Hochzeitsfeierlichkeiten wurde (wie heute vielfach noch in Deutschland) eine Prinzessinnensteuer ausgeschrieben. Diesen außerordentlichen Tribut konnten die armen Leute nicht aufbringen, und so wurde ihnen zur Deckung der Auflage das einzige Schwein aus dem Stall geschleppt. Da ward es auch der deutschen Frau zu schwül im Vaterlande, und jetzt war sie es, welche zur Auswanderung nach Amerika trieb. Hier wurden die Arndts durch ihren Fleiß und ihre Sparsamkeit bald wohlhabende und geachtete Leute, ihr ältester Sohn machte ehrenvoll den Revolutionskrieg als Milizenoberst mit, und die Enkel und Urenkel bekleideten verschiedene Ehrenstellen, kurz die Familie blüht und gedeiht bis auf den heutigen Tag.

Es ist überhaupt ein Gebot der Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß die große Mehrzahl der deutschen Einwanderer, trotz der harten Anfänge, ihre materielle Lage bedeutend verbesserte und in Amerika es meistens erst zu einem menschlichen Dasein brachte. Das Menschenmaterial, welches, wie noch heute so namentlich zu der uns beschäftigenden Zeit, in Amerika einströmte, ist die durch Jahrhunderte hindurch geschlichene und geschleifte mittelschlächtige Schicht von Bauern, Tagelöhnern, Handwerkern und Dienstmädchen, Kaufleuten und Abenteurern, die zerdrückt von Despotismus aller Art, gedemüthigt durch jegliche Noth und Bedrängniß, mißhandelt und mißachtet von jeglichem offiziellen Standpunkt, eingepferchт durch Uebervölkerung in die engsten Gränzen, vor allem auf Raum, freie Bewegung und Nahrung für ihren Leib ausgeht. Außer der deutschen Noth und dem deutschen Partikularismus, außer einem Gemenge von deutschen Dialekten und den alleräußerlichsten Gewohnheiten des Lebens, außer dem rohesten Rohmaterial, aus welchem das deutsche Volk sich schafft und erneut, sind sie weder im Bewußtsein noch in Aeußerung und Streben der Ausdruck des gebildeten Deutschthums. Was sie darum in ihrer Masse bringen, das sind deutsche Sitten, aber nicht deutsche Erkenntniß, deutsche Gewohnheiten, Anlagen nnd Instinkte, aber nicht die blüthenreichen Resultate dieser Instinkte.' Zugleich aber bringen sie einen Fond von physischer und moralischer Gesundheit, ohne den die amerikanische Gesellschaft vielleicht sehr bald verlottern würde, und vor allem gerade die Elemente der Ausdauer, des Zusammenfassens, der begränzten Begierde nach Erwerb und Eigenthum, der Zusammengehörigkeit des Menschen

mit seinem Wohnplatze, die dem angelsächsischen Amerikaner vollkommen fremd sind, und die den wahren Kitt großer zukunftsreicher Völker bilden.

Durch den Kampf mit den Elementen, mit vollkommen freier Konkurrenz, durch den Kampf mit einem Worte für eine neue Existenz unter neuen Umständen ward im Deutschen gerade so sehr wie im Angelsachsen das Gefühl der Selbstständigkeit und das Bewußtsein von der Nothwendigkeit der Initiative erweckt. Der staatlichen Vormundschaft, der Fürsorge seiner frühern Gemeinde, einer ihn auf Schritt und Tritt beobachtenden und kontrollirenden Polizei, dem Zwangsgebot seiner Klasse, seines Standes, seiner Religionsgenossen, der stillschweigend drückenden Last einer engherzigen öffentlichen Meinung entgangen, ist er auf einmal unter Hunterttausenden freier Menschen auf seine eigenen Füße gestellt, auf sein eigenes Urtheil angewiesen und gerade wie diese Hunderttausende zum Range eines Schöpfers seines eigenen Glückes befördert. Eigene Erfahrung, eigenes Prüfen und Wählen, die größere Nothwendigkeit der Selbsthülfe, die Wahrnehmung von allgemeinem Wohlstand und sicherm Auftreten der ältern Bevölkerung geben seiner Beobachtungsgabe, seinen Gefühlen, dann seinem Handeln und endlich seinem Denken eine neue Richtung.[191]

Und wie das „Hilf Dir selbst!“ den deutschen Einwanderer mit dem Betreten des amerikanischen Bodens als guter Schutzgeist umschwebt, so baut es seinen Heerd und waltet über seinen Beziehungen zur Außenwelt. Fortan arbeitet er bewußt mit an der Gemeinde, dem Bezirke, dem Staate, kurz an der politischen Schöpfung, welche durch seine und seiner Genossen Arbeit in der Wildniß erwächst und erstarkt und täglich weiter nach Westen ihre Wurzeln ausstreckt; so wird er eins mit den Nachbarn, mit welchen er gute und schlechte Tage, Frieden und Krieg durchgemacht hat, so wird er der Mitbegründer und Erweiterer der neuen Nationalität, der amerikanischen, welche, aus dem Mitrathen und Mitthaten aller ihrer Angehörigen ihre Kraft schöpfend, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in den Kreis der Mächte der Erde tritt.

In Deutschland drückte meist befohlene, gedankenlose Arbeit den Bauer fast zum Thiere des Feldes herab, und nur selten gelang es ihm, den Bann zu brechen, welchen Geburt und äußere Verhältnisse um ihn gezogen hatten; in Amerika ist es freiwilliges, denkendes Schaffen, welches den Mann erhebt und seinem losgebundenen Streben den weitesten Spielraum eröffnet. Neben dem reichen äußerlichen Segen aber erblüht

dem Schaffenden aus der freien Bethätigung seiner Kräfte als köstlichste Frucht jenes sichere, fast prometheische Selbstgefühl, welches oft eckig und in seiner Form verletzend, aber in seinem innern Kern edel und wieder Großes erzeugend, dem ganzen Lande seinen Charakter aufdrückt und jedem Eindringling siegesbewußt zuruft: „Mußt mir meine Erde doch lassen stehn und meine Hütte, die Du nicht gebaut, und meinen Heerd, um dessen Gluth Du mich beneidest. Wer half mir wider der Titanen Uebermuth, wer rettete vom Tode mich, von Sklaverei? Hast Du nicht Alles selbst vollendet, heilig, glühend Herz?"

Ja, so war es, so ist es, so wird es sein, denn so muß es sein. Heil dem freien Bürger!

Vierzehntes Kapitel.

Allmälige Amerikanisirung. Sitten und Gebräuche. Kirchliches Leben. Deutsche Gesellschaften.

Wir haben unsere Landsleute in den Thälern des Mohawk und Schoharie mit dem Ende des großen Krieges verlassen, wie sie ihre Häuser wieder aufbauten und durch Fleiß und Sparsamkeit den alten Wohlstand bald wieder erarbeiteten.

Bis zur Revolution hatten sie abgeschlossen für und unter sich gelebt und gleich den englischen oder holländischen Kolonisten einen selbstständigen Bestandtheil der Bevölkerung des Landes gebildet. Mit der Erklärung der Unabhängigkeit traten sie aus ihrer Isolirung in die große politische Strömung ihrer Zeit ein, und mit dem erkämpften Siege gingen sie in der neuen Nationalität auf. Damit hat auch ihre Geschichte als Deutsche ein Ende, und fortan kommen sie politisch nur als Amerikaner in Betracht.

Sozial vollzog sich diese Verschmelzung langsamer. Wie zwei Flüsse selbst nach ihrer Vereinigung noch eine Zeitlang die ihrem Wasser eigenthümliche Farbe behalten, und wie dieses erst allmälig einen gemeinsamen Grundton annimmt, so bewegte sich auch noch Jahrzehnte lang das in das Amerikanerthum einmündende kleinere Gewässer des Deutschthums unvermischt in dem großen Strome fort, bis es allmälig von ihm verschlungen wurde. Je näher die deutsche Ansiedlung einer amerikanischen lag, je zugänglicher sie den alten englischen Niederlassungen war, deren Bevölkerung sich nach dem Revolutionskriege theilweise in den nördlich und westlich von Albany gelegenen Theil des Staates New-

York wandte, desto schneller fand dieser Umwandlungsprozeß statt. Schoharie blieb am längsten deutsch, weil es abseits von der großen Straße lag; das Mohawk-Thal wurde am ersten amerikanisirt, weil es ziemlich nahe an Neu-England gränzte, und weil von hier aus eine verhältnißmäßig bedeutende Einwanderung einströmte. Den äußeren Anlaß dazu gab 1787 die mißglückte shay'sche sogenannte Rebellion, welche zuerst mehrere hundert an ihr betheiligte Massachusettser nach Westen und in das Mohawk-Thal trieb. Die Flüchtlinge in diesen damals abgelegenen Theil des Landes zu verfolgen, fiel daheim Niemandem ein. Es wird angenommen, daß von 1785 bis 1800 nicht weniger als 10,000 Neu-Engländer sich in New-York, dem damaligen Westen, niederließen. Da der Zufluß der deutschen Einwanderung bedeutend nachgelassen und in Folge dessen die am Mohawk ansässigen Deutschen sich mehr dem englisch-amerikanischen Wesen genähert hatten, so gingen die deutschen Bevölkerungsbestandtheile täglich mehr in die englischen auf. Dieser Prozeß der allmäligen Amerikanisirung läßt sich sogar auf Schritt und Tritt verfolgen.

In Herkimer waren noch 1789 sämmtliche öffentliche Beamte ausschließlich Deutsche, ja einzelne hervorragende Bürger, wie Heinrich Staring, Melchior Folz, Georg Folz, Georg Weber und Hans Demuth erhielten zwei Aemter, weil die Deutschen sich als die alleinigen Herren des Thales und der Gemeinde betrachteten. Mit dem Jahre 1791 aber, wo der jetzige Bezirk Herkimer zum selbstständigen County erhoben wurde, schlägt das Verhältniß um, und die mit Leitung der Gemeindeangelegenheiten vertrauteren, eben eingewanderten Neu-Engländer bringen sich ohne große Schwierigkeit in die Aemter. So ist es fast überall. Das englische Element war als das gebildetere auch das mächtigere und angreifende; das deutsche verhielt sich als das gemüthliche mehr passiv. Jenes herrschte auf dem Markte, im Gericht und im öffentlichen Leben, dieses im freundschaftlichen und häuslichen Kreise. Zuerst freute sich der deutsche Bauer, wenn er mit seinem neu eingewanderten neu-englischen Nachbarn englisch radebrechen konnte, und wenn dieser ihm anerkennend auf die Schulter klopfte. Es ist eine alte Schwäche selbst des gebildetern Deutschen, eine Folge seiner bisherigen Vaterlandslosigkeit, daß er im Auslande lieber jede andere, meist mit Mühe und Noth angequälte Sprache spricht, als seine eigne, daß er sich selbst den Anschein giebt, als könne er sich darin eben so gut wie in seiner Muttersprache unterhalten. Noch heute werfen sehr viele deutsche Einwanderer, sobald

erst an der amerikanischen Küste der Pilot an Bord gekommen ist, nur mit yes oder no um sich, wenn sie nicht ein paar sonstige Phrasen auswendig gelernt haben. Haben sie aber erst den Fuß auf's feste Land gesetzt, so sehen sie es sofort dem Amerikaner ab, wie er sich räuspert und spuckt, setzen den Hut schief auf den Kopf, lernen einen englischen Fluch auswendig, kauen wo möglich Tabak, kurz suchen in der Annahme dieser Aeußerlichkeiten ihren Umwandlungs- und Umhäutungsprozeß zu vollziehen. So ist es heute, so war es damals, und unsere Landsleute müßten keine deutschen Bauern gewesen sein, wenn sie es sich nicht zur besondern Ehre angerechnet hätten, mit den Neu-Engländern in ihrer Sprache zu radebrechen. Je mehr Neu-Engländer aber ins Thal kamen, desto mehr wurde aus der anfänglichen Höflichkeit eine Pflicht. Sehr bald traten Englisch und Deutsch auf den Fuß der Gleichberechtigung, und nicht lange nachher ward das Englische bei allen öffentlichen Verhandlungen die anerkannte Sprache. Höchstens wenn ein Bäuerlein nicht hören, keine Vernunft annehmen wollte, ging man mit ihm bei Seite und redete ihm deutsch ins Gewissen.

Die heranwachsende Jugend übernahm die Hauptrolle bei dieser friedlichen Revolution, denn sie blieb nicht bei der Annahme der englischen Sprache stehen, sondern es folgte ihr die Annahme englischer Sitten, Anschauungen und sogar religiöser Konfession als nothwendige Ergänzung. Der junge Neu-Engländer machte der Deutschen den Hof und näherte sich ihr zuerst auf dem Wege zur Kirche, denn Sonntag war der einzige Tag, an welchem die Arbeit ruhte und sich eine Gelegenheit für den gegenseitigen Verkehr ergab; oder umgekehrt heirathete der Deutsche die Tochter seines neu-englischen Nachbarn, und in diesem Falle verstand es sich ganz von selbst, daß er englisch sprechen mußte. So wurde der Kirchenbesuch bald ein aus beiden Nationalitäten gemischter. Die englisch Redenden wollten doch auch von der Predigt etwas verstehen. Der Pfarrer mußte sich also bequemen, abwechselnd deutsch und englisch zu predigen. Gegen Ende des Jahrhunderts und zu Anfang des gegenwärtigen tritt zuerst dieses Predigen in zwei Zungen auf, und zur selben Zeit macht der deutsche Lehrer dem englischen Platz. Die Gesangbücher und Kirchenlieder hielten noch länger vor, denn ihre plötzliche Verdrängung hätte die älteren Gemeindemitglieder zu unsanft berührt und zu große Kosten verursacht. Die deutschen Bauern hielten ihre Familienbibeln in Ehren, benutzten sie als Hauschronik, verzeichneten Geburts- und Sterbefälle regelmäßig darin oder ließen sie durch

einen Nachbar eintragen, der eine schöne Handschrift schrieb, ja sie hatten vor der englischen Bibel eine gewisse Geringschätzung. „Das mag Alles recht schön sein, was darin steht," sagte dem Verfasser dieser Geschichte eine achtzigjährige deutsche Frau im Schoharie Thal, „aber ich verstehe es doch nur halb, trotzdem, daß ich von Jugend auf englisch gesprochen habe. Das war eben nur für den gewöhnlichen Gebrauch; wenn ich mit meinem Herrgott reden will, so kann ich's doch inniger auf Deutsch. Das klingt mir herzlicher in die Ohren." In kaum mehr als einem Menschenalter ward aber auch der letzte Ueberrest deutschen Wesens, die Bibel und das Gesangbuch, aus den Kirchen verdrängt, im Hause selbst flüchteten sie sich in den Winkel und beanspruchten im günstigsten Falle nur noch den Charakter eines frommen, lieben Andenkens. Englische Hymnenbücher und englische Bibeln traten an ihre Stelle und trugen den letzten Rest des Deutschthums zu Grabe.

So richtig die Deutschen auch ihre Muttersprache schrieben, so inkorrekt handhabten sie das Englische, indem sie diese Sprache meistens nur mit dem Gehör erlernt hatten. Auch diese ersten Versuche im Englischen treten zuerst gegen Ende des Jahrhunderts auf und sind u. a. noch auf den Leichensteinen erhalten, welche auf dem Friedhof von Schoharie stehen. Da heißt es u. a.: „A. Philip Sternberg theparted (departed) his (this) live (life) ageget (aged) 81 years," oder „Lambert Lawyer departed his live 12. Abrill 1795." Die älteren deutschen Inschriften sind dagegen alle korrekt. Noch heut zu Tage sprechen die älteren Leute unter den Nachkommen der ursprünglichen Ansiedler von Schoharie deutsch oder vielmehr den pfälzisch-schwäbischen Dialekt der deutschen Sprache, und bei besonders feierlichen Gelegenheiten wird noch deutsch gepredigt; aber mehr zum Besten der jüngeren Einwanderer, die noch kein Englisch können, als für die Nachkommen der alten Ansiedler, welche das Englische geläufiger und lieber sprechen. Ueberhaupt ist der Charakter des Thals durchaus amerikanisch-englisch. Die Bevölkerung aber ist auch aufgeweckter, fortgeschrittener und gebildeter, als die von pfälzisch-schwäbischen Einwanderern abstammenden Landbewohner Pennsylvaniens, welche bei ihrer bisherigen Abgeschlossenheit von der Welt die deutschen Eigenthümlichkeiten und ein deutsches Kauderwelsch beibehalten haben und mitten im bewegten, rastlos vorwärts stürmenden Leben der Gegenwart größtentheils einen im vorigen Jahrhundert stecken gebliebenen Bauernstand bilden.

Im Mohawk Thal dagegen, welches jetzt eine der Hauptadern des

modernen Verkehrs bildet, ist bis auf die Namen der einzelnen Ortschaften, selbst die letzte Spur des deutschen Ursprungs verwischt, und auch in den kleinen Kirchen von Stone Arabia, Canajoharie, Little Falls und Herkimer jede Erinnerung an ihre deutschen Erbauer erloschen. Selbst die Mehrzahl der Nachkommen der ursprünglichen Ansiedler glaubt, daß sie von den Holländern abstammen, ein Irrthum, welcher durch die landläufige, theils absichtliche, theils unabsichtliche Verwechslung des dutch und german veranlaßt wird.

Nicht ganz so leicht und natürlich bewerkstelligte sich dieser Uebergang auf dem Gebiete des Rechts und der Rechtsprechung. So sehr der deutsche Bauer, in Amerika wie zu Hause, auch stets auf „sein Recht" pochte, so wenig hatte er bei dem Mangel jeder geistigen und politischen Bildung und bei der ihm Jahrhunderte lang anerzogenen Passivität eigentliche Rechtsbegriffe mitgebracht und so wenig vermochte er, das, was ihm selbst fremd und äußerlich geblieben war, auf amerikanischen Boden zu übertragen. Bis zur Revolution waren die Rechtsverhältnisse unter den Deutschen so primitiver Natur, daß es kaum einer Rechtsprechung unter ihnen bedurfte; ein Friedensrichter, der bis zu fünfzig Dollars Kompetenz hatte, reichte hin, ihre Streitigkeiten zu schlichten. Ihrer großen Mehrzahl nach waren die Leute unverdorben und ehrlich, höchstens einmal etwas hartköpfig und eigensinnig; Ellbogenraum gab es nach allen Seiten hin, und Gränzstreitigkeiten, Erbschaftsprozesse oder gar Kriminalfälle kamen äußerst selten vor. Der „justice" war für die Deutschen unfehlbar; sie nannten ihn nicht anders als den „justus", gerade vielleicht, weil er ihnen als die verkörperte Gerechtigkeit erschien. Nach der Revolution wurde das anders. Die in die Thäler strömende neu-englische oder englisch redende Bevölkerung brachte Unruhe und Beweglichkeit, Reibung und Streit mit; wie ihr geistiges Leben durch die Kirche, so wurde ihr Erwerbs-, Rechts- und Familien-Leben von dem common law und den aus demselben hervorgehenden Rechtsanschauungen beherrscht. Dem deutschen Bauer hatte daheim der Amtmann, der Richter, ja selbst der Polizeidiener als etwas Fremdes, wenn nicht als Feind gegenüber gestanden, weßhalb er denn auch möglichst gern jede Berührung mit ihnen vermied; jetzt trat plötzlich ein Recht an ihn heran, welches in seinen Grundanschauungen in der Selbstregierung des Volkes wurzelte, ja die Forderung an ihn stellte, selbst mit Hand anzulegen und Recht zu sprechen. Aber er verstand weder die öffentliche Anklage, noch die Bedeutung der Geschworenen, noch die

große Macht der Advokaten und die verhältnißmäßig untergeordnete Stellung des Richters, ja er erblickte in der strikten Beweislast und im Kreuzverhör der Zeugen höchstens eine Chikane der „Rechtsverdreher," der Advokaten. Widerstand leistete er nicht, die friedliche Einführung des englischen Rechts unter dieser nichtenglischen Bevölkerung fand deßhalb um so weniger Hindernisse, als eben den englischen Rechtsanschauungen und Traditionen keine anderen gegenüberstanden. Die Träger der letzteren sprachen natürlich nur englisch und führten sie in englischer Sprache ein. Unter den deutschen dagegen war der Sinn für das Rechtswesen nicht einmal genug entwickelt, um auf die Uebersetzung der englischen Formen zu dringen, oder sich diese anzueignen. So dauerte es länger als ein Menschenalter, bis das englische Recht die Deutschen erobert hatte, und es entwickelte sich während dieser Zeit das komische Schauspiel, daß in den deutschen Distrikten Richter und Geschworene, Kläger und Verklagter einander meistens nicht verstanden, und daß oft die ergötzlichsten Wahrsprüche zu Tage gefördert wurden. Es kam vor, daß eine Jury auf die Frage, ob sie zu Gunsten des Klägers oder Verklagten entscheide, die Antwort gab: „Für Beide."

Natürlich lieferten derartige Entscheidungen den englisch redenden Nachbarn vielen Stoff zum Lachen und Veranlassung zu Uebertreibungen, ja sogar zu Erfindungen von Geschichten, die alle auf Rechnung eines „dutch Judge" gesetzt wurden. Nichts kitzelt die ungebildete Masse mehr, als sich geistig über Andere erhaben zu fühlen, nirgends ist dieser Triumph wohlfeiler, als auf dem Sprachgebiet, und nichts charakterisirt den schlechten Geschmack besser, als die Verhöhnung eines Dritten wegen Aeußerlichkeiten, wie mangelnde Aussprache oder ungenügende Kenntniß einer fremden Zunge. Obgleich die ländlichen englisch redenden Richter jener Periode wahrlich auch keine Mansfields, Marshalls oder Kents waren, so hat heute noch die Bevölkerung des Mohawk- und Schoharie-Thales einen fast unerschöpflichen Schatz von komischen Geschichten über die deutschen Richter, die im vorigen Jahrhundert Recht sprachen, und vor allem über Gerlach und Staring. Von jenem wird eine Anekdote erzählt, welche dem Verfasser übrigens zu verschiedenen Zeiten auch in Pennsylvanien, Ohio, Wisconsin, Illinois und Missouri als ebenfalls dort passirt mitgetheilt wurde. Kläger und Verklagter, heißt es, trugen einst nach einander mit großer Ausführlichkeit und sittlicher Entrüstung ihren Fall vor, so daß der Richter jedem von ihnen beifällig zulächelte. Darauf erhob er sich und erklärte feierlich: „Kläger und Verklagter haben

beide recht, so entscheide ich, und der Konstabler muß die Kosten bezahlen"; oder im schlechten Deutsch-Englisch: „Der blantiff an derfender bote hash right; zo I dezides der Koonstopple moosh pay de Kosth". Uebrigens muß dieser Richter, welcher lange Jahre der einzige im Schoharie Thal war, ein Original gewesen sein.[192] Seine Vorladungen erließ er mündlich, und der Konstabler überbrachte sie mündlich. Wollte er eine Partei vorladen, so ließ er ihr durch den Konstabler sein Taschenmesser überreichen. Jeder im Thale wußte, was das bedeutete. Sollten zwei auf einmal vorgeladen werden, so erhielt der zweite des Richters Tabaksdose zugestellt; gewöhnlich ließ er sie vorher füllen, damit, wie er sagte, der arme Mann unterwegs schnupfen könne; der also Vorgeladene verfehlte aber nie zu erscheinen. Von Richter Staring erzählt man ähnliche Geschichten, von welchen die vom Yankee Paß die berühmteste geworden ist. Ein Yankee, so lautet die Ueberlieferung, wurde von Staring gestraft, weil er sich gegen das Sonntagsgesetz vergangen hatte. Der Yankee zahlte die Strafe und forderte eine Empfangsbescheinigung, damit er sich gehörig ausweisen könne. Der Richter, der nicht gut schreiben konnte, forderte den Gebüßten auf, das Dokument zu schreiben, und unterzeichnete es, ohne vorher seinen Inhalt geprüft zu haben. Wie erstaunte aber der brave Staring, als er nach einigen Wochen im Laden des Ortes um Zahlung von fünfundzwanzig Dollars angegangen wurde, für die er Anweisung auf den Kaufmann gegeben habe. Natürlich war es der Yankee gewesen, der statt einer Quittung diese Anweisung geschrieben hatte.[193] Auch diese wie viele andere Geschichten, worin natürlich stets der überlegene Verstand oder auch die Gaunerei des englisch Redenden den Sieg über den dummen „Dutchman" davonträgt, soll sich ebenso in Pennsylvanien, wie im fernen Westen zugetragen haben.

Wenden wir, an der Schwelle des Uebergangs vom Deutschthum zum Amerikanerthum angekommen, den Blick noch einmal zurück auf das häusliche und soziale Leben unserer Landsleute, und versuchen wir, die es charakterisirenden Züge schließlich noch in einem Bilde zusammen zu fassen.

Alle Quellen, geschriebene und mündliche, stimmen darin überein, daß die Deutschen des Mohawk und Schoharie ehrliche, offene und unverdorbene Menschen waren, deren Charakter ihren Nachbarn Achtung und Anerkennung einflößte. Sie bildeten gewissermaßen eine große Familie unter den englisch und holländisch redenden Ansiedlern und hielten im Gegensatz zu diesen die Sitten und Gewohnheiten ihrer Vä-

ter mit einer fast religiösen Gewissenhaftigkeit in Ehren. Wie sehr sie auch im Laufe der Jahre ihre Lage verbesserten und aus den bescheidensten Anfängen zu Wohlhabenheit und Reichthum emporstiegen, so blieben ihre Bedürfnisse und ganze Lebensweise doch dieselben. Der amerikanische Bauer unterscheidet sich nicht in seinem äußern Auftreten vom Städter; er kleidet und benimmt sich, kurz lebt wie dieser, führt Verbesserungen in seiner Wirthschaft ein und wendet, je besser es ihm geht, desto mehr an sich und seine Angehörigen, an seinen häuslichen Komfort; der deutsche Bauer bleibt, der er war, einfach und bescheiden, aber auch den Neuerungen, dem Fortschritt abgeneigt. So waren auch die Deutschen der Thäler zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ganz dieselben, die ihre Väter und Großväter zu Anfang des achtzehnten gewesen waren, ja ihre Stabilität wurde dadurch noch größer, daß sie zahlreich genug waren, um unter einander zu verkehren und landsmannschaftlich im engern Kreise ihre geringen sozialen Bedürfnisse zu befriedigen.

Zwischen den am Mohawk und Schoharie lebenden Familien herrschte das ganze Jahrhundert hindurch ein stetiger und freundschaftlicher Verkehr, und bis zur Revolution erstreckte sich derselbe auch auf die Landsleute, die am Hudson auf Livingston's Land (oder wie es unter den Deutschen hieß, in Löwenstein's Busch) angesiedelt waren. Die häufigen Heirathen, die unter den Bewohnern der beiderseitigen Thäler stattfanden, begründeten stets neue Beziehungen und Verwandtschaften. Die Ansiedler kannten sich fast alle und redeten einander mit dem Vornamen an. Ein oder zwei Mal im Jahre, meistens wenn die Erndte eingethan war, auch zu Weihnachten und zu Ostern besuchten sie einander und setzten den größten Stolz in Entfaltung einer fast verschwenderischen Gastfreundschaft.

Natürlich feierten die Deutschen die kirchlichen und weltlichen Festtage der Heimath ebenso gewissenhaft als zu Hause. Weihnachten brachte den Christbaum und kleine Geschenke selbst in die geringsten Hütten. Es war das Fest der ganzen Familie, während Nikolastag, oder wie man ihn hier nannte, Santa Claus, nur die Kinder bedachte und je nach Umständen die am Abend vorher aufgehängten leeren Strümpfe der Kleinen mit Obst und Backwerk füllte, oder ihnen auch wohl eine Peitsche brachte. Viele von den wohlhabenderen Deutschen hielten Sklaven und benutzten den Tag, um dieselben, die in ihrem Aberglauben den heiligen Nikolas für ein aus dem Himmel kommendes Wesen hielten, zu strafen,

zu erschrecken und darauf zu belohnen. Am Neujahrstage machten sich die Nachbarn Besuche und hielten für jeden Eintretenden offene Tafel. Jungen liefen von Haus zu Haus und gratulirten. Der allgemeine Gruß war: „Ich wünsche ein glückliches neues Jahr, daß Du lange leben magst, Viel geben magst und ein Königreich vom Himmel erben magst.“ Vor der Revolution erstreckte sich diese allgemeine Gastlichkeit auch auf die Indianer. Diese kamen mit ihren Frauen und Kindern und aßen und tranken nicht allein von einem Hause zum andern, sondern nahmen noch Lebensmittel, namentlich feines Brod mit. Kranken oder alten Indianern trugen die deutschen Frauen die Geschenke ins Haus. Abends war Tanz und Musik. Ostern wurde durch große Feuer auf den Höhen und für die Kinder durch Verstecken und Suchen von gefärbten Eiern gefeiert. Pfingsten war zugleich das Hauptfest für die Schwarzen; sie hatten dann ein paar Tage frei und besuchten ihre Freunde und Verwandten in der Nachbarschaft.[194]

Hochzeiten dauerten stets drei Tage, wenn sie für anständig gelten sollten, und je nach den Verhältnissen des Brautpaars ging es hoch oder bescheiden her. So erzählt der Richter Braun von der Vermählung des Georg Heinrich Stubrach mit einer Tochter von Johann Friedrich Bauch, eines der reichsten Männer des Schoharie Thals, der nicht weit vom heutigen Fulton wohnte. Vor dem Hause war eine große Laube gebaut, die Trauung fand früh am Morgen statt. In der Laube wurde gegessen und von Nachmittag an bis spät in die Nacht getanzt. Spiele, Tanzen, Essen und Trinken füllten in derselben Weise den zweiten Tag, und am Morgen des dritten Tages wurde die Braut in ihre neue Wohnung nach Kneiskerndorf geleitet, und hier fing das Vergnügen wieder von vorn an. Im ganzen wurden auf dieser Hochzeit zwei Fässer Bier, über hundert Flaschen Rum nebst entsprechendem Wein getrunken. Gläser waren nicht vorhanden, sondern man bediente sich hölzerner Gefäße und großer hölzerner Schöpflöffel. Die Festlichkeiten standen unter der Leitung eines aufgeweckten und witzigen Burschen aus dem Thal, Kapitän Jörg, der die Würde eines Zeremonienmeisters und Spaßmachers in seiner Person vereinigte. Mit welcher Ausdauer und Leidenschaft bei solchen Gelegenheiten getanzt wurde, beweist folgende uns erhaltene Anekdote. Georg Becker ging mit neuen, sehr dicksohligen Schuhen auf die Hochzeit eines Joseph Kneiskern. Ein Schuster, der gerade im Hause arbeitete, meinte scherzend, er wolle ihm umsonst ein paar neue Sohlen machen, wenn er sie auf der Hochzeit durchtanze. Als Becker

nach drei Tagen zurückkehrte, nahm er den Schuster beim Wort, denn er hatte wirklich nur noch die Ueberreste von Sohlen an den Schuhen. Während der Revolution wurden diese langen Hochzeiten seltener, da man sie nicht in Sicherheit und Behagen feiern konnte, und nach dem Kriege vergingen die ersten Jahrzehnte mit den Sorgen für die Befriedigung der nächsten und dringendsten Bedürfnisse, so daß die Festlichkeiten nie wieder in ihrem alten Umfang auflebten.

Nächst den Hochzeiten boten die Leichenbegängnisse die beste Gelegenheit zum Trinken und Schwelgen. Als die Thäler erst anfingen besiedelt zu werden, und als die Deutschen noch Meilen weit zerstreut aus einander wohnten, war es eine durch die Natur der Verhältnisse gebotene Sitte, daß dem entfernten zum Begräbniß kommenden Freunde Speisen und Getränke verabreicht wurden. Aus dieser natürlichen Veranlassung bildete sich aber mit der Zeit die Unsitte des Trinkens und der Völlerei aus. Je wohlhabender der Verstorbene war, desto mehr mußte gezecht werden, und je mehr getrunken wurde, desto mehr fühlten sich die Angehörigen geehrt. Nachdem der Todte beerdigt war, kehrten die sogenannten Leidtragenden in seine Wohnung zurück und zechten bis zum frühen Morgen, um meistens betrunken nach Hause zurückzukehren. Bei solchen Gelegenheiten kam es dann auch wohl zu Raufereien und Schlägereien, oft setzte es blutige Köpfe und zerbrochene Gliedmaßen, und nur der Dazwischenkunft der Frauen gelang es dann, die Streitenden zu trennen. Johannes Lawyer kaufte ein Faß guten Weins und hielt es lange Jahre in seinem Keller mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß dasselbe bei seinem Begräbniß getrunken werden solle. Natürlich mußte auch von den Trauernden geraucht werden; die Sitte gebot, aus Albany oder Schenectady neue holländische thönerne Pfeifen und Tabak kommen zn lassen. Die Unsitte solcher Leichenbegängnisse hielt sich am längsten in den Thälern, und hörte in Schoharie erst in den zwanziger Jahren unsres Jahrhunderts auf.

Im übrigen war die Lebensweise der Deutschen eine einfache und gesunde. Hundertjährige Greise waren unter ihnen durchaus nicht selten. In Herkimer starben innerhalb zwanzig Tagen sieben Greise, deren jeder im Durchschnitt achtzig Jahre alt war.[195] Regelmäßige, meistens im Freien verrichtete Arbeit, gesunde Kost und jung eingegangene Ehen schufen ein kräftiges und starkes Geschlecht. In Schoharie gab es Farmer, welche 800 Pfund eine Strecke weit tragen konnten. Von einigen Angehörigen der Familie Borst und Bauch wird erzählt,

daß sie ein mit Apfelwein gefülltes Faß in die Höhe heben und aus dem Spundloch trinken konnten. Jakob Keßler, einer der stärksten und verwegensten Männer des Mohawk Thals, hatte gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts einen Kampf mit einem Bären, den er nach langem Ringen mit einem dicken Knüppel erschlug, aber vor Erschöpfung und Blutverlust nicht mehr nach Hause tragen konnte. Eine Tochter von Samuel Vrooman trennte einst ihren Bruder von einem mit ihm streitenden Gegner dadurch, daß sie den letztern, einen starken Mann, beim Kragen nahm und aus dem Hause warf. Ehen von zwölf und mehr Kindern waren sehr häufig. Von seiner ersten Frau, sagte Peter Ball, habe er nur neun Kinder, und auch von seiner zweiten nur zehn, aber sie seien alle am Leben. Die Frauen schonten sich so wenig, als die Männer, arbeiteten mit im Felde und standen außerdem noch ihrem Haushalt vor. Daher kam es auch, daß sie sehr rasch verblühten, so frisch und kräftig sie auch in ihrer Jugend gewesen sein mochten. Die englisch sprechenden Nachbarn pflegten von den Deutschen zu sagen, daß sie ihre Pferde lieber hätten, als ihre Frauen.[196] Ein harter, aber leider wahrer Ausspruch, denn die Pferde waren der einzige Stolz des deutschen Bauern: statt sein Haus zu verschönern, oder sich und vor allem seiner Frau eine Bequemlichkeit zu gönnen, arbeitete er unverdrossen weiter und kaufte sich für seine Ersparnisse schöne Pferde. Als die amerikanischen Ansiedler schon lange massive Backsteinhäuser hatten, behalfen sich die Deutschen noch mit ihren Holzhäusern, deren Eigenthümlichkeit für die englisch Redenden hauptsächlich in den hohen Schindel- oder Strohdächern und in der in eine obere und untere Hälfte getheilten Hausthür bestand. Nur einzelne Reiche, wie die Herkimers und Petries im Mohawk Thal, oder die Sternbergs und Bauchs im Schoharie Thale bauten sich schon im vorigen Jahrhundert massive Wohnhäuser.

Häufig fanden Wettrennen zwischen den Bewohnern des Mohawk und Schoharie statt, meistens mit Pferden, vielfach aber liefen ein paar junge Burschen gegen einander, ja so groß war die Leidenschaft für dieses Vergnügen, daß die Cobelskiller, die sonst keine Renner aufzuweisen hatten, ein paar Ochsen gegen einander laufen ließen. Ums Jahr 1770 sandten die Bauern des einen Thals an ihre Freunde im andern eine Herausforderung zur Erprobung ihrer persänlichen Kraft und Stärke. Die Mohawker kamen zur festgesetzten Stunde nach Schoharie, und aus allen benachbarten Ansiedlungen eilten die Leute herbei, um dem Wett-

kampf beizuwohnen. Ein Schlitten wurde mit zwölf schweren Männern beladen und auf den ebenen Boden gestellt. Cornelius Brooman zog ihn an der Deichsel anderthalb Fuß von der Stelle. Cornelius Fonda aus dem Mohawk Thal versuchte es ihm gleich zu thun, wenn nicht ihn zu überbieten, vermochte aber nicht den Schlitten von der Stelle zu bewegen. An demselben Tage lief Adam Kreisler mit einem Dachstädter aus dem Mohawk Thal um die Wette und trug über diesen mit Leichtigkeit den Sieg davon. Es scheint also, daß die Schoharier ihre Landsleute am Mohawk an körperlicher Gewandtheit und Kraft bedeutend übertrafen. Persönliche Streitigkeiten wurden zwischen den Gegnern meistens durch Boxen ausgekämpft. Karten spielte man namentlich an den langen Winterabenden, höchstens um einiges kleines Kupfergeld; es wird einmal als ein ganz außerordentliches Ereigniß erwähnt, daß auch ein Spiel um Silber stattfand.

Wie alle deutschen Bauern jener Zeit waren auch die Thalbewohner abergläubisch und hielten viel von Geheimmitteln, Besprechung des Viehs, ja glaubten theilweise sogar an Hexen. "Die Ehrlichkeit des gemeinen Mannes ist stets mit Einfalt verbunden, daher seine Vorliebe zu Quacksalbern, sein Aberglaube und seine Vorurtheile; daher auch, daß Betrüger und Schwärmer bei ihm so leicht ihr Glück machen. In Schoharie schoß einst ein Mann Namens Rector ungestraft nach einer alten Frau, weil sie eine Hexe sei. Schöne Kühe und Hausthiere wurden hie und da getödtet, weil's ihnen von Jemandem angethan war. Ein alter Doktor Molter wollte sich häufig mit den Hexen herumgeschlagen haben, und nur dadurch ihrer Herr geworden sein, daß er sich mit dem Rücken an die Kirche von Schoharie gelehnt habe. Dieser selbe sogenannte Doktor behauptet auch, mittelst Blicks und Worts Ratten zum Gehorsam zwingen und von einem Hause ins andere treiben zu können; natürlich wurden die Dienste des feinen Menschenkenners häufig von Böswilligen benutzt, welche ihren Nachbarn einen Schabernack spielen wollten. Als während der Revolution im Mohawk Thal, ein Maun, Namens Hare, als Spion gehängt worden war, wurde seine Leiche vor der Beerdigung in einem Keller verwahrt. Die Neugierigen, welche sie zu sehen herbeigekommen waren, bemerkten eine Schlange, die zufällig über den Körper des Gehängten kroch. Das sei der Teufel, der sich die ihm verschriebene Seele hole, hieß es im ganzen Thale, und kein Bauer wollte es sich ausreden lassen, daß der Unglückliche dem „Bösen" verfallen sei.[197] Der Missionär John Taylor schildert in seiner 1802

durchs Mohawk Thal gemachten Reise die Deutschen als gastfrei und von lebendigem Gerechtigkeitssinn beseelt. „Von Religion," sagt er, „wissen sie so gut als nichts, und dann sind sie sehr abergläubisch. Sie lassen sich viel von Träumen und Erscheinungen beeinflussen; selbst die Einsichtigsten von ihnen leiden unter der Furcht, welche Träume erzeugen. Ihren Todten gegenüber beobachten sie einige sonderbare Gebräuche. Wenn Jemand stirbt, so ist keiner der Ueberlebenden, weder Angehörige noch Nachbarn, es sei denn unumgänglich nöthig, dahin zu bringen, die Leiche zu berühren. Diese wird von zwölf Männern getragen und mit Gesang bis zum Grabe geleitet. Nur Eingeladene nehmen am Leichenbegängniß Theil. Am Grabe wird wenig gesprochen; die Leidtragenden kehren schnell ins Todtenhaus zurück und betrinken sich. Erst sechs Wochen nach dem Tode wird das Testament eröffnet und mit Zahlung der Schulden begonnen." [198]

Von einem geistigen Leben der Deutschen in New-York kann während der uns beschäftigenden Periode natürlich nicht die Rede sein, und selbst in seiner primitivsten Form, im religiösen Bekenntniß und seiner kirchlichen Bethätigung macht es sich erst allmälig, von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, geltend. Auch auf diesem Gebiet zeigt sich, durchaus nicht zum Vortheil unserer Landsleute, der schroffe Gegensatz, welchen sie zu den englisch redenden Ansiedlern bilden. Jene trugen sofort das Schulhaus und die Kirche als unentbehrlichen Bestandtheil ihres Inventars selbst in die entfernteste Niederlassung, diese arbeiteten sich im günstigsten Falle erst aus dem Rohesten heraus, ehe sie an den Unterricht ihrer Kinder und an ihre eigenen geistigen Bedürfnisse dachten, wenn sie sich überhaupt darum kümmerten. Ohne Hülfe von Europa würde darum auch wohl schwerlich eine deutsche Kirche in Amerika gegründet worden sein.

Erst von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an erhielt sie ihre Anregung und Unterstützung aus Deutschland und Holland. Hier nahmen sich vorzugsweise drei Kreise der religiösen Bedürfnisse ihrer ausgewanderten Glaubensbrüder energisch an. Die Franke'schen Stiftungen in Halle sandten lutherische Prediger und Bibeln, die Reformirten in der Pfalz, in Amsterdam und andern holländischen Städten unterstützten ihre Religionsverwandten mit geistlichen Büchern und Geld, endlich aber wählten die Herrnhuter Nordamerika zur Ausbreitung ihrer Lehre und ließen sich in New-York, Pennsylvanien und Nord-Carolina nieder. Zu Zeiten kam auch Hülfe aus den freien Reichsstädten, vor allen

Augsburg, Frankfurt a. M. und Hamburg, und in vielen Fällen übernahmen die lutherischen Hofprediger in London, wie Ziegenhagen und Böhme, die Vermittlung für die Lutheraner. Ums Jahr 1740 wurde das Interesse der deutschen religiösen Kreise für die Mission nach und in Amerika am lebendigsten. Heinrich Melchior Mühlenberg aus Einbeck, Michael Schlatter aus St. Gallen und Graf Zinzendorf treten zwischen 1742 und 1746, also ziemlich gleichzeitig, als die ersten Vorkämpfer des Lutherthums, des Calvinismus und des Herrnhuterthums in Amerika auf. Trotz des allen gemeinschaftlichen Zieles arbeiteten sie aber wie erbitterte Feinde gegen einander, und selbst in der Hitze der Religionskämpfe kann der Haß zwischen Katholiken und Protestanten nicht zersetzender und giftiger gewirkt haben, als das Wüthen der protestantischen Bekenntnisse unter und gegen einander. Sie suchten sich förmlich die Seelen abzujagen und erachteten kein Mittel für zu schlecht, um den lästigen Konkurrenten zu schädigen oder noch besser ganz aus dem Felde zu schlagen. Die Gerechtigkeit gebietet übrigens anzuerkennen, daß die Herrnhuter nie der angreifende Theil waren und sich stets nur in der Defensive hielten, während die Lutheraner immer am Unduldsamsten angriffen. Nach diesen der Zahl und Intelligenz nach stärksten Religionsgenossenschaften gab es wenigstens noch ein Dutzend Sekten, die namentlich in Pennsylvanien behaglich gediehen, indem sie, dem Beispiele der größeren Bekenntnisse folgend, einander weidlich anfeindeten und verläumdeten, zankten und zerzausten. Ueberhaupt ist Pennsylvanien der klassische Boden, auf welchem die religiösen Kämpfe geführt werden, weil sich, abgesehen von seiner größern deutschen Bevölkerung, alle Sekten, oder die aus religiösen Gründen Auswandernden dahin wandten; New-York dagegen spielt in dieser Beziehung eine untergeordnete Rolle und kommt nur gelegentlich in Betracht, da seine religiösen Verhältnisse einfacher und gesunder waren und erst in der zweiten Linie des öffentlichen Interesses standen.

Trotz dieses Mangels an Liebe und Toleranz gegen Gleichstrebende, wenn auch anders Denkende, haben diese Religionsbekenntnisse, sobald sie sich auf die Arbeit unter ihren Anhängern beschränkten, große Verdienste um die Hebung, die Bildung und den Zusammenhalt unserer Landsleute in Amerika, denn sie brachten das einzige ideale und geistige Element in die Anschauungen dieser theils verwahrlosten, theils verwilderten Menschen. Diese Prediger waren ihre Lehrer und Erzieher, ihre Freunde und Helfer in der Noth, sie vermittelten für die Deutschen

das Gefühl des Zusammenhangs mit der Außenwelt, mit der Provinz und dem Staat, sie pflegten in ihnen das meistens winzig kleine Samenkorn der Kultur, das nur zu oft ganz zu verdorren drohte.

Dieses große Verdienst tritt um so glänzender hervor, je mehr man sich die bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschenden rohen Zustände unter den Eingewanderten vergegenwärtigt.

Von 1682 bis 1709 wanderte nur ein deutscher Prediger in Amerika ein; er hieß Heinrich Frey und ließ sich in Pennsylvanien nieder. Der erste, welcher ihm folgte, war der im fünften Kapitel genannte Josua v. Kocherthal. Die Einwanderer brachten höchstens ihre Erbauungsbücher, wie Arndt's wahres Christenthum, Postillen und Sammlungen von Kirchenliedern mit oder erhielten sie von London nachgeschickt und lasen sich Sonntags daraus vor. Sie hatten so viel mit Beschaffung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu thun, daß sie nicht einmal an die Errichtung von Schulen, geschweige denn an den Bau von Kirchen denken konnten; außerdem aber ließ sie die Zerstreutheit der Ansiedlungen nicht zur Ergreifung gemeinschaftlicher Maßregeln gelangen. Wer seine Kinder unterrichten lassen wollte, übergab sie den benachbarten, bereits bestehenden Religionsgesellschaften, mochten es nun Quäker, Presbyterianer oder Episkopale sein, deren Bekenntniß die Schüler als stillschweigende, aber natürliche Folge des Unterrichts, gleichsam als Zahlung dafür, annahmen. Erst im dritten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts regte sich in den Deutschen der Wunsch nach deutschen Predigern und deutschem Unterricht. Einige neu eingewanderte Gesellschaften brachten welche mit, namentlich nach Pennsylvanien; die New-Yorker wandten sich nach Holland und Hamburg und erhielten nach und nach nicht allein verschiedene Pastoren, wie Berckenmeyer, Knoll, Sommer, Falkner, Wolf und Hartwig, sondern auch Bücher und Beihülfe zu Kirchen und Schulen. Auch in Deutschland sammelte man fortan an verschiedenen Orten für die protestantischen Landsleute in Amerika, vor allem in Stuttgart, Darmstadt, Wernigerode, der Residenz der pietistischen Grafen Stolberg, und in den freien Reichsstädten; einzelne „erweckte Seelen" machten auch Schenkungen oder hinterließen Vermächtnisse zum Besten der amerikanischen Mission. Aber erst seit Mühlenberg die lutherischen Gemeinden in Pennsylvanien, New-Jersey und New-York ins Leben rief oder durch seine anregende Thätigkeit neu beleben half, andrerseits aber durch seine regelmäßigen sachlichen Berichte den Landsleuten daheim die hohe Bedeutung seiner Arbeiten klar machte,

erst seitdem kam Methode und ein fester Halt in die kirchliche Organisation der Deutschen in Amerika.[199]

Mühlenberg, geb. am 6. September 1711 und gest. am 7. Oktober 1787, war ganz der Mann für die Durchführung einer so schwierigen Aufgabe. Mit großer Energie des Geistes verband er eine vortreffliche Gesundheit, die ihn alle körperlichen Strapazen gleichgültig ertragen ließ; nie verlor er sein Ziel aus den Augen, und stets konzentrirte er seine reichen Kräfte auf den einen Punkt der Begründung und Ausdehnung der deutsch=lutherischen Kirche in Amerika. So konnte er sich am Ende einer segensreichen und tapfern Laufbahn mit Stolz sagen, daß die lebenskräftigen deutschen Gemeinden vom Mohawk Thal bis ins Shenandoah Thal, von Herkimer und Rheinbeck in New=York bis Frederick in Maryland und Woodstock und Straßburg in Virginien hauptsächlich seiner Arbeit und Thätigkeit ihre Blüthe verdankten. Wir werden sein öffentliches Wirken in der Geschichte der deutschen Einwanderung in Pennsylvanien ausführlicher zu beleuchten haben; hier mögen daher nur einzelne Stellen aus der auch New=York berührenden Darstellung Mühlenbergs und seiner Kollegen Platz finden.

„Die unzähligen Hindernisse“ — sagt er in seinem, mit den Pfarrern Peter Brunnholtz und Johann Friedrich Handschuh gemeinschaftlich verfaßten Schreiben, d. d. Philadelphia 9. July 1754[200] — „die unzähligen Hindernisse, von innen und außen, Kleinmüthigkeit, Verzagtheit, Furcht wegen des Zukünftigen und allerhand Gemüthsumstände wollen uns oder einige von uns überwältigen. Unsere Bekümmernisse gehen zuweilen uns durch Mark und Bein. Einige von uns werden alt, matt und stumpf; andere je mehr und mehr kränklicher und unbrauchbarer. Die vielen ausgestandenen Strapatzen und Reisen zu Pferde unter den weit von einandergelegenen Gemeinen, bey Tage, Nacht, im Schnee und Frost des Winters, und in unerträglicher Hitze im Sommer, können einen genug ausmergeln und steif machen, wenn man auch der Stärkste wäre. Der Mangel an einem nothdürftigen Auskommen und Unterhaltung drücket auch das Gemüthe sehr nieder. Viele in unserer Gemeine speisen uns mit stolzen Worten ab, und sehen es als eine große Gnade an, wenn sie aus ihrem Ueberfluß uns ein weniges mittheilen. In zehn Familien finden sich in manchen Gemeinen kaum eine oder zwo, die das, was sie jährlich zum Unterhalt versprochen, darreichen; und fordern wollen wir nicht. Von den meisten müssen wir uns damit begnügen lassen, daß sie uns nichts geben können, weil sie

selber arm in's Land kommen und nichts haben. Manche, wenn ihnen ihre Unordnungen und Sünden vorgestellet und sie davon abgemahnet werden, höhnen den Prediger in's Angesicht oder bleiben mit ihren Familien von Kirche und Schule weg, damit sie, wie sie verächtlich sagen, dem Pfaffen nichts geben dürfen, oder damit sie ihn aus der Gemeine heraushungern mögen, wie sie auch zu reden pflegen. Die von der Kirche Separirten bemühen sich schriftlich und mündlich, uns als Bauchpfaffen ꝛc. dem Volke lächerlich vorzustellen und halten die Kirchenleute für Thoren und Narren, welche etwas zur Besoldung der Prediger geben. Die Prediger (sagen und schreiben sie) konnten arbeiten, Holtz hacken, pflanzen, säen oder ein Handwerk treiben, wie die Zuhörer thun müssen, an den Wochentagen und am Sonntage ihnen umsonst predigen, weilen sie es ja umsonst empfangen hätten, und was dergleichen mehr ist. Damit reiben sie beständig die Ohren unserer Leute in Zeitungen, in Compagnien, auf Reisen, in den Wirthshäusern u. s. w.

„Es befinden sich durgehends in einer jeglichen Gemeine ein oder ein paar Mann, die begütert sind, und zur Erbauung und Erhaltung der Kirchen, wo welche sind, und etwas zum Unterhalt des Predigers geben können. Diese vermeinen insgemein das Jus Patronatus bey der Kirche, wozu sie gehören, in vollkommener und alleiniger Macht zu haben. Sie prätendiren, daß sich der Prediger gänzlich nach ihnen richten müsse. Er soll diejenigen sehr hart bestrafen oder mit dem Bann belegen, welchen solche nicht gut sind. Mit denen aber, die in ihrer Gunst stehen, soll er gar säuberlich verfahren. Kann und will nun ein Prediger solches nicht thun, weil er den faulen Grund ihrer angemaßten Herrschaft siehet: so muß er gewärtig sein, daß durch solche Männer die gantze Gemeine, die den größten Theil noch aus Armen bestehet und solchen Reichen nicht widersprechen dürfen, aufgewiegelt und zerspalten werde, und zuletzt wird er gar mit Gewalt und List ausgestoßen. Und da heißt es: Wir haben Macht und Recht allein, was wir setzen, das gilt gemein, wer ist, der uns will meistern hier, da wir freye Leute sind? Da suchen und laden sie sich Lehrer auf, nach den ihnen die Ohren jücken, und rechtschaffene Leute müssen mit unaussprechlichem Kummer sehen, daß eine gantze Gemeine durch dergleichen Aufwiegler in die Hände und Vorsorge solcher Vagabunden geliefert werde.

„Hierzu kommt noch das Unglück: Wenn die Neuländer, oder wie man sie auch zu nennen pfleget, Seelenverkäufer im Herbst viele Tausend Teutsche jährlich hereinbringen, so finden sich auch verschiedene so=

genannte Prediger bey ihnen, die sie mit aufgepackt haben. Diese sind in Teutschland entweder abgesetzet worden, oder haben allerhand Bubenstreiche hin und wieder gespielet, oder sind niemals im Amt gewesen, sondern haben als gottlose Studenten gelebet. Wenn diese nun herein kommen, so werden sie durch lüderliche Lutheraner vom Schiff losgekauft, und ihre Fracht wird bezahlet. Dafür müssen sie eine Zeitlang den Leuten predigen und die Sacramente verwalten, sie mögen nun die Ordinate empfangen haben oder nicht. Nachhero kriegen sie ihren Abschied, und man kauft wieder neue. Diese Landstreicher ziehen dann das ganze Land hindurch, suchen Brodt, und damit sie desto leichter ihren Zweck erreichen, so gesellen sie sich zu andern frechen, verkehrten und unruhigen Köpfen, die unter den viel tausenden Colonisten mit hereinkommen, schleichen in den Gemeinen ordentlicher Lehrer herum, wiegeln die Zuhörer gegen sie auf, lastern mit einander, da sie wirklich nichts von wissen, sich selbst aber nennen sie reine Evangelische Prediger, und ihre Anhänger sollen allein die rechtgläubige Lutherische seyn."

In New-York treten um die Mitte des Jahrhunderts, als sich die Gemeinden noch selbst überlassen waren, zwei solche Subjekte auf. Das eine, Johann Ludwig Hoffgut, angeblich Pfarrer aus Ingersheim im Herzogthum Würtemberg, trieb sich namentlich am Hudson, in Germantown, Rheinbeck, Fishkill und Loonenburg herum und hetzte die Deutschen unter einander, sowie gegen den Pfarrer Knoll in New-York auf. Unterm 29. Oktober 1746 beschwerte sich dieser sammt seiner Gemeinde beim Gouverneur Clinton über die Stänkereien und den Unfug des Hoffgut und bat, ihm die Ausübung kirchlicher Funktionen zu verbieten. Trotzdem ließ Clinton den Abenteurer gewähren, und den wiederholten Vorstellungen der Gemeinden am Fluß, sowie den aus Deutschland beigebrachten Beweisen über den schlechten Charakter Hoffguts gelang es erst im Jahre 1749, den Gouverneur zu seiner Entfernung zu bestimmen.[201]

Was bei diesen langjährigen Verhandlungen am meisten auffällt, ist der echt deutsche Zug der Beschwerde bei der Obrigkeit. Eine amerikanische Gemeinde hätte den frechen Eindringling nach Erschöpfung gütlicher Entfernungsversuche getheert und gefedert und ihm ein für alle Mal das Wiederkommen verleidet; die Deutschen dagegen appelliren von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Gouverneur, sammeln Beweise in Stuttgart, London und Halle und lassen sich in der Zwischenzeit den Betrüger noch drei Jahre gefallen.

Das andere dieser schlechten Subjekte, Karl Rudolph, beschränkte sich

nicht auf New-York und die Nachbarschaft, sondern durchzog das ganze Land bis Carolina und Georgia und drängte sich bald dieser, bald jener deutschen Gemeinde auf. Sein Operationsfeld war so groß, daß, wenn er von dem einen Orte wegen seines anstößigen Lebenswandels und seiner Verbrechen gegen Eigenthum und Sittlichkeit weggejagt wurde, er doch in einer entferntern Gegend wieder Leichtgläubige genug fand, die sich von ihm bethören ließen. Zuletzt machte er Raritan und Hackensack in New Jersey unsicher. Als er sich auch hier nicht mehr halten konnte, ging er 1750 nach Rheinbeck und Eastcamp, wo er sich für einen Prinzen von Würtemberg ausgab und einen in des Pastors Hartwig Gemeinde ausgebrochenen Streit zu seinen Gunsten ausbeutete. Als Hartwig aber mit seinem Rücktritt drohte, gab man dem Betrüger den Laufpaß, worauf derselbe spurlos verschwand.[202]

Einen erfreulichen Gegensatz zu diesen Abenteurern bilden die Männer, welche ihren Beruf nicht bloß als ein bezahltes Dienstverhältniß auffassen, sondern, sich ihm mit ganzer Seele widmend, zugleich die geistigen Führer ihrer Gemeindeglieder sind und ihnen in allen Lagen als treue, uneigennützige Freunde zur Seite stehen. Glücklicherweise gab es deren viele in den zerstreuten deutschen Niederlassungen, und auch New-York kann sich mehrerer solcher wackeren protestantischen Pfarrer rühmen. In Ermangelung schriftlicher Aufzeichnungen ist es meist unmöglich geworden, einen klaren Einblick in die Wirksamkeit dieser Männer zu gewinnen; die von Einzelnen derselben erhaltenen Züge aber reichen aus, uns ein wenigstens annähernd richtiges Bild von ihrer amtlichen Thätigkeit zu geben.

Greifen wir Einen heraus, den uns bereits aus dem siebenten Kapitel bekannten Pfarrer Peter Nikolaus Sommer (Seite 142) in Schoharie. Sein Wirkungskreis beschränkte sich nicht allein auf diese Gemeinde, sondern erstreckte sich, namentlich in den ersten fünfzehn Jahren seiner Thätigkeit, auf etwa fünfzig englische Meilen im Umkreise von Schoharie auf alle deutschen Niederlassungen, wo Lutheraner zusammenwohnten. So besuchte er in regelmäßigen Zwischenräumen Stone Arabia, selbst Canajoharie und Little Falls am Mohawk, Rheinbeck, East und West Camp, Claverack und Loonenburg am Hudson, Hosack Road in Rensselaer County, Albany, Helleberg und Beaverdam in Albany County. Erst als er älter wurde, stellte er seine Reisen ein. Häufig predigte oder taufte er im Wald, meistens in Scheunen und Wohnhäusern. Die Indianer, welche unter ihm zum Christenthum übertraten,

scheinen auch bei der Taufe den Wald dem Hause vorgezogen zu haben. Sommer legte 1788 sein Amt nieder. Aus dem von ihm mit gewissenhafter Genauigkeit geführten Kirchenbuche geht hervor, daß er während seines amtlichen Wirkens 414 Heirathen und 1962 Taufen vollzogen, 214 Grabreden gehalten und 443 Kinder konfirmirt hat. Im Jahre 1768 traf ihn das Unglück einer plötzlichen Erblindung. Erst nach Jahren kehrte, wie unsere Quellen sagen, ihm ebenso plötzlich das Augenlicht wieder.[203]

Das Leben dieses anspruchslosen und tüchtigen Mannes ist ein beständiger Kampf mit den Elementen, eine freudige Hingabe an die geistigen und sittlichen Interessen seiner Gemeinde, ein bescheidenes Heldenthum, das sich nicht an die Oeffentlichkeit drängt, doch unerschrocken im engen Kreise seine volle Pflicht thut und in diesem schönen Bewußtsein seine ganze Befriedigung findet. Das, was uns einen Helden persönlich so lieb macht und uns zu ihm hinzieht, ist, man gestatte den Ausdruck, die Naivetät und die dadurch bedingte Sicherheit seines Handelns. Ihm selber unbewußt, thut er das Rechte im rechten Augenblick. Sommer war eine solche bevorzugte, in sich gefestete und sichere Natur. Er ritt durch die feindlichen Indianer, ohne auch nur an Gefahr zu denken, und war in dieser immer klar und umsichtig. Als er einst auf einer Reise an den Mohawk von seinem scheuenden Pferde abgeworfen wurde, setzte er ruhig seinen Weg zu Fuß fort, heftete aber, ehe er weiter ging, ein Blatt Papier mit der Nachricht davon an einen Baum, damit seine Gemeindeglieder sofort beruhigt würden, wenn sie das herrenlose Pferd zurückkommen sähen und ein Unglück fürchtend, ihn suchen gingen. Was er vorausgesehen, kam auch. Kaum war das Pferd wieder in Schoharie eingetroffen, als sich verschiedene Bewohner aufmachten, ihren Pastor zu suchen, den sie von Indianern ermordet glaubten. Mitten im Wald fanden sie die Stelle, wo er abgeworfen war, und gleich daneben die Aufklärung über sein Verbleiben.

Noch heute erzählt man sich in Schoharie ähnliche Züge und zahlreiche Anekdoten von „Domine" Sommer. Er verlebte dort eine bewegte und gefährliche Zeit; die Einfälle der Canadier und Wilden, der siebenjährige und der Revolutionskrieg drangen mit ihrem Lärmen, Morden und Brennen sogar bis an sein stilles Thal. „Am 25. September 1746" — so lautet der kurze Eintrag im Kirchenbuch — „den Freiwilligen, die in der Expedition nach Canada gehen, eine Predigt gehalten und ihnen das heilige Abendmahl ausgetheilt." In den einfachen

Worten spiegelt sich ein Stück Geschichte. Und als Quebeck genommen, als mit dem Sturz dieser stolzen Feste zugleich die französische Herrschaft auf dem Kontinent gebrochen und Englands Suprematie begründet war, da feierte Sommer mit seiner Gemeinde am 22. November 1759 ein öffentliches Dankfest, und ebenso feierlich wurde von ihnen am 1. August 1763 die Wiederkehr des Friedens begrüßt. Manches deutsche Haus war in dem wilden Gränzkriege verbrannt, manche blühende deutsche Ortschaft in Asche gelegt, mancher tüchtige deutsche Mann auf dem Schlachtfelde erschossen, aus dem Hinterhalt getroffen oder skalpirt. — Und wohl hatten die Ueberlebenden Recht, sich ob der Vernichtung des mächtigen, grausamen Feindes zu freuen und für ihre eigne Rettung zu danken.

Doch nicht lange dauerte die Ruhe. Kaum zwölf Jahre später rief England selbst die Indianer zum Kriegszuge gegen die Gränzniederlassungen am Schoharie und Mohawk auf. Am zweiten Sonntag im Juli 1781, als Sommer gerade in New-Durlach, dem jetzigen Sharon Springs, predigte, fand dort ein heftiges Gefecht zwischen den Royalisten und Republikanern statt. „Laßt Euch nicht irren," so beschwichtigte der Pfarrer die durch die in nächster Nähe einschlagenden Kugeln unruhig gewordenen Zuhörer, „die Sache, für welche Eure Freunde draußen kämpfen, ist eine gute und gerechte und man wird Euch nichts anhaben." Die Gemeinde hielt jetzt wirklich bis zum letzten Worte ihres tapfern Pastors aus. Dieser war in den letzten Jahren seines Lebens nach Sharon zu seinen Kindern gezogen und starb hier hochgeehrt am 17. Oktober 1795. Auf Veranlassung seines jüngsten Nachfolgers, des Pfarrers Edmund Balfour, wurden 1860 seine Ueberreste nach Schoharie gebracht, wo sie jetzt in der Mitte der alten Gemeinde, auf deren schönem Friedhof, von einem einfachen Monument überragt, ruhen.

Unter Sommers Nachfolgern ist noch Friedrich H. Quitmann aus Iserlohn zu erwähnen, Vater des bekannten Generals und südlichen Politikers. Er diente der Gemeinde als Pfarrer von 1795 bis 1798. Unter ihm wurde 1796 die neue Kirche errichtet, welche heute noch in der Mitte von Schoharie steht. Von der alten Kirche wurden die Namen Derjenigen, welche sie durch freiwillige Beiträge erbauen halfen, mit herübergenommen und in das Fundament mit eingemauert. Wir finden da vor Allen die Lawyers, Schäfer, Kneiskern, Wohlleben, Stubrach, Sternberg, Borst, Mockel, Kramer und Ingold vertreten. Der Stein von Johannes Lawyer ist der größte, weil sein Geber, damals der reichste Mann im Ort, hauptsächlich den Bau ermöglicht hatte. Quitmann

war ein starker, entschlossener, streng auf seine Würde haltender Geistlicher. Als ihm einst auf dem Wege zu der benachbarten Gemeinde nach Cobelskill ein Amerikaner nicht schnell genug Platz machte, eilte er aus seinem Schlitten auf den Mann zu, hob ihn am Kragen in die Höhe und peitschte ihn auf offener Landstraße unbarmherzig durch, damit er für die Zukunft bessere Lebensart und den Pfarrer ehren lerne. Damals deckte das geistliche Ansehen noch derartige Akte pfarrherrlicher Selbsthülfe und hatte weiter keine üblen Folgen. Quitmann ging von Schoharie nach Rheinbeck, wo er erst 1832 starb.[204] Sein berühmt gewordener Sohn Johann Anton Quitmann wurde am 1. September 1798 in Rheinbeck geboren und in Schoharie bei dem Pfarrer Wackerhagen, dem Amtsnachfolger des alten Quitmann, erzogen. Später ging er nach Natchez in Mississippi, zeichnete sich besonders im mexikanischen Kriege durch seine Tapferkeit aus, wurde General und war bis an seinen Tod (17. Juli 1858) einer der extremsten südlichen Politiker (Feuerfresser), welche mit Fug und Recht als die intellektuellen Urheber der großen Sklavenhalter-Rebellion von 1861 gelten können.

Von den Gemeinden im östlichen Theile des Mohawk Thales, wie Canajoharie und Stone Arabia, sind keine näheren Nachrichten mehr erhalten, während sie über dessen westlichen Theil, in German Flats und Herkimer, weniger spärlich lauten. Bereits am 24. September 1730 hatte Nikolaus Wohlleben in den German Flats, etwa eine Meile südwestlich vom heutigen Herkimer, auf der Südseite des Mohawk, ein Stück Land für eine dort zu errichtende deutsch-reformirte Kirche und Schule geschenkt, so daß sich am 23. April 1733 die dortige Gemeinde bildete, welcher Hans Dietrich Stelle im Jahre 1755 eine neue werthvolle Schenkung in Ländereien machte. Die erste Kirche war von Holz gebaut und wurde erst 1767 durch eine steinerne ersetzt, die sich heute noch in gutem, brauchbarem Zustande befindet und auch noch benutzt wird. Die Inschriften auf den älteren Gräbern sind fast ausschließlich deutsch; die Namen Orendorf, Staring, Diefendorf und Foltz kommen häufig vor.

Die drei Pfarrer, welche diesem Kirchlein bis 1848 vorstanden — von ihren Vorgängern wird nichts gesagt — sind die beiden Brüder Rosenkranz, deren älterer, vor den Indianern fliehend, 1758 der erste Pfarrer der deutsch-reformirten Kirche in New-York wurde, während der jüngere 1801 starb, und Johann Spinner, welcher erst 1848 mit Tode abging. Von dem ältern Rosenkranz heißt es, daß er ein klassisch ge-

bildeter Mann gewesen; sein Geburts- und Todesjahr sind nicht bekannt. Der jüngere der beiden Brüder war ein Schwager des General Nikolaus Herckheimer, neigte sich aber während der Revolution auf die englische Seite, so daß er vom ganzen Thal mit Mißtrauen betrachtet wurde. Johann Spinner, 1768 in dem Kurfürstenthum Mainz geboren, war ursprünglich katholischer Priester und trat gegen Ende des Jahrhunderts zum Protestantismus über. Im September 1801 übernahm er die beiden Gemeinden German Flats und Herkimer und stand ihnen bis kurz vor seinem Tode vor, welcher am 27. Mai 1848 erfolgte. Spinner war ein gewissenhafter und tüchtiger Mann; noch heute wird sein Name mit Liebe und Hochachtung von den Thalbewohnern genannt, auf deren Eltern und Großeltern er durch Lehre und Beispiel einen äußerst günstigen Einfluß ausgeübt hat. Seine Amtspflichten waren ausgedehnt und beschwerlich. Wie seine Vorgänger predigte er nicht allein regelmäßig in German Flats und Herkimer, sondern auch ab und zu in Columbia, Esquak, Manheim, Schuyler, Deerfield, Manlius, Le Roy und anderen kleinen Plätzen, wo Deutsche wohnten, später mußte er auch einen um den andern Sonntag eine englische Predigt halten, bis er zuletzt nur englisch sprach, da in seiner Gemeinde das Verständniß des Deutschen mit jedem Jahr mehr abnahm.[205] Ein Sohn Spinner's, General John Spinner, ist seit 1861 Ver. Staaten Schatzmeister.

Ueber die Deutschen in der Stadt New-York läßt sich in der uns beschäftigenden Periode nur sehr wenig sagen. Es wohnten hier zwar viele deutsche Handwerker, Dienstboten und Kaufleute; indessen gingen sie fast ganz in der holländisch-englischen Bevölkerung auf und machten, der Natur dieser Beschäftigung entsprechend, gar keinen Anspruch auf eine selbstständige Stellung. Nur auf kirchlichem Gebiete erhielten sie ihre Nationalität aufrecht; aber Lutheraner und Reformirte befehdeten sich so heftig oder zankten und prozessirten auch so erbittert unter einander, daß die Chronik ihrer Händel nichts weniger als erbaulich ist.[206]

So lange New York noch unter holländischer Herrschaft stand, war die holländisch-reformirte Kirche die Landeskirche und wurde kein lutherischer Gottesdienst geduldet. Erst als die Holländer abzogen, bildete sich im Jahre 1674 in der Stadt New-York eine lutherische Gemeinde, deren aus Holz erbaute Kirche auf einem von der Regierung geschenkten Grundstücke an der südwestlichen Ecke von Broadway und Rectorstreet errichtet wurde. Da ihre Akten und Bücher bei verschiedenen Feuersbrünsten verloren gingen, so haben wir nur spärliche Nachrichten über dieselbe.

Ihr erster Pastor war Jakob Fabrizius, dem aber 1675 — aus welchem Grunde ist nicht gesagt – das Predigen verboten wurde; sein Nachfolger wurde Bernhard Arens, und mit ihm verschwindet alle Kunde von dieser Kirche. Im Jahre 1702 aber wurde an der alten Stelle, gegenüber dem Friedhof der jetzigen Trinity Kirche, eine neue lutherische Kirche aus Steinen erbaut, welche bis zur Revolution stand und 1776 mit allen Urkunden und Büchern ein Raub der Flammen ward. Die Predigten wurden hier anfangs ausschließlich holländisch und später, als die Zahl der deutschen Gemeindeglieder immer größer, die der Holländer aber immer geringer wurde, abwechselnd holländisch und deutsch gehalten. Die deutschen Pfarrer, welche in dieser Kirche bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts wirkten, waren die früher schon erwähnten Justus Falkner, Christoph W. Berckemeyer und Christian Knoll. Ein großer Theil der lutherischen Deutschen New-Yorks war aber mit dieser Theilung nicht zufrieden und wollte seine eigene Kirche haben. Die Unzufriedenen trennten sich deßhalb gegen die Mitte des Jahrhunderts, etwa 1748 oder 1749, von der alten Gemeinde am Broadway und gründeten die erste deutsch-lutherische Kirche am nördlichen Ende von Cliffstreet, die damals Skinnerstreet hieß, zogen aber einige Jahre später an die nordwestliche Ecke von William- und Frankfortstreet, wo sie 1767 eine solide steinerne Kirche — die sog. Swamp-Kirche — erbauten, welche 1850 niedergerissen wurde, nachdem sie zuletzt als Betsal für farbige Presbyterianer, als Auktionslokal und sogar als Pferdestall gedient hatte. Im Jahre 1784 gelang es den Bemühungen des um die Deutsch-Amerikaner hochverdienten Pfarrers Johann Christoph Kunze (des Schwiegersohns des alten Mühlenberg), die Ueberreste der Mitglieder der alten Broadwaykirche mit der neuen Gemeinde zu vereinigen, die sich fortan die Korporation der vereinigten deutsch-lutherischen Kirchen in der Stadt New-York nannte und Kunze zum Pfarrer wählte. Im Jahre 1805 verkaufte sie ihr Eigenthum an der Ecke von Rectorstreet und Broadway an die Bischöflichen, welche dort die Gnadenkirche (grace church) errichteten und letztere 1846 mit einem neuen und fashionabeln Lokale an der Ecke der zehnten Straße und Broadway vertauschten. Kunze starb nach dreiundzwanzigjährigem treuen Dienste, ihm folgte F. W. Geissenhainer, der ebenfalls ausschließlich deutsch predigte. Um das Jahr 1814 versuchte ein Theil der Gemeindeglieder die deutsche Sprache zu verdrängen, Geissenhainer aber gab ihnen nicht nach und zog, sein Amt niederlegend, nach Pennsylvanien. Sein Nachfolger F. C. Schäffer da-

gegen verstand sich dazu, Morgens deutsch, am Nachmittag und Abend aber englisch zu predigen. Diese Anordnung dauerte etwa sieben Jahre. Das deutsche Element in der Gemeinde aber erstarkte allmälig wieder, und während Schäffer 1822 an die Spitze der neugegründeten St. Matthäus-Kirche in Walkerstreet trat, wo er ausschließlich englisch predigte, kehrte Geissenhainer zu seiner alten Gemeinde, der Christkirche im Swamp zurück, in welcher er ausschließlich deutsch predigte. Die neue Gemeinde in der Walkerstreet gerieth bald so tief in Schulden, daß sie am 10. November 1826 zwangsweise verkauft, von Benjamin Birdsall, einem Mitglied der deutschen Kirche im Swamp, gekauft und am 15. Dezember 1826 auf diese übertragen wurde. Fortan sollte, da somit die Gemeinde zwei Kirchen hatte, F. W. Geissenhainer jr. englisch in Walkerstreet predigen; aber der Versuch mißlang, und als die alte Gemeinde 1830 ihre Kirche an der Ecke von Frankfort- und Williamstreet verkauft hatte, zog sie nach Walkerstreet, wo das durch neue Einwanderer verstärkte deutsche Element bald das herrschende wurde. Der ältere Geissenhainer starb 1838; an seine Stelle ward der um die Gemeinde hoch verdiente jetzige Pfarrer C. F. E. Stohlmann gewählt, der von Anfang 1839 an bis auf den heutigen Tag ausschließlich deutsch gepredigt hat. Der jüngere Geissenhainer hatte bis zum Januar 1843 noch englisch gepredigt für die wenigen englisch sprechenden Mitglieder der Matthäus-Kirche, siedelte dann aber nach der sechsten Avenue über, wo er an der Ecke der fünfzehnten Straße die „evangelisch-lutherische Kirche" baute, die heute dort noch blüht. Die Gemeinde in Walkerstreet dagegen nennt sich die deutsch-evangelisch-lutherische St. Matthäus-Kirche.

Die deutschen Reformirten sonderten sich erst 1758 von den holländischen Reformirten und den Lutheranern ab. Sie kauften in diesem Jahre für £ 1250 ein altes Theater in der Nassaustreet zwischen John und Maidenlane (64 und 66 Nassaustreet) und richteten es zur Kirche ein. Der oben genannte Rosenkranz war ihr erster Pfarrer. Einige Jahre später wandte sich der Vorstand nach Heidelberg um Besorgung eines neuen Pastors; das dortige Konsistorium schickte den Pfarrer J. M. Kern, welcher im September 1763 in New-York ankam, am 27. Januar 1764 sein Amt feierlich antrat und 1772 dem C. F. Föring Platz machte. Unter Kern wurde das alte Gebäude niedergerissen und 1765 eine solide Steinkirche an der alten Stelle aufgeführt. Der Nachfolger Förings war Pastor Gebhard, der aber nach der Einnahme der Stadt durch die Engländer New-York verließ. Nach der Revolution

wurde J. D. Groß als Pfarrer angestellt, und ihm folgte im Mai 1795 Philipp Milledoler, der etwa zehn Jahre wirkte. Die nach seinem Abgang ausgebrochenen Streitigkeiten haben für uns kein Interesse; hier nur soviel, daß die Gemeinde im Jahr 1822 ihr Eigenthum in Nassaustreet verkaufte und nach Forsythstreet zog, wo sie heute noch ansässig ist. In der Forsythstreet-Kirche findet sich ein interessantes Monument; es ist die von Oberst W. North dem General Steuben ursprünglich in Nauffaustreet errichtete marmorne Denktafel, welche jetzt zur Rechten der Kanzel eingemauert ist.[207]

Sonstige gemeinschaftliche Beziehungen gab es unter unseren Landsleuten in der Stadt New-York nur wenige. Die Freimaurerei, welche sich seit dem zweiten Drittel dieses Jahrhunderts auch unter den Deutschen Amerika's zu hoher Blüthe entwickelt hat, war damals der großen Mehrheit von ihnen kaum dem Namen nach bekannt. Trotzdem, daß die englischen Logen schon zwischen 1730 und 1740 Eingang in der Stadt New-York gefunden hatten, blieben ihnen die deutschen Einwanderer doch fremd. Eine rein deutsche Loge bestand, mit Ausnahme der im anspach'schen Regiment Seybothen gegründeten, im achtzehnten Jahrhundert nicht in New-York. Dieses Regiment lag während des Krieges in der Stadt New-York und kehrte 1785 mit den übrigen englischen Truppen nach Europa zurück. Seine Loge hatte einen Freibrief aus New-York, vom 1. Mai 1781, und half später die Provinzial große Loge von New-York mit errichten. Nur einzelne Deutsche werden als Freimaurer genannt. So der General Nikolaus Herckheimer, welcher am 8. April 1768 in die von Sir William Johnson 1766 gegründete St. Patricks Loge aufgenommen wurde, oder Johann Jakob Astor, welcher ein eifriges Mitglied der 1787 errichteten und noch bestehenden Holland Loge I. war. Erst 1819 ging aus der 1795 gegründeten englischen Trinity Loge, welche 1840 anfing deutsch zu arbeiten, die erste deutsche Loge, die German Union hervor, welche später die Mutter der Pythagoras Loge I. wurde.[208]

Dagegen traten gegen Ende der uns beschäftigenden Periode die New-Yorker Deutschen zur Unterstützung der Einwanderer zusammen und gründeten zu diesem Zweck nach dem Muster der bereits bestehenden philadelphier Gesellschaft die Deutsche Gesellschaft der Stadt New-York. Wenn auch räumlich von einander getrennt, so setzten sich beide Anstalten doch dieselbe Aufgabe, ihre neuankommenden Landsleute gegen Unterdrückungen, Beraubungen und Uebervortheilungen aller Art

in Schutz zu nehmen und ihnen durch Rath und That zu ihrem Fortkommen behülflich zu sein. Ihre Thätigkeit war und ist, da sie heute noch blühen, für die Einwanderer von den segenreichsten Folgen. Mutter und Tochter, die deutschen Gesellschaften von Philadelphia und New-York, gehören zusammen; beide wetteiferten und wetteifern noch heute mit einander in Bethätigung menschlicher Theilnahme und landsmännischer Fürsorge, beide haben deßhalb auch vollen Anspruch auf die dankbare Anerkennung aller Deutschen.[209]

Die deutsche Gesellschaft von Philadelphia zunächst wurde am 25. Dezember 1764 gegründet und am 20. September 1781 inkorporirt. Es gehörten ihr die angesehensten Deutschen des Staates an, und namentlich haben sich die Mühlenbergs, Vater und Söhne, große Verdienste um ihr Gedeihen und ihre Entwicklung erworben. Der alte Mühlenberg sorgte durch die „Hallischen Nachrichten" dafür, daß ihr gemeinnütziger Zweck in Deutschland bekannt wurde, und daß von dort sogar Gelder für wohlthätige Zwecke nach Pennsylvanien geschickt wurden. Von seinen beiden Söhnen waren Peter im Jahre 1788 und von 1801 bis 1807, Friedrich August dagegen von 1789—1797, also auch zur Zeit, als er Sprecher im Hause des Kongresses war, Präsidenten der Gesellschaft.

Der Hauptzweck derselben war und blieb natürlich, alle diejenigen deutschen Einwanderer zu unterstützen, die in Gefahr standen, von den Kaufleuten oder anderen Personen übervortheilt zu werden. Diese Uebervortheilung fand gewöhnlich in der Art statt, daß die Passagiere, die in Holland ihre Passage zu einem bestimmten Preise geborgt hatten, unterwegs gezwungen wurden, einen andern Kontrakt zu unterschreiben, in welchem natürlich ein bedeutend höherer Preis festgesetzt wurde. Selbstredend kam es in derartigen Fällen sehr viel auf einen energischen Schutz an. Die Gesellschaft gewährte ihn durch ihren Anwalt. So kam es z. B. im Jahre 1772 vor — um von hunderten nur einen Fall anzuführen — daß Georg Martin für sich, seine Frau und fünf Kinder, darunter zwei unter zehn Jahren, die also nur als eine Person zählten, zu £ 9 per Kopf Passage im rotterdamer Schiff Minerva genommen hatten. Die Ueberfahrt hätte also für die ganze Familie £ 54 kosten müssen. Außerdem erhielt der Martin von den Rhedern 40 holländische Gulden (etwa £ 3 1/3) vorgestreckt. Er starb unterwegs. Bei der Ankunft in Philadelphia wurden die drei ältesten Söhne, jeder auf fünf Jahre, zu £ 30 verkauft, macht £ 90; die beiden kleinen Kinder für £ 10

zusammen entlassen. Trotzdem, daß nun die Rheder für ihre Vorlage von sage £ 58 bereits £ 100 erhalten hatten, sollte die sechsundvierzigjährige Wittwe noch auf fünf Jahre zu £ 22 verkauft werden. Auf Verwendung der deutschen Gesellschaft wurde die Frau freigegeben; sie selbst hatte gar nichts dagegen, daß ihre Kinder in obiger Weise die Passage abdienten.

Ein anderer nicht minder wichtiger Zweck der Gesellschaft bestand darin, daß sie denjenigen Deutschen, welche für ihre Fracht sich zeitweise verkaufen mußten, bei den gerichtlichen Formalitäten half und deren Pflichten — denn von Rechten war bei den armen Teufeln nicht die Rede — wenigstens rechtskräftig festsetzen ließ. Bis zur Stiftung der Gesellschaft waren gerade auf diesem Gebiete die gröbsten Betrügereien verübt worden. Der arme Deutsche, der kein Wort Englisch verstand, wurde vor den Mayor von Philadelphia geschleppt, um dort verpflichtet zu werden. Unter allen Mayors von Philadelphia konnten aber im vorigen Jahrhundert nach den Berichten der deutschen Gesellschaft nur zwei deutsch sprechen, und diese trieben die Importation der Deutschen als Geschäft, waren also selbstredend für möglichste Ausbeutung derselben. Die Verhandlungen vor dem Mayor nun bestanden meistens nur in einigen Pantomimen. Die Namen der Einwanderer wurden absichtlich falsch geschrieben. „It was a common saying“ — heißt es in einer desfallsigen Beschwerde der deutschen Gesellschaft — „that anything would do for the name of a Dutchman.“ Es entstanden auf diese Weise Verwechslungen und Streitigkeiten, die natürlich immer gegen den Deutschen entschieden wurden.

Als Pennsylvanien sich mit den übrigen Kolonien von England trennte, erhielt jeder Friedensrichter die Gewalt, einen deutschen servant (Serbe auf Deutsch-Pennsylvanisch) zu binden. Dadurch wurde aber jede Kontrolle unmöglich. Die deutsche Gesellschaft setzte es nach langen, vergeblichen Bemühungen endlich durch, daß laut Gesetz vom 8. April 1785, „alle Deutschen, die für ihre Fracht zu dienen hatten, bei einem von dem hohen gesetzvollziehenden Rath dazu bestimmten Registrator, der die deutsche Sprache wohl verstand, verbunden werden mußten. Woselbst ihr gemachter Vergleich, die Zeit, wie lange sie zu dienen haben, und der Ort, wo sie hinkommen, nebst ihres Meisters Namen, registrirt wird; und allwo Freunde sich einander ausfinden können, wenn sie sich bei dem Registrator deßwegen melden. Und da Eltern oftmals, um ihre eigenen Frachten zu vermindern, sich vergleichen, daß ihren Kindern mehr

Fracht auferlegt werde, als sie sonst zu zahlen haben, so wird ihnen angepriesen, ihren gemachten Vergleich schriftlich an den Registrator durch ihre Kinder einzusenden, damit Alles gehörig und richtig vollzogen werde."

Endlich aber nahm sich die Gesellschaft derjenigen deutschen servants an, die von ihren Herren mißhandelt wurden. In der Protokollen findet sich z. B. ein Fall erwähnt, der sich gegen Ende der hier geschilderten Periode, im Jahre 1797, zutrug, wonach ein deutscher Junge von seinem amerikanischen Herrn bei kaltem Wetter Wochen lang mit einer Kette an den Boden gefesselt, ganz unmenschlich geschlagen und troß seiner Wunden zur Verrichtung seiner täglichen Arbeit angehalten wurde. Während einem Lehrling bei grausamer Behandlung seitens des Meisters gestattet war, diesen zu verlassen, solange die gerichtliche Untersuchung seiner Beschwerde anhängig war, mußte ein servant bei ihm aushalten. Die Gesellschaft bemühte sich, den letztern mit dem Lehrling rechtlich auf gleiche Stufe zu stellen. Ihr Anwalt schlug vor, dieserhalb ein Gesetz bei der Legislatur zu beantragen.

Dieser verdienstvollen Thätigkeit nach Außen entsprach eine ebenso anerkennenswerthe Vertretung der deutschen Interessen in Philadelphia. Wenn schon seit Anfang ihres Bestehens die Gesellschaft Kinder armer Eltern unentgeltlichen Elementarunterricht gewährt und auf ihre Kosten deutsche Elementarbücher gedruckt hatte, so dehnte sie durch Beschluß vom 25. September 1785 diese Bestimmung dahin aus, daß fortan auf ihre Kosten acht Schüler studiren und sich zu einem wissenschaftlichen Berufe vorbereiten sollten. In dieser Weise wurden für die deutschen Gemeinden im Lande die Pfarrer herangebildet, welche überhaupt im ganzen vorigen Jahrhundert am meisten auf Erhaltung und Hebung des deutschen Elementes hinarbeiteten. Gegen Ende des Jahres 1788 schlug das Gesellschaftsmitglied Pfarrer A. Helmholz vor, eine Preisschrift zur Beantwortung der Frage auszuschreiben: „Wie kann die Aufrechterhaltung und mehrere Ausbreitung der deutschen Sprache in Pennsylvanien am besten bewirkt werden?" Dieser Antrag wurde aber, weil er nicht die allgemeine Zustimmung der Gesellschaft fand, zurückgezogen. Dagegen ward der Jahrestag ihrer Inkorporirung, der 20. September, stets durch eine Festlichkeit gefeiert, bei der einer der hervorragendsten Deutschen der Stadt, z. B. der General oder Präsident Mühlenberg, die Festrede hielt.

Ins Ende des vorigen Jahrhunderts fallen auch die ersten Anfänge der Bibliothek, welche mit der philadelphier deutschen Gesellschaft ver-

bunden ist; vom Jahre 1817, also von derselben Zeit an, wo ungefähr die Seelenverkäuferei aufhörte, wurden ihr bedeutendere Fonds und mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Die Sammlung, die anfangs ausschließlich für deutsche Bücher bestimmt war, wird mit jedem Jahre mehr englisch. So enthielt sie z. B. am 24. Juni 1857, wo 134 Mitglieder die Bibliothek benutzten, 5090 englische und 4360 deutsche Bücher.

In diesem Jahrhundert sind die spezifisch deutschen Bestrebungen der philadelphier Gesellschaft mehr in sich zusammengefallen, zumal die großen Kontinentalkriege von 1792—1815 den äußern und innern Wechselverkehr mit Deutschland sehr geschwächt hatten. Die Protokolle, die bis dahin ausschließlich deutsch geführt waren, wurden vom 25. März 1818 an ausschließlich englisch und vom 27. Dezember 1841 an, wo das deutsche Element wieder mehr erstarkt war, wenigstens englisch und deutsch geführt.

Die deutsche Gesellschaft von Philadelphia, wenn sie natürlich auch im Laufe der Zeit an ihrer Bedeutung verloren hat, blüht heute noch und zählt gegen 300 Mitglieder. Ihr im Jahre 1786 angenommenes Siegel besteht aus drei Feldern, in deren einem eine Bibel, in deren zweitem ein Pflug und in deren drittem ein Schwert mit dem amerikanischen Adler darüber und dem Motto: „Religione, industria et fortitudine Germana proles florebit." (Durch Religion, Fleiß und Tapferkeit werden die Deutschen blühen.)

Die deutsche Gesellschaft von New-York wurde am 23. August 1784 gegründet. New-York stand im vorigen Jahrhundert in einem dem heutigen entgegengesetzten Verhältniß zu Philadelphia. Letzteres nahm damals in der Geschichte der Einwanderung dieselbe Stellung ein, welche New-York jetzt behauptet. Sein Hafen und Handel waren zu jener Zeit noch sehr unbedeutend, Boston und Philadelphia waren ihm in jeder Beziehung überlegen. Es legte erst den Grund zu seiner gegenwärtigen Größe, als es sich durch Anlage seiner Kanäle die erste und beste Verbindung mit dem Westen schuf.

Gegründet wurde die deutsche Gesellschaft unmittelbar nach dem Kriege, und zwar hauptsächlich von alten deutschen Revolutions-Offizieren. In solchen Perioden gemeinsamer Noth und oft unabwendbarer Gefahr fühlt der Mensch das Bedürfniß der Vereinigung und des Zusammenhaltens stärker, als in gewöhnlichen Zeiten: er ist aufopferungsfähiger und wohlthätiger, weil er seine Abhängigkeit und Ohnmacht mehr empfindet und, wenn auch heute noch so unabhängig und frei, vielleicht schon morgen die

Hülfe seines Nachbarn in Anspruch nehmen muß. Darum verdanken auch die meisten wohlthätigen und gemeinnützigen Gesellschaften ihre erste Anregung und Gründung großen sozialen und politischen Krisen und Erschütterungen. In der zweiten Versammlung der Stifter der deutschen Gesellschaft, am 4. Oktober 1784, ward der Oberst Heinrich Emanuel Lutterloh, gebürtig aus Braunschweig, zum Präsidenten und Oberst Friedrich von Weißenfels aus Danzig zum Vize-Präsidenten erwählt. Bei der ersten Jahresfeier am 12. September 1785 wurde General von Steuben Präsident und blieb es neun Jahre lang bis zu seinem am 28. November 1794 erfolgten Tode.

Der Zweck der new-yorker deutschen Gesellschaft bestand damals, wie noch heute, darin, „deutsche Einwanderer zu unterstützen und ihren Nachkommen Hülfe zu leisten.“ Da indessen während der Zeit, welche unsre Aufmerksamkeit beschäftigt, sehr wenig Einwanderer nach New-York kamen, so blieb ihre Thätigkeit mehr auf Akte der Wohlthätigkeit innerhalb des Kreises der angesessenen deutschen Bevölkerung beschränkt. Die Mitglieder kannten einander Alle genau und pflegten unter sich freundschaftliche und landsmannschaftliche Beziehungen. Bei den Versammlungen wurde mit großer Gewissenhaftigkeit an einem feierlichen Zeremoniell festgehalten und bei Aufnahme von Kandidaten in die Gesellschaft eine ganz besondere Förmlichkeit beobachtet. Diese Formen erinnern an die Aeußerlichkeiten, welche den im vorigen Jahrhundert in großer Blüthe gestandenen geheimen Gesellschaften anklebten.

Wir begegnen zu dieser Zeit auch den ersten Verbrüderungs-Versuchen mit den Schwestergesellschaften. In der Versammlung vom 3. April 1786 wurde wenigstens vorgeschlagen, mit der philadelphier Gesellschaft in nähere Verbindung zu treten; es scheint indessen, daß diese, als die größere, ältere und reichere, auf den ihr vorgelegten Plan nicht einging. Dagegen schickte die new-yorker Gesellschaft im April 1790 ihren Präsidenten und Vize-Präsidenten auf eine Konferenz, wozu sie von den übrigen Nationalgesellschaften eingeladen worden, um gemeinschaftliche Schritte zu Gunsten der ins Land kommenden Einwanderer zu berathen.

Bis 1848 wurde das Stiftungsfest feierlich begangen und ein großes Essen gehalten, bei dem es natürlich nicht an Reden und patriotischen Toasten fehlte. Im Jahre 1788 ward beschlossen, daß die Gesellschaft ihr Jahresfest am 11. August feiere, als dem Datum der deutschen Unabhängigkeit, weil an diesem Tage Hermann den Varus im teutoburger

Walde geschlagen haben sollte. Unser mythischer Volksheld Hermann war dem noch lebenden Washington gegenübergestellt und der noch mythischere 11. August dem in Aller Gedächtniß lebenden 4. Juli an die Seite gestellt.

Als man im Frühjahr 1794 allgemein an einen Krieg mit England glaubte, und die Bürger von New-York sich alle wie ein Mann erboten, an der Erbauung von Befestigungen in der Nähe der Stadt zu helfen, beschloß auch die deutsche Gesellschaft am 21. Mai 1794, daß alle ihre Mitglieder und überhaupt die deutschen Einwohner von New-York, wenn es gewünscht würde, einen Tag lang an den Forts mitarbeiten sollten, die man eben auf Governors Island in Angriff genommen hatte. Die Deutschen versammelten sich deßhalb am frühen Morgen des 5. Juni im reformirten Schulhause in der Nassaustreet, marschirten, ihren Präsidenten an der Spitze, mit fliegenden Fahnen den Broadway („den breiten Weg") hinab nach Whitehall und setzten nach Governors Island über, wo sie, nachdem ihnen der Mayor der Stadt ihre Plätze angewiesen hatte, bis Sonnenuntergang arbeiteten. Darauf fand ein gemeinschaftliches Mahl statt. Unter dem für dessen Veranstaltung ernannten Ausschuß befand sich auch der nachher durch seinen Reichthum so bekannt gewordene J. J. Astor, seit 1787 Mitglied der Gesellschaft.

Am 15. Oktober 1792 kam der erste Fall einer größeren Einwanderung vor. Es war nämlich das Unerhörte, noch nie Dagewesene geschehen, daß zwei deutsche Auswandererschiffe auf einmal im Hafen von New-York einliefen. Die darauf befindlichen Passagiere waren unter sehr ungünstigen Bedingungen von der Genessee Land-Kompagnie engagirt worden und sollten direkt in den Westen des Staates versandt werden. Die deutsche Gesellschaft nahm sich ihrer aber sehr energisch an und bewirkte durch ihre thätige Vorsorge eine bedeutende Verbesserung ihrer Lage. Steuben bearbeitete namentlich den Agenten jener Kompagnie, einen Herrn Wm. Berey, der denn in der Folge auch, weil er sich in allen wesentlichen Punkten willfährig gezeigt hatte, zum Ehrenmitglied der Gesellschaft ernannt wurde.

Die Mitglieder des Verwaltungsrathes kamen gewöhnlich monatlich einmal beim Präsidenten zusammen und erledigten bei einer Tasse Kaffee und einer Pfeife Tabak ihre Geschäfte. In den Jahren 1791—1794 bewohnte Steuben ein Haus an der Ecke von Broadway und Fultonstreet, No. 214, da wo jetzt die Parkbank steht. Dies Haus war lange Zeit das äußerste in der Stadt. Die Mitglieder des Verwaltungsraths

beschwerten sich deßhalb wiederholt gerade so über den weiten Weg zur Wohnung des Präsidenten, als wenn sie jetzt, statt nach Castlegarden, sich in den Zentral=Park zu begeben hätten.

Während der ersten zwanzig Jahre ihres Bestehens pflegte die deutsche Gesellschaft von New=York solche Deutsche und Amerikaner, die sich um unsere Landsleute ein besonderes Verdienst erworben hatten, zu Ehren=mitgliedern zu ernennen. So finden wir unter deren Zahl die Generale Horatio Gates, Philip Schuyler, Alex. Hamilton, den Mayor der Stadt, Wm. Duane, den Obersten und spätern Vize=Präsidenten Aaron Burr und den Mayor Eduard Livingston. Von Deutschen wurden u. A. die beiden Mühlenbergs, der Reichsgraf von Rotenhahn, der bekannte Schriftsteller Legations=Rath Bertuch, und Oberst von der Malsburg zu Ehrenmitgliedern erwählt.

Wie gering übrigens der Zufluß deutscher Einwanderer zu jener Zeit in New=York war, zeigt der Umstand, daß kaum zehn Jahre nach Stiftung der Gesellschaft, vom 25. Juli 1794 an, die Protokolle englisch geführt wurden, während sie in Philadelphia erst im Jahre 1818 in dieser Sprache anfangen. Erst im Jahre 1844 machte hier das Englische unsrer Muttersprache wieder Platz. Eine deutsche Druckerei gab es während des ganzen vorigen Jahrhunderts nur in Philadelphia; es mußten daher auch alle hiesigen deutschen Drucksachen zur Besorgung dahin geschickt werden.

Am 6. April 1804 erhielt die new=yorker deutsche Gesellschaft ihren ersten Freibrief; allein diese und die ihr folgende Zeit liegt außerhalb der Gränzen der gegenwärtigen Arbeit.

Fünfzehntes Kapitel.

Johann Jakob Astor.

Am Ausgange des vorigen und an der Schwelle des gegenwärtigen Jahrhunderts tritt unter den Deutschen New-Yorks ein Mann auf, welcher von unscheinbaren Anfängen ausgehend sich bald den ersten Bürgern des Landes ebenbürtig an die Seite stellt und mit kühner Hand der jungen Republik ihre Entwicklung auf Gebieten vorzeichnet, welche erst vierzig Jahre später in den Kreis des Welthandels und der Welthändel eintreten sollten.

Ein selbstgemachter Mann im eigentlichen Sinne des Wortes war Johann Jakob Astor — denn von ihm ist hier die Rede[210] — eine jener universalen, Alles umfassenden und beherrschenden Naturen, welche scheinbar an kein bestimmtes Land gebunden, ihren unermüdlichen Unternehmungsgeist auf ganze Welttheile ausdehnen und über den fernsten Zielen doch nie das nächste aus den Augen verlieren, einer jener friedlichen Eroberer, welche vor keinem Hinderniß zurückschrecken und den Welthandel in neue Bahnen lenken, ein kaufmännisches Genie, in welchem sich Verdienst und Glück zu so wunderbarer Harmonie verketten, daß man nicht weiß, wo jenes aufhört und wo dieses anfängt, oder welches von beiden ihn so hoch emporgehoben und auf so stolzer Höhe befestigt hat. Reicher und mächtiger als alle die Landesväter und Landesväterchen von Gottesgnaden, welche zur Zeit seiner Auswanderung in seiner engern Heimath ihren Unfug trieben, greift dieser Herrscher von eigenen Gnaden klar und bewußt in die Geschichte seiner Zeit mit ein und erlangt von seiner einfachen Schreibstube aus einen nach Oregon

und China reichenden Einfluß. Wenn dereinst alle jene kleinen deutschen Fürsten längst der verdienten Vergessenheit anheimgefallen sein werden, und wenn der stille Ozean einst im Völkerleben die Bedeutung erlangt haben wird, welche das Mittelmeer für die alte Welt hatte, und welche der atlantische Ozean für die Gegenwart besitzt, dann wird Astors Namen noch im Gedächtniß der Völker leben, und die Kunde seiner kühnsten und größten That wird zur Poesie verklärt, vielleicht als eine neue Odyssee an die Gestade von Japan und Neu-Seeland dringen.

Astor war der Sohn eines liederlichen Metzgers, Namens Jakob Astor, und am 17. Juli 1763 in Walldorf, einem Dorfe zwischen Heidelberg und Speyer im jetzigen Großherzogthum Baden, also mitten in dem Gebiete geboren, dessen Bewohner seit Anfang des Jahrhunderts massenhaft nach Amerika strömten. Seine äußeren Lebensschicksale sind mit ein paar Worten erschöpft. Er wuchs ohne jeden andern Unterricht als den der armen Dorfschule auf und wanderte, der engen Dürftigkeit des elterlichen Hauses überdrüssig, etwa siebzehn Jahre alt in die weite Welt, zuerst nach London, wo ihm ein älterer Bruder die ersten Wege ebnete, und im Winter 1783 nach New-York, wo er mit Ausnahme verschiedener Geschäftsreisen bis an seinen, am 29. März 1848 erfolgten Tod beständig wohnte. Astor heirathete jung, hinterließ eine zahlreiche Familie von Kindern und Enkeln und war einige Zeit vor seinem Ende nicht mehr im Besitz seiner geistigen Fähigkeiten.

Desto größere Aufmerksamkeit beansprucht seine geistige Entwicklung. Wie kam es, daß dieser arme Sohn des leichtsinnigen Metzgers sich zu solcher Bedeutung emporschwang, woher die frühe Reife des jungen Anfängers, woher der mit jedem Tag wachsende Erfolg des glücklichen Kaufmanns, woher dieser zähe Sinn des Erwerbens und des Zusammenhaltens, woher dieses elastische Emporstreben zu immer höheren Aufgaben?

Astors Vater war eine jener leichtlebigen pfälzer Naturen, wie man sie noch heute vielfach in jenem gesegneten Landstriche trifft. Die paar Kreuzer, welche er einnahm, wanderten ins Wirthshaus. Gab es guten Verdienst, so lebte der Mann flott, stockte die Arbeit, so wurde, um die Sorgen zu verscheuchen, erst recht gezecht und getrunken, so lange der Wirth borgte. Natürlich litt die Familie daheim Noth und Elend; allein das kümmerte den verschwenderischen Metzger wenig. Das trauernde Auge der gebeugten Frau und der vorwurfsvolle Ausdruck in den Mienen der Kinder trieben ihn eher wieder aus dem Kreise der Seinigen, als

daß sie ihn zu demselben hinzogen. Bald erlag die Mutter dem stillen Gram; unser Astor war noch ein kleiner Knabe, als sie starb. Der Vater brachte bald eine Stiefmutter ins Haus, setzte seinen alten Lebenswandel fort und prügelte Frau und Kinder oder „wetterte“ derartig, daß der junge Johann Jakob öfters sein Nachtlager auf dem Heuboden des Nachbarn suchte oder seinen Hunger an einem ihm geschenkten Stück Brod stillte. Die älteren Söhne hatten es, nachdem sie aus der Schule entlassen waren, bei dieser Wirthschaft keinen Augenblick länger ausgehalten und sich alle den Rhein hinunter in die Fremde gewandt. Der eine von ihnen war in Neuwied hängen geblieben, der andere erfreute sich als Instrumentenmacher in London eines guten Auskommens, und von dem Wohlergehen des dritten drang die Kunde herüber über den Ozean aus dem fernen New-York. So war Johann Jakob der einzige von den Brüdern, welcher noch in der Heimath weilte und dem Vater in dessen verwahrlostem Geschäfte helfen oder die jüngeren Geschwister beaufsichtigen mußte. Je größer der Knabe wurde, desto mehr empfand er im Gegensatz zu seinen Altersgenossen seine drückende Lage. Gelernt hatte er nichts Rechtes; aber sein Verstand sagte ihm, daß er ohne Kenntnisse in der Welt nicht fortkommen könne. Hinter der trostlosen Gegenwart lauerte eine noch trostlosere Zukunft, und wie ein Bleigewicht hing sich das Elend des Vaterhauses an seine Sohlen. Hier gab es keine Rettung für ihn; nur durch die Flucht aus der Heimath, draußen in der Fremde konnte er den Fluch ererbter Armuth von sich abschütteln, sich auf eigene Füße stellen und durch Ehrlichkeit und Fleiß zur Unabhängigkeit emporarbeiten. Unter Entbehrungen und Entsagungen aller Art reifte der Charakter des Jünglings. Manche Nacht mag er im stillen Sinnen und Nachdenken gewacht und seine kindlichen Pläne für eine schönere und bessere Zukunft geschmiedet haben; aber diese Pläne irrlichtelirten nicht schwankend hin und her. Den Blüthenstaub der Romantik hatte die bittere Noth mit rauher Faust von dieser jugendlichen Seele abgestreift, die Verachtung der ihn umgebenden rohen Wirklichkeit erzeugte in diesem frühreifen Gehirn nur nüchterne, in ihren Resultaten sofort greifbare Ziele. Die häufige Einkehr bei sich selbst machte aber aus dem armen verwahrlosten Bauernjungen sehr früh einen von keiner Jugendthorheit beirrten, einem bestimmten Ziele zustrebenden energischen Mann.

Astor wagte also den Bruch mit der Heimath, an welche ihn nichts fesselte, und zog seinen Brüdern nach. Der Abschied wurde ihm nicht

schwer; wann er ihn nahm, ist nicht mehr zu zu ermitteln. Genug, er wandte sich zuerst zu seinem Bruder nach London, blieb dort einige Jahre und ging von da im November 1783 nach Amerika. Er zahlte fünf Pfund für einen Platz im Zwischendeck und behielt außer sieben Flöten, die er vor seiner Abreise zur Spekulation gekauft hatte, noch fünf Pfund baar übrig. Das Schiff, welches ihn nach Baltimore tragen sollte, fror im Januar 1784 in Hampton Roads an der virginischen Küste fest und blieb Wochen lang im Eise stecken. Während Astor hier auf milderes Wetter warten mußte, wurde er mit einem Landsmann bekannter, der mit ihm von Europa herübergekommen war, wo er eine Ladung Pelze verkauft hatte. Dieser erzählte ihm u. A., daß er sich in sehr kurzer Zeit ein kleines Vermögen durch den Pelzhandel erworben habe, und schilderte ihm dessen außerordentliche Vortheile in den glänzendsten Farben. Astor beschloß darauf hin, dasselbe Geschäft zu wählen, und trat, nach seiner Landung nach New-York wandernd, sofort bei einem Kürschner in die Lehre. Sein Meister war ein braver alter Quäker, der ihm anfangs nebst freier Kost und Wohnung nur zwei Dollars per Woche gab, aber schon nach dem ersten Monat, als er die außerordentliche Brauchbarkeit und den großen Fleiß seines Lehrlings erkannte, unaufgefordert seinen Lohn erhöhte. Astor diente von unten auf und hatte Wochen lang nichts Anderes zu thun als Pelze zu klopfen. Er erlernte aber bald das Geschäft in allen seinen Zweigen, studirte die Bezugsquellen des Marktes, unterrichtete sich bei Indianern und Trappern über die Eigenschaften der einzelnen Pelzarten und kaufte selbst bei den armen Farmern am Hudson und weiter hinauf von den Indianern im Innern des Staates. So war Astor in kurzer Zeit nicht allein ein gründlicher Kenner seines Artikels, sondern auch den meisten Fachgenossen an Urtheil und Einsicht überlegen. Noch in späteren Jahren hatte er in seinem Komptoir über dem Schreibpulte einen feinen Pelz hängen, wie andere Leute ein schönes Bild, und pflegte ihn zu streicheln oder dem Besucher seine Vorzüge zu beschreiben.

In jeder Beziehung gehörig vorbereitet und sich des vortheilhaftesten Rufes erfreuend, fing Astor schon 1786 ein eigenes Geschäft an. Es war damals noch eine Eigenthümlichkeit des Pelzhandels, daß er mit verhältnißmäßig geringen Mitteln betrieben und je nach Umständen eingeschränkt oder ausgedehnt werden konnte. Es gab kaum einen Bauern in der Nähe von New-York, der nicht hie und da ein Fell zu verkaufen gehabt hätte; in den Gebirgen von Catskill fanden sich noch Bären in

Menge, und in der Umgegend von Albany und Schoharie hausten noch Biber, während das Innere des Staates Wild aller Art beherbergte, dessen Felle einen gesuchten Handelsartikel bildeten. Astor verwerthete jetzt seine in fremdem Dienste gewonnenen Erfahrungen und kaufte stets selbst im Lande ein. Der Weg in die Pelzgebiete führte die Seen George und Champlain hinauf an den St. Lorenz und vor allem nach Montreal, dem damals größten Pelzmarkte Amerika's, oder durch das Mohawk Thal weiter westlich nach dem jetzigen Rochester und Buffalo. Während andere Händler auf den Besuch ihrer Geschäftsfreunde warteten oder aus zweiter Hand kauften, unternahm Astor selbst seine regelmäßigen Reisen in jene Gegenden und trat mit den Verkäufern an Ort und Stelle in persönlichen Verkehr. Bald gab es kaum einen Punkt in New-York und Canada, den Astor im Interesse seines Geschäfts nicht besucht und gehörig ausgebeutet hätte. Im Herbste fuhr er aber selbst nach London, wo er seine Pelze verkaufte und andere für den new-yorker Markt passende Waaren dagegen einkaufte. So wurde allmälig aus dem Kleinhändler ein Großhändler, der mit jedem Tage an Bedeutung und Stellung gewann. Als er 1790 heirathete, brachte ihm seine Frau zwar nur eine Mitgift von dreihundert Dollars, aber außer dieser geringen Summe schenkte sie ihm ein viel werthvolleres Kapital, denn sie verstand sich, wie ihr Mann von ihr rühmte, auf die Pelze besser, als die meisten Kaufleute, und arbeitete emsig in dessen aufblühendem Geschäfte mit. Als das Jahrhundert zu Ende ging, schätzte er sein Vermögen schon auf eine viertel Million Dollars. Jetzt war der Weg geebnet, auf welchem er sicher und ruhig weiter arbeiten konnte; zwanzig Jahre später war der ehemalige Kürschnerlehrling schon zehn oder mehr Millionen reich.

Astor hatte sich nie ausschließlich auf sein Geschäft beschränkt, obgleich er ihm bis zum Ende des ersten Viertels des Jahrhunderts seine Hauptthätigkeit zuwandte, vielmehr von Anfang an Auge und Ohr stets für Spekulationen — namentlich in Land — offen gehabt, deren Erfolg ihm durch die innern und äußern Bedingungen gesichert zu sein schien. Sein scharfer Blick erkannte auch hier ebenso schnell, wenn nicht schneller, als die erfahrensten Geschäftsleute das Richtige, seine Berechnungen verloren sich nie in vagen Allgemeinheiten, sondern knüpften stets an die gegebenen Voraussetzungen an und schlugen deshalb selten fehl. Vor allem aber brachte ihm seine richtige Würdigung der Lage New-Yorks und dessen dereinstige Bedeutung für den Welthandel, sowie sein unerschütterliches Vertrauen in das Emporblühen der Vereinigten Staaten

viele Millionen ein; er berechnete genau die Zukunft und diskontirte, wenn der Ausdruck erlaubt ist, zu riesigen Prozenten die spätere Größe New-Yorks und der Union. Astor verkaufte einst im Jahre 1810, um hier ein Beispiel aus vielen heraus zu greifen, einen werthvollen Bauplatz in der Nähe der Wallstreet für nur 8000 Dollars, also für einen Preis, den der Käufer sehr niedrig fand. Als die Urkunde schon unterzeichnet war, machte dieser ihn auf den wohlfeilen Kaufschilling aufmerksam. „Ganz gewiß," antwortete der Verkäufer, „haben Sie heute Recht; aber mit den 8000 D., welche Sie mir gezahlt haben, kaufe ich achtzig Bauplätze oberhalb Canalstreet, und in demselben Zeitpunkte, wo Sie für ihren Platz 12,000 D. erhalten werden, sind die meinigen 80,000 Dollars werth" — und er hatte Recht. Bei einer andern Gelegenheit kaufte Astor den Landsitz Aaron Burrs, den sog. Richmond Hill; er bezahlte die 160 Acker mit je 1000 D., nach zwölf Jahren aber war der einzelne Bauplatz, deren fünfzehn auf einen Acker gingen, schon 1500 Dollars werth.

Als Astor 1784 nach New-York kam, zählte es kaum 25,000 Einwohner, und als er 1848 starb, hatte es deren eine halbe Million. Bis zum Anfang des Jahrhunderts war sein Handel unbedeutend und stand hinter dem Philadelphia's, Bostons und sogar Charlestons zurück; noch 1810 hatte die Stadt weniger Einwohner als Philadelphia, und erst 1820 fing sie an, diesem mit einigen tausend Einwohnern den Vorrang abzulaufen. Astor war einer der Wenigen, welche schon damals erkannten, daß New-York vermöge seiner zentralen Lage und leicht zu bewerkstelligenden Verbindung mit dem Innern die stolze Metropole des amerikanischen Handels werden müsse. Die Vollendung der Kanäle sicherte ihm die erste wohlfeile Verbindung mit den Seen und dem großen Nordwesten, die später gebauten Eisenbahnen, sowie die Dampfschiffverbindungen mit Europa dienten nur zur Befestigung der bereits in den zwanziger Jahren entschiedenen Oberherrschaft New-Yorks. Astor war ein Mann, welcher diese Zustände schaffen half, und, wenn auch erst im Werden begriffen, im Geiste bereits fertig vor sich sah. So legte er denn Tausende und Hunderttausende in Grundeigenthum auf der Insel New-York an, nicht etwa, wie der Zufall es bot, sondern in den besten Theilen der werdenden, fast zu sieben Achteln auf dem Papier stehenden Stadt, und noch heute stützt sich der solide Reichthum der Familie Astor auf ihr daselbst befindliches kolossales unbewegliches Vermögen. Und wie in New-York, so setzte Astor das unbegränzteste Vertrauen in die

Entwicklung und in die großartige Zukunft der Union. Zu einer Zeit, wo die Eingeborenen an deren Rettung verzweifelten, in den schlimmsten Tagen des Krieges von 1812, welche den Brand des Kapitols sahen, legte der klarer blickende Adoptivbürger Hunderttausende in amerikanischen Staatspapieren an und gewann damit ebenso viele Hunderttausende, da sie nach dem Frieden wieder ebenso schnell und so hoch stiegen, als sie kurz vorher rasch und tief gesunken waren.

Mit dieser Einsicht in den Geist des amerikanischen Lebens verband Astor einen ebenso großen Scharfblick in Beurtheilung selbst der entferntesten auswärtigen Verhältnisse. In London war er mit den kaufmänischen Operationen der ostindischen Kompagnie und mit der Natur und Ausdehnung des englischen Handels nach China bekannt geworden. Das Reich der Mitte gab den besten Markt für seine amerikanischen Pelze ab und lieferte dagegen Artikel, welche, wie der Thee, in Amerika Bedürfnisse des täglichen Lebens waren. Astor fing zuerst 1800 an, seine Schiffe, mit Pelzen, Ginseng, Eisen und Blei beladen, nach China zu schicken. Sie waren schneller und besser ausgerüstet, als die seiner Konkurrenten und brachten ihm oft durch eine einzige Fahrt 70,000 Dollars ein, während der Durchschnittsgewinn höchstens 30,000 Dollars betrug. Namentlich 1812—1815, während des Krieges mit England, wo dieses die amerikanische Küste blokirte, waren seine Profite unverhältnißmäßig groß; kein einziges seiner Schiffe wurde von dem Blokadegeschwader gekapert. Erst 1827 gab er den Handel mit China ganz auf.

Astor war bereits einer der reichsten Männer New-Yorks, als er 1810 sein großes Unternehmen, die Gründung von Astoria, ausführte. Sie bildet die bedeutendste That seines Lebens und wird, trotz des ihr mangelnden Erfolges, ewig groß und glänzend dastehen. Hier leistet ein einzelner Mann mehr, als bisher reiche Kompagnien und mächtige Regierungen vermocht hatten, er setzt Millionen an einen Plan, der, wenn ausgeführt, den stillen Ozean und seinen Handel schon damals der amerikanischen Oberherrschaft unterworfen haben würde. Der Kaufmann wird Entdecker, Eroberer und Staatsmann; der Großhändler steht weder an Kraft der Initiative, noch an Einsicht und Energie in Durchführung seiner weitreichenden Pläne hinter den gebietenden Herren der Erde zurück.

Der nicht in großen Seestädten wohnende Deutsche hat selbst heute noch einen über alle Maßen kleinen und schiefen Begriff vom Großhandel. Ein größerer Krämer gilt ihm schon als Großhändler, wenn er nur

viel verkauft oder viel Geld verdient. Herr Schröder, der Held des sonst mit Recht berühmt gewordenen „Soll und Haben", ist ein unbedeutender Zwischenhändler, der den Kaffee höchstens zentnerweise statt pfundweise wiegen läßt und dabei als braver Bürger die hohe Obrigkeit und seinen Katechismus vor Augen hat. Es ist geradezu widerlich, diese untergeordnete Plusmacherei, diesen potenzirten Schacher als das Ideal bürgerlicher Tüchtigkeit und Arbeit gepriesen zu sehen. Ob er in dieser oder jener beschränkten Form getrieben wird, ist für den Fortschritt der Welt ebenso gleichgültig, als ob die untergeordnete Existenz, die sich ihn als Lebenszweck gesetzt hat, Schröder oder Anton heißt. Nicht bloß die Masse der abgesetzten Waaren, sondern der Geist des Mannes, sein bewußtes Eingreifen in den großen Welthandel, die Schöpfung neuer und die Erweiterung der bestehenden Verkehrsverhältnisse macht den Großhändler, dessen Heimath die Seestadt ist. Reiche Fabrikanten und Bankiers mögen unter Umständen auch recht große Kaufleute sein; aber sie befriedigen in der Regel nur die vorhandenen Bedürfnisse und schaffen nur ausnahmsweise neue. Unter den Großhändlern steht der Rheder, oder was man englisch besser als shipping und commission merchant bezeichnet, oben an. Bei dem großen Siegeszuge, welchen der moderne Handel bis an die entferntesten Enden der Welt unternimmt, ist — um in unserm militärischen Zeitalter ein kriegerisches Bild zu gebrauchen — der Rheder der Feldherr und Stratege, welcher den Operationsplan entwirft und ausführt, der Bankier und Fabrikant dagegen nur der Stabsoffizier, welcher die gewonnenen Stellungen befestigt, hie und da erweitert und ausbeutet, während Exporter, resp. Importer und Zwischenhändler höchstens Subalternoffiziere vorstellen, welche das eroberte Gebiet als Quartier beziehen und je nach Umständen in „glänzendem Elend" darben oder für ihre alten Tage reiche Beute mit nach Hause bringen.

Der Großhändler gedeiht in den großen Seestädten, als in seinem natürlichen Boden, am besten. Dort allein sind Männer möglich, die, wie die Grinnells z. B., auf eigene Kosten Schiffe ausrüsten, um im Interesse der Wissenschaft und des Handels die nordwestliche Durchfahrt zu entdecken, oder die Aspinwalls, welche dem Handel neue Gebiete eröffnen und neue Seehäfen gründen, oder die Vanderbilts, welche in Mittelamerika Krieg führen, Regierungen stürzen oder einsetzen, Prätendenten kaufen oder wieder fallen lassen, je nachdem der Markt in New-York es bedingt. Die Wallstreet dieser Stadt hat schon mehr als einmal in den

letzten fünfzehn Jahren Krieg oder Frieden nach Mittelamerika getragen. Dort waren Transit-Kompagnie und Panama Eisenbahn mehrere Jahre lang die eigentlichen Kriegführenden, die nur Flibustier, à la Walker, als Kanonenfutter vorschoben. So ruchlos nun manche dieser Unternehmungen auch sein mögen, so lassen sie uns doch einen Blick in die geheimsten Werkstätten der zeitgenössischen Geschichte thun; sie zeigen uns einen der Fäden, aus welchen ihr Kleid gewoben wird, und stehen im innigsten Zusammenhang, wenn auch oft im scheinbaren Widerspruch zu den Kulturbestrebungen der Gegenwart.

Astors großes Unternehmen, von welchem wir hier zu reden im Begriff stehen, gehört nicht in diese letztere Klasse; das Auge verweilt vielmehr mit ungetheilter Lust und Freude auf ihm, weil es dazu bestimmt war, neue Länder und Schätze für die Zivilisation zu gewinnen, den Kreis des menschlichen Wissens und Könnens weiter zu ziehen und die Erde runder zu machen, als sie damals war.

Seit der Entdeckung Amerika's spielte im Norden das kostbare Pelzwerk eine ebenso wichtige Rolle wie das Gold im Süden; beide trugen wesentlich zur Erforschung des Innern und zur unverhältnißmäßig schnellen Bereicherung der Europäer bei. So lange Canada französisch war, galt der Pelzhandel mit Recht als das Monopol der Franzosen, die sich mit ihrem abenteuernden Wesen, ihrer Wagehalsigkeit und Genügsamkeit ganz besonders zu den gefährlichen Reisen ins Innere und zum Verkehr mit den Eingebornen eigneten. Als Canada englisch wurde, ging auch der Pelzhandel allmälig in die Hände der Engländer über. Sie gründeten im Laufe der Jahre die Hudsons Bay Kompagnie und die nordwestliche Kompagnie, deren Namen das Feld ihrer Operationen bezeichnen. An sie schloß sich später die Mackinaw Kompagnie an, welche hauptsächlich die an die großen Inlandseen und an den Missisippi gränzenden Gebiete ausbeutete. Die Vereinigten Staaten sahen mit wohlberechtigter Unruhe einen so wichtigen Handelszweig im ausschließlichen Besitz einer auswärtigen, ihnen durchaus feindlich gesinnten Macht. Schon 1796 versuchten sie, ihr an den Gränzen entgegenzuarbeiten und den Handel mit den Indianern an sich zu reißen, aber ihre Absichten schlugen fehl, weil ihnen kein wohl durchdachter Plan zu Grunde lag, und weil einzelne, schlecht unterstützte Händler gegen mächtige Körperschaften mit ausgebildeten Verbindungen und starkem staatlichem Rückhalt nicht aufkommen konnten. Was die Regierung nicht fertig brachte, das gelang bald dem Unternehmungsgeist, der Umsicht

und Beharrlichkeit Astors. Er erbot sich schon 1807, den Pelzhandel des Nordwestens in amerikanische Bahnen zu lenken, wenn die Bundesregierung ihn unterstützen wolle. Er kannte das Feld besser, als irgend Jemand in den Vereinigten Staaten, und so reich er auch in seiner privaten Ausbeutung geworden war, so hatte er doch als Einzelner bisher vergebens gegen den Einfluß der noch reichern Mackinaw Kompagnie angekämpft; namentlich aber war es ihm unmöglich gewesen, ihre Macht in den amerikanischen Gränzbezirken zu brechen. Die Regierung billigte die ihr vorgelegten Pläne und versprach ihm jede Art moralischer Unterstützung, konnte jedoch finanziell nichts für ihn thun. 1809 erwirkte Astor von der Gesetzgebung des Staates New-York einen Freibrief für die Gründung der „amerikanischen Pelz-Kompagnie". Er wählte die Form und den Namen einer Körperschaft nur des Scheines halber, um die Engländer glauben zu machen, es sei eine Anzahl amerikanischer Kapitalisten zusammengetreten, und um dadurch den Eindruck größerer Macht zu erzeugen. In Wirklichkeit war Astor der einzige Inhaber der sogenannten Kompagnie, in welche er ein Kapital von einer Million einschoß. 1811 gewann er einige der Theilhaber der nordwestlichen Kompagnie für sich, assoziirte sich mit ihnen, kaufte die ganze Mackinaw Kompagnie aus und brachte dadurch den Pelzhandel mit den im Gebiete der Vereinigten Staaten wohnenden Indianern ganz in amerikanische Hände. Die neue Gesellschaft hieß die südwestliche Kompagnie.

Astor blieb übrigens bei diesen Anfängen nicht stehen. Seine Ziele wuchsen mit der Größe seiner Aufgabe, und sein unermüdlicher Geist plante jetzt ein Unternehmen, welches an Großartigkeit alle bisherigen Schöpfungen der Engländer und Franzosen hinter sich ließ und nichts Geringeres beabsichtigte, als den Pelzhandel des ganzen Kontinents von den großen Inlandseen an bis an die Felsengebirge und darüber hinaus bis an die Gestade des stillen Ozeans sich und dadurch der amerikanischen Herrschaft zu unterwerfen.

Schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatten einsichtige bostoner Kaufleute ihre Schiffe nach Californien und Oregon geschickt und von dort namentlich kostbare Otternfelle nach China ausgeführt, auf dessen Märkten diese Pelze eine so hervorragende Rolle spielten. In Canton luden die Schiffe chinesische Stapelartikel, wie Thee, Seide und Nanking als Rückfracht nach Boston, wo sie gewöhnlich erst nach zwei- bis dreijähriger Abwesenheit wieder einliefen. Diese langen Reisen beeinträchtigten den reichen Gewinn, der bei geringerer Entfernung oft das

Doppelte und Dreifache betragen haben würde. Es war deßhalb Gefahr vorhanden, daß die im russischen Amerika gebildete Pelzgesellschaft, welche ein Kapital von 260,000 Pfund Sterling zur Verfügung und auch viel kürzere Reisen zu machen hatte, die vereinzelten Amerikaner bald ganz aus dem Markte verdrängen würde.

Mit diesen Seefahrten gingen die Ueberlandreisen Hand in Hand. Gleich nach der Erwerbung Canada's waren in England verschiedene Pläne aufgetaucht, um die nordwestliche Durchfahrt zu ermitteln und im Interesse des Pelzhandels eine Verbindung zwischen der Hudsons Bay und dem stillen Ozean herzustellen. Kapitän John Carver stand u. A. im Begriff, zwischen dem 43. und 46. Grade der Breite den Kontinent zu erforschen und bis an den Pazifik vorzudringen, als der amerikanische Revolutionskrieg ausbrach und seine Absichten vereitelte. Sir Alexander Mackenzie führte 1793 dieses kühne Unternehmen aus und arbeitete nach seiner Rückkehr eine Denkschrift aus, worin er den Nachweis führte, daß England durch Anlage geeigneter Forts und Handelsposten sich den ganzen nördlichen und nordwestlichen Pelzhandel sichern könne. Nur die russischen Besitzungen nahm er aus; die paar Amerikaner, meinte er, welche sich vereinzelt im stillen Ozean umhertrieben, würden sofort vor einer gut organisirten Handelsgesellschaft verschwinden. Die Hudsons Bay- und die nordwestliche Kompagnie konnten sich aber wegen alter Eifersüchteleien nicht einigen, so sehr sie sonst auch von der Ausführbarkeit des Planes überzeugt waren. 1804 aber nahm die amerikanische Regierung denselben wieder auf und sandte eine Expedition unter Lewis und Clarke aus, welche glücklich durch die Felsengebirge vordrangen, den Columbia Fluß entlang an dessen Mündung in den Pazifik gelangten und im nächsten Frühjahr auf demselben Wege wieder zurückkehrten. Sie wiesen nach, daß sich sehr gut eine Landverbindung zwischen beiden Ozeanen herstellen ließ und daß die zu bereisenden Gebiete einen unerschöpflichen Reichthum an Pelzthieren aller Art böten.

Der Bericht von Lewis und Clarke erregte die ganz besondere Aufmerksamkeit Astors. Er beschloß, für sich auszuführen, was bisher noch Keiner zu unternehmen gewagt hatte. Je mehr er die Einzelheiten des Planes durchdachte und ausarbeitete, desto festere Gestalt gewannn er in seinen Hauptzügen. Er verhehlte sich nicht die zu überwindenden ungeheuren Schwierigkeiten; dagegen lockten aber ein ganz kolossaler Gewinn und, was die Gerechtigkeit vor Allem zu betonen zwingt, der Ehrgeiz, sich die Anerkennung der Mit- und Nachwelt und einen unsterb-

lichen Ruhm für alle Zeiten zu sichern. Astor sah sich im Geiste als den Gründer eines neuen Staatssystemes am Pazifik und eines die ganze Welt umspannenden Handelsnetzes, er erblickte in seiner kleinen Kolonie und den dahin führenden Stationen die lebensfähigen Keime einer die Wildniß erobernden Zivilisation und begrüßte im Geiste auf der Westseite des Kontinents eine ebenso fleißige, regsam schaffende und erobernde amerikanische Bevölkerung, wie sie sich vor seinen Augen im Osten täglich weiter ausdehnte. Wohl war das ein Ziel, des höchsten Ehrgeizes werth, wohl war es ein Preis, der mit Millionen nicht zu theuer erkauft wurde.

Die Hauptzüge des astor'schen Planes lassen sich dahin zusammenfassen: Längs des Missouri bis an dessen Quellen und von da über die Felsengebirge an den Columbia Fluß, dann diesen entlang bis zu seiner Mündung unterm 46. Grade der Breite sollte eine Kette von Handelsposten fortlaufen, an dem Ausflusse dieses großen Stromes aber die Hauptniederlage und der eigentliche Hafen für den stillen Ozean gegründet werden. An jene Handelsposten sollten sich dann an einzelnen vortheilhaft gelegenen Punkten kleinere Stationen anschließen, welche mit den benachbarten Indianern in Verkehr zu treten und die von ihnen erhandelten Pelze an die Hauptplätze abzuliefern hatten. Hand in Hand mit diesen Niederlassungen im Lande arbeitend vermittelte dann der Hafen am Columbia den Handel mit der ganzen Küste bis hinauf zu den russischen Besitzungen und zugleich mit dem Innern. Astor beabsichtigte ferner, jedes Jahr ein Schiff mit den nöthigen Waaren, Lebensmitteln und Verstärkungen von New York ums Kap Horn an den Columbia zu schicken. Dieses Schiff sollte nach Löschung seiner Ladung die im Laufe des Jahres gesammelten Pelze an Bord nehmen und nach Canton bringen, von wo es, seinen Erlös in chinesischen Waaren, namentlich Thee anlegend, direkt nach New-York zurückfuhr. Um endlich jedem feindlichen Zusammenstoß mit der russischen Pelz-Kompagnie vorzubeugen, beschloß Astor, ihr möglichst entgegenzukommen. Bisher war die russische Niederlassung von Neu-Archangel (Sitka) für ihre Zufuhren hauptsächlich auf die hie und da in ihren Häfen einlaufenden amerikanischen Schiffe angewiesen, welche durch ihre Rücksichtslosigkeit im Handel mit den Eingebornen meistens mehr Schaden anrichteten, als Nutzen brachten, und deßhalb der russischen Regierung vielfachen Anlaß zur Beschwerde gegeben hatten. Um nun diese seinem Unternehmen günstig zu stimmen, schlug Astor vor, Sitka regelmäßig durch sein abzu-

sendendes Schiff mit den erforderlichen Bedürfnissen zu versehen und auf diese Weise die russisch-amerikanische Küste von einzelnen Abenteurern unabhängig zu machen.

Die Bundesregierung versprach die Förderung des Unternehmens, soweit sie es mit ihren eingeschränkten Befugnissen und ohne Beeinträchtigung ihrer auswärtigen Politik vermochte. Astor hatte dem damaligen Präsidenten Thomas Jefferson seinen Plan und dessen Tragweite ausführlich dargelegt und von ihm und dessen Kabinet die ermuthigendsten Zusicherungen erhalten. „Ich betrachte — schrieb der Präsident ihm einige Zeit später — die Anlage von Niederlassungen an der nordwestlichen Küste als einen großen öffentlichen Gewinn und sah mit freudiger Genugthuung die Zeit kommen, wo die Nachkommen der ersten Ansiedler sich über die ganze Länge jener Küste ausgedehnt und sie mit freien amerikanischen Gemeinwesen bedeckt haben würden, welche mit uns durch die Bande des Blutes und des gemeinschaftlichen Interesses sowohl als durch den Genuß derselben Rechte der Selbstregierung verbunden gewesen wären."

Nachdem die Versuche, die mächtige nordwestliche Kompagnie an dem Unternehmen zu betheiligen, fehlgeschlagen waren, ging Astor, unbeirrt ob der Möglichkeit einer gefährlichen Konkurrenz, energisch an die Ausführung seines Planes. Er wählte drei Schotten, die bisher Beamte der eben genannten Kompagnie gewesen waren, zu seinen Hauptgesellschaftern und außer ihnen als vierten einen Amerikaner, Wilson Price Hunt, einen Mann von erprobter Energie und Rechtschaffenheit, weßhalb er auch zum Generalagenten der Niederlassung am Columbia Flusse ausersehen wurde. Von den Schotten hatte der eine, Alexander McKay, in den Jahren 1780 und 1793 Sir Alexander Mackenzie auf seinen beiden Ueberlandreisen begleitet, die beiden anderen, Duncan McDougal und Donald McKenzie kannten den Indianer- und Pelzhandel genau. Bereits am 23. Juni 1810 konnte der Vertrag zur Bildung der „Pazifik Pelz-Kompagnie" unterzeichnet werden. Seinen Bestimmungen zufolge leitete Astor das Unternehmen von New-York aus und lieferte die Gelder zu seiner Ausführung, doch brauchte er nie mehr als 400,000 Dollars auf einmal im Geschäft zu haben. Die Gesellschaft hatte hundert Antheile (Aktien), deren eine Hälfte Astor gehörte, während die andere unter die übrigen Gesellschafter und deren spätere Genossen vertheilt wurde. Astor behielt sich vor, neue Gesellschafter aufzunehmen, aber nur solche, welche den Indianerhandel kannten und nicht

mehr als drei Antheile erhielten. Der Vertrag wurde auf die Dauer von zwanzig Jahren abgeschlossen, konnte jedoch, falls er sich als verlustbringend herausstellte, innerhalb der ersten fünf Jahre aufgelöst werden, in welchem Falle Astor alle Kosten und Verluste trug. Erst nach dieser Zeit partizipirten die übrigen Gesellschafter im Verhältniß ihres Antheils am Gewinn und Verlust.

Astor rüstete jetzt zwei Expeditionen aus, deren eine zu Wasser und deren andere zu Lande an die Mündung des Columbia Flusses abging. Diese wurde unter dem Befehl Hunts gestellt und hatte den Missouri hinauf bis an dessen Quellen und von da über die Felsengebirge an den Columbia Fluß vorzudringen und dessen Lauf bis an seine Mündung zu verfolgen. Zugleich sollte sie besonders ihr Augenmerk auf diejenigen Punkte richten, welche sich zur Anlage von Handelsstationen eigneten. Für die See-Expedition wählte Astor das Schiff „Tonquin", von 290 Tonnen und mit 10 Kanonen. Es nahm alle für einen befestigten Handelsposten nothwendigen Mannschaften und Bedürfnisse mit, Handwerker und canadische „Voyageurs", Waffen und Munition, Waaren für den Handel mit den Eingebornen, Lebensmittel und sogar Sämereien für die Gewinnung von Früchten, Gemüse und Getreide, kurz, nichts war vergessen, was zur Sicherheit und zum Gedeihen der beabsichtigten Niederlassung beitragen konnte. Das Kommando des Schiffes übergab Astor dem Kapitän Jonathan Thorn, einem Lieutenant in der Marine der Vereinigten Staaten, einem jener steifen, bis oben zugeknöpften Offiziere von großem persönlichem Muthe, aber allzugroßer Strenge, welche auf ihrem Schiffe unerträgliche Tyrannen sind und unbedingten Gehorsam als die selbstverständliche Pflicht jedes Passagiers betrachten. Damit waren aber die auf dem „Tonquin" reisenden Partner Astors durchaus nicht einverstanden; sie betrachteten sich vielmehr als die Herren, den Kapitän dagegen nur als einen ihrer Untergebenen. Dieses von vornherein schiefe Verhältniß veranlaßte viele Streitigkeiten auf der Reise und konnte selbstredend auch durch die besten Instruktionen nicht ausgeglichen werden. Astor hatte sich darin fest, bestimmt und doch erschöpfend ausgesprochen. Es war die Ansprache des Feldherrn an seine Generale, kein Wort zu viel oder zu wenig, das Verhalten gegen den voraussichtlichen Feind, die Indianer, wurde in ein paar Sätzen geregelt und jede denkbare Gefahr, sowie die Art ihrer Begegnung im Voraus bezeichnet.

Der „Tonquin" fuhr am 8. September 1810 von New-York ab. Die Fregatte „Constitution" gab ihm das Geleite, weil eine bewaffnete

englische Brig angeblich vor dem Hafen kreuzte. Das Schiff erlitt aber keinen Unfall; es erreichte am 25. Dezember Kap Horn und langte am 11. Februar 1811 an den Sandwich Inseln an. Von hier stach es am 28. Februar wieder in See und warf am 27. März an der Mündung des Columbia Flusses Anker. Am 12. April erst vermochte Kapitän Thorn sämmtliche Mannschaften und Vorräthe auf der Südseite der durch den Strom gebildeten Bay zu landen. Von diesem Tage an datirt die erste bleibende amerikanische Niederlassung am Pazifik, welche zu Ehren des Urhebers und der Seele des ganzen Unternehmens Astoria genannt wurde.

Während die für die junge Kolonie bestimmten Ansiedler sich hier häuslich niederließen und sogar einen Posten ins Innere vorschoben, um den Handel mit den Indianern besser beherrschen zu können, segelte der „Tonquin" am 6. Juni weiter nach Norden. Er sollte die Küste bis zu den russischen Besitzungen erforschen, in den verschiedenen Häfen Pelze einzutauschen suchen und im Herbste nach Astoria zurückkehren. Leider kam er nie wieder. Kapitän Thorn war viel zu eigensinnig, als daß er auf den Rath erfahrener Indianerhändler oder auf die Instruktionen Astors geachtet hätte, welcher ihm ganz besondere Vorsicht gegen die Indianer anempfohlen und ihn gewarnt hatte, sie in größerer Zahl auf einmal an Bord zu lassen. Dieser Ungehorsam und Uebermuth rächte sich jetzt furchtbar. Die Eingebornen überfielen am hellen Tage in der Vancouver Bay den arglosen und unvorbereiteten Käpitän auf seinem Schiffe. Die Mannschaft, Thorn an der Spitze, wehrte sich zwar verzweifelt, aber sie erlag der Uebermacht. Die Indianer in ihren leichten Kanoes strömten hundertweise herbei und schwelgten in ihrem, wenn auch theuer erkauften Siege. Da erhob sich ein donnerartiger Lärm, und das Schiff flog mit Allem, was darauf und darin war, in die Luft. Der Schiffsschreiber Lewis war schwer verwundet in die Pulverkammer gekrochen und hatte, sich und seine gefallenen Brüder zu rächen, Feuer hineingeworfen. Von allen Seiten ertönte Jammergeschrei, Trümmer, Planken und zerrissene Glieder schwammen ein paar Minuten auf der Oberfläche des Wassers — dann wurde Alles still, und spurlos hatte das Meer verschlungen, was mit Jahre langen Anstrengungen und so großen Hoffnungen auf die Zukunft ins Leben gerufen war.

Zu gleicher Zeit mit der See-Expedition ward auch die Ueberlandreise in Angriff genommen. W. P. Hunt, ihr bewährter Führer, begab sich schon im Juli 1810 nach Montreal, dem alten Emporium der Pelz-

händler, wo er alle für sein Unternehmen nöthigen Ausrüstungsgegenstände vorfand und auch canadische „Voyageurs" zur Bemannung seiner Boote engagiren konnte. Nachdem er hier alle nöthigen Einkäufe gemacht hatte, fuhr er nach Mackinaw, am Zusammenfluß der Seen Huron und Michigan, nahm auch dort unter Schwierigkeiten aller Art einige „Voyageurs" in seine Dienste und verließ mit ihnen und seinen sonstigen Leuten am 12. August diesen Platz. Er drang jetzt auf den gewöhnlichen Pelzhändlerwegen durch Greenbay, den Fox und Wisconsin Fluß entlang nach Prairie du Chien vor und segelte von hier auf dem Missouri nach dem damaligen Gränzdorf St. Louis, welches er am 3. September erreichte. Es war der letzte Ausrüstungsplatz für den Indianerhandel. Hunt ergänzte darum hier seine Vorräthe, nahm Jäger und Bootsleute in seinen Dienst und zog am 21. Oktober weiter westlich, wenn auch nur 450 englische Meilen, bis an die Mündung des Nodowa in den Missouri, wo er sein Winterquartier aufschlug. Damals mußte man noch mit Ruderbooten den Missouri hinauf fahren; es dauerte deßhalb 26 Tage, ehe Hunt an den obigen Punkt gelangen konnte. Von hier brach er Ende April 1811 mit etwa 60 Personen in vier Booten nach dem Westen auf.

Die Entfernung von St. Louis bis Astoria beträgt in grader Linie nicht mehr als 1800 engl. Meilen; Hunt aber legte, sich erst einen Weg suchend, eine Strecke von 3500 Meilen zurück. So dauerte seine Reise volle elf Monate. Die mit ihr verbundenen Leiden und Entbehrungen spotten jeder Beschreibung; aber Hunt und seine tapfere Schaar ertrugen sie wie antike Helden und langten mit verhältnißmäßig geringem Verlust Ende Februar 1812 in Astoria an, wo man sie längst als verloren aufgegeben hatte. Jetzt kam neues Leben in die junge Niederlassung. Zwei neue Inlandposten wurden errichtet, der bereits am obern Columbia angelegte verstärkt, und Stuart nebst Begleitung als Bote zu Lande zurück geschickt, um die Nachricht von der glücklichen Ankunft Hunts nach New=York zu bringen.

Astor war trotzdem, daß er bisher noch nichts von Astoria gehört hatte, in der Zwischenzeit nicht müßig gewesen. Im März 1811 sandte er, im Einverständniß mit Graf Pahlen, dem damaligen russischen Gesandten in Washington, und mit Genehmigung der Vereinigten Staaten Regierung, auf einem von deren Kriegsschiffen einen vertrauten Agenten nach Petersburg, um mit dem dortigen Ministerium über die künftigen Beziehungen zu der russischen Kolonie und der dortigen Pelz=Kompagnie

zu unterhandeln. Die Folge dieser Reise war ein auf vier Jahre abgeschlossener, von Astor 1813 genehmigter Vertrag, worin die beiderseitigen Kompagnien sich verpflichteten, das Gebiet des Nachbarn nicht zu verletzen und den benachbarten Indianern keine Waffen zu liefern, ja im Nothfalle gemeinschaftliche Sache gegen dieselben zu machen. Die amerikanische Kompagnie erhielt das ausschließliche Recht, die russische mit allen Bedürfnissen zu versehen (eine große Ersparniß für die russische Regierung!), und ließ sich dafür in Pelzen bezahlen, deren Preise vorher festgesetzt waren. Ebenso mußte sie auf Verlangen des russischen Gouverneurs die kostbaren auszuführenden Pelze nach Canton bringen und dort gegen eine bestimmte Vergütung verkaufen.

Noch vor Ablauf des ersten Jahres rüstete Astor das zweite Schiff aus, den „Beaver", Kapitän Sowle, von 400 Tonnen. Es nahm Verstärkungen und eine volle Ladung mit, deren eine Hälfte es in Astoria und deren andere es in Sitka landen sollte. Das Schiff konnte erst am 10. Oktober 1811 in See stechen und erreichte, an den Sandwich Inseln anlaufend, ohne jeden Unfall am 6. Mai 1812 die Mündung des Columbia. Im August fuhr es weiter nach Norden und nahm u. A. W. P. Hunt an Bord, der sich auf den Wunsch der Gesellschafter persönlich mit den Verhältnissen der russischen Kolonie bekannt machen sollte. Er beabsichtigte gegen Ende Oktober nach Astoria zurückzukehren, aber das Jahr verging, und von dem „Beaver" war nichts zu sehen. Derselbe war vielmehr wegen des schlechten Wetters nach den Sandwich Inseln gefahren, wohin inzwischen die Kunde des Ausbruchs des Krieges zwischen Amerika und England gedrungen war. Der ängstliche Kapitän Sowle ging deßhalb statt nach Astoria nach Canton, verpaßte dort die günstige Zeit zum Losschlagen seiner Ladung und ließ Hunt auf den Sandwich Inseln, von wo dieser erst am 20. August 1813 in Astoria wieder eintraf.

Astor hatte zwei volle Jahre nichts von dem Schicksal seiner beiden ersten Expeditionen erfahren. Der Krieg mit England brach aus, und noch immer war er im Ungewissen. Die erste Nachricht, welche er erhielt, war die Hiobspost von dem Verlust des „Tonquin". Der große Handelsherr nahm sie mit stoischer Ruhe auf und ging am Abend des Empfanges derselben wie gewöhnlich ins Theater. Ein Freund, welcher von der Unglücksbotschaft gehört hatte, drückte ihm sein Erstaunen über seine Gleichgültigkeit aus. „Was kann ich thun," antwortete Astor, „soll ich zu Hause bleiben und ein Ereigniß beweinen, welches ich nicht ändern

kann?" Wieder verging ein Jahr, und immer noch kam keine Botschaft vom stillen Ozean. Gleichwohl beschloß Astor, das dritte Schiff auszurüsten, und wählte den „Lark", einen berühmten Schnellsegler, welcher den englischen Kapern am ersten zu entgehen vermochte, aber vor dem 6. März 1813 nicht auslaufen konnte; er gelangte glücklich nach den Sandwich Inseln, scheiterte aber an einer derselben. Bald nach der Abfahrt des „Lark" kam die frohe Botschaft von der glücklichen Ankunft Hunts; Astor erhielt sie durch den von Astoria über Land zurückgesandten Stuart. Es war der erste und einzige Hoffnungsstrahl, der den kühnen Mann zu neuen Anstrengungen ermuthigte. Er rüstete ein viertes Schiff, den „Enterprise" aus; leider konnte es aber wegen der Blokade des new-yorker Hafens nicht auslaufen.

Es war auch besser so, denn inzwischen hatte Astoria ein schlimmes Ende genommen.

Astors Partner waren mit einziger Ausnahme Hunts früher im Dienste der nordwestlichen Kompagnie gewesen und trotz ihres Uebergangs zu einer amerikanischen Gesellschaft im Herzen stets gute Engländer geblieben. Beim Ausbruch des Krieges ergriffen sie deßhalb auch alle Partei für England. Als nun im Sommer 1813 ein gewisser McTavish, ein Agent der nordwestlichen Kompagnie, der die Lage der Dinge in Astoria zu erforschen gekommen war, die übertriebensten Schilderungen von den Erfolgen der Engländer dahin brachte und die Zerstörung der jungen Niederlassung durch englische Kriegsschiffe in nächste Aussicht stellte, beschlossen die anwesenden Partner unter Führung von McDougal, die junge Kolonie den Engländern zu überantworten und sämmtliche Vorräthe, namentlich Pelze, an die nordwestliche Kompagnie zu verkaufen. Kaum war der Beschluß gefaßt, so traten auch schon einzelne Gehülfen Astors in den Dienst der nordwestlichen Kompagnie. Es war ein Akt der Feigheit und des Verrathes, der auch durch das Nichteintreffen der Schiffe nicht beschönigt werden konnte. McTavish, der ohne die freundliche Aufnahme im Fort verhungert wäre, wurde jetzt Herr der Situation. Leider war Hunt zu spät zurückgekehrt, um den bereits gefaßten Entschluß wieder rückgängig zu machen. Am 16. Oktober wurden die vorhandenen Pelze zu einem Viertel ihres Werthes an die Engländer verkauft, und am 30. November traf die englische Kriegsschaluppe „Raccoon" in Astoria ein, wohin sie auf inständige Bitten der nordwestlichen Kompagnie zur Zerstörung der amerikanischen Niederlassung gesandt war. Am 12. Dezember 1813 wurde dieselbe von den

Engländern förmlich in Besitz genommen und in Fort George umgetauft. „Ich würde es vorgezogen haben, wenn unser Platz vom Feinde genommen worden wäre,“ sagte Astor beim Empfang der Nachricht, „ich würde dann wenigstens nicht den Schmerz der Schande und Entehrung fühlen.“

So fiel Astoria: nicht in Folge eines von seinem Gründer begangenen Fehlers, sondern in Folge der schlechten Ausführung seiner Anordnungen, der Muthlosigkeit, ja des Verraths einzelner Theilhaber, und in Folge des inzwischen mit England ausgebrochenen Krieges. Astor war so sehr von der Ausführbarkeit seines Planes überzeugt, daß er sich nach dem Friedensschluß wiederholt erbot, ihn von neuem aufzunehmen, falls ihm die Bundesregierung nur den nothdürftigsten Schutz gegen die Engländer gewähren wolle. Das washingtoner Kabinet konnte oder wollte jedoch auf diesen Vorschlag nicht eingehen. So ließ denn Astor, wenn auch mit Widerstreben, diese seine Lieblingsidee ganz fallen. „Die ersten zehn Jahre,“ erklärte er später, „hätte das Unternehmen sehr viel Geld gekostet, im nächsten Jahrzehnt hätten sich Ausgaben und Einnahmen ziemlich das Gleichgewicht gehalten, aber nach den ersten zwanzig Jahren würde der Reingewinn wenigstens eine Million Dollars per Jahr betragen haben.“ Aber noch größer wäre die politische Bedeutung der Wiederaufnahme des Unternehmens gewesen. Die Bürger der Union hätten dann gerade ein Menschenalter früher den Handel an und auf dem stillen Ozean in ihre Hände bekommen, und England wäre vom Verkehr mit China von Amerika aus ausgeschlossen gewesen, weil nicht die nordwestliche, sondern nur die ostindische Kompagnie das Monopol des Handels dahin hatte. Auch in der spätern Oregon Frage (1846) stützte England seine Ansprüche auf die jetzt nördlich von Washington gelegenen Territorien fast ausschließlich auf die vereinzelten Niederlassungen der nordwestlichen Kompagnie, die neben dem amerikanischer Seits behaupteten Astoria gar nicht hätten aufkommen können. Und heute, nachdem die Vereinigten Staaten Russisch-Amerika käuflich an sich gebracht haben, schiebt England in das amerikanische Gebiet einen Keil, der namentlich wegen des wichtigen Vancouvers Island noch manchen Anlaß zu späteren Streitigkeiten geben wird.

Was wollen neben der im Obigen beschriebenen großen That der Gründung Astoria's all die kleinen Schwächen, die häßlichen Züge, der oft gemeine Geiz, die oft widerliche Habsucht im Charakter dieses Mannes heißen? Man kann ihn nicht lieben, man ist oft versucht, ihn zu ver-

achten, aber man muß ihn trotzdem bewundern. In diesem Kopfe wohnt das Kleinste und Gemeinste ganz unvermittelt neben dem Höchsten und Größten. In derselben Stunde, in welcher er den Miethzins eines armen Mannes um ein paar Dollars erhöht oder einem zahlungsunfähigen Schuldner gegenüber mit shylockartiger Strenge auf seinem Rechte, auf seinem Scheine besteht, ganz in derselben Stunde erläßt Astor die klarsten Verhaltungsmaßregeln an seine Agenten in den fernsten Welttheilen oder schreibt eine Denkschrift über verwickelte kommerzielle und finanzielle Fragen, welche die Aufmerksamkeit von hervorragenden Staatsmännern wie Jefferson oder Gallatin fesselt. Dieser Feldherr unter den Kaufleuten hält stets seine Mittel zusammen und konzentrirt seine Kraft immer auf einen Punkt. Er arbeitet Jahre lang über einem Plane, aber sobald er erst mit sich im Reinen ist, geht er mit voller, ungetheilter Energie auf sein Ziel los. Da ist kein Zagen und Schwanken mehr, und er schlägt, unbekümmert um die Folgen, los. Wohl kann er heute einmal eine Schlacht verlieren, aber er vermag morgen wieder das ihm untreu gewordene Glück am Schopfe zu fassen, weil er immer seine Reserven zur Hand hat und darum trotz einer Niederlage noch groß bleibt.

Astor wurde fünfundzwanzig bis dreißig Millionen Dollars reich geschätzt, als er starb. Er hatte während seines ganzen thätigen Lebens nie die üppigen Genüsse des Reichthums gekannt, sondern stets einfach und mäßig gelebt. Er liebte ganz besonders die Gesellschaft geistig bedeutender Männer und sah sie gern bei sich. Der Dichter Fitz Greene Halleck war Jahre lang sein täglicher Umgang, ja sogar sein Geschäfts-Agent, und Washington Irving sein langjähriger intimer Freund. Es konnte ihm keine größere Ehre widerfahren, als wenn Henry Clay, dessen politischer Partei er angehörte, bei ihm zu Mittag speiste. Ein Spazierritt des Nachmittags und der Besuch des Theaters am Abend waren die gewöhnlichen Vergnügungen, welche Astor sich gönnte. W. Irving hatte mehr Einfluß auf ihn, als seine nächsten Familienglieder; der Millionär verehrte den Dichter, der sein liebstes Unternehmen, Astoria, zum Gegenstand eines seiner Werke gemacht hatte. Astor war für derartige Aufmerksamkeiten sehr empfänglich und liebte auch eine feine Schmeichelei oder einen guten Witz. Als ihn die Freunde Clay's bei dessen Kandidatur für die Präsidentschaft um einen Beitrag zu den Kosten der Wahl ersuchten, wollte Astor anfangs nicht zahlen. Er sei nicht mehr im Geschäft, meinte er, verdiene kein Geld mehr und werde von der Politik der Regierung nicht mehr so sehr berührt wie früher. „Sie

gleichen," erwiderte der Sprecher der Deputation, „in Ihren Entschuldigungen Alexander dem Großen, welcher weinte, weil es keine Welten mehr zu erobern gab. Sie haben alles Geld, welches zu verdienen war, verdient, und Anderen nichts mehr übrig gelassen." Astor lachte und gab sofort eine Anweisung auf 1500 Dollars.

Natürlich wird ein solcher Mann von allen Seiten angegangen, überlaufen, belogen und betrogen, so daß er beim besten Willen nicht immer geben kann. „Sie werden finden," sagte Astor zu einem hochstehenden Landsmann, der ihn um ein Geschenk für eine Wohlthätigkeitsanstalt bat, „daß man nie genug thun, daß man nie den Erwartungen der Menschen ganz entsprechen kann" — und gab deßhalb nur die Hälfte der erwarteten Summe. Ein Millionär würde es überhaupt nicht soweit bringen, wenn er für Jedermann offene Hand hätte, wenn er nicht eine weise Beschränkung übte. Es wird Astor freilich vorgeworfen, daß er mehr als billig sparsam, ja geizig gewesen sei jedenfalls schenkte er nur ungern und widerwillig, und er gewann die Herzen nicht durch die ihnen erzeigten Wohlthaten. Der new-yorker deutschen Gesellschaft vermachte er zuerst 30,000 Dollars für wohlthätige Zwecke, dann reduzirte er die Summe auf 25,000 und zuletzt auf 20,000 Dollars. In seinem Geburtsort Walldorf stiftete er mit 50,000 Dollars das sog. Astorhaus, eine Versorgungsanstalt für alte gebrechliche oder sonst arbeitsunfähige Arme und eine Schule zur Erziehung und sittlichen Hebung junger Armen, zunächst aus Walldorf. Seinem Vater, der trotz Schnapstrinkens und unregelmäßigen Lebenswandels erst 1816, zweiundneunzig Jahre alt, starb, ließ der Sohn mit weiser Vorsicht 600 fl. bis an sein Ende auszahlen; seine Verwandten galten ihm überhaupt nicht viel, wenn sie sich nicht im Leben durch Fleiß und Sparsamkeit bethätigten.

Die reichste Schenkung vermachte Astor der Stadt New-York.

Es ist eine unter den reicheren Männern der Vereinigten Staaten zur Landessitte gewordene Gewohnheit, daß sie dem Volke einen Theil des unter und von ihm gewonnenen Vermögens in Gestalt einer gemeinnützigen öffentlichen Stiftung zurückgeben. Aus diesem Grunde erfreuen sich auch die größeren Städte der Union der großartigsten Schenkungen und Vermächtnisse, welchen die stolzesten Residenzen Europa's nichts Aehnliches an die Seite zu stellen haben. Ein Girard in Philadelphia giebt mehrere Millionen Dollars für ein Waisenhaus her, welches kein Geistlicher betreten darf; McDonough in New Orleans und Turo eifern ihm in Großartigkeit ihrer Vermächtnisse nach; ein Peabody schenkt bei

Lebzeiten mehr als vier Millionen Dollars für den Unterricht der verwahrlosten Südländer und ähnliche Zwecke; ein einfacher Brauer, Vassar in Poughkeepsie, stiftet ebenfalls bei Lebzeiten eine hohe Schule für Mädchen mit einer halben Million Dollars; ja einzelne Legate von fünfzig oder gar hunderttausend Dollars sind etwas so Alltägliches, daß sie mit ein paar Zeilen in den Zeitungen abgethan werden und schon am nächsten Tage höchstens den zunächst Betheiligten noch im Gedächtniß sind. Auch Astor, wenn er auch sonst wenig freigebig war, fühlte sich verpflichtet, im Einklang mit der Landessitte zu handeln. So wenig er in seinem Testamente für öffentliche Zwecke gethan hatte, so ließ er sich doch durch den Rath literarischer Freunde, namentlich Washington Irvings, bestimmen, eine größere gemeinnützige Stiftung und zwar eine Bibliothek zu machen. „Ich wünsche — sagte er am 22. August 1839 in einem Kodizill zu seinem 1836 errichteten Testamente — der Stadt New-York eine öffentliche Wohlthat zu erzeigen und zur Förderung nützlicher Kenntnisse sowohl als zum allgemeinen Wohl der Gesellschaft beizutragen, und bestimme zu diesem Zweck eine Summe von vierhunderttausend Dollars für Errichtung einer öffentlichen Bibliothek in der Stadt New-York." Außerdem gab er noch den Platz, auf welchem das Gebäude errichtet werden sollte. Astors Sohn, William B. schenkte später noch zweihunderttausend Dollars und die angränzenden Bauplätze zur innern und äußern Erweiterung der Bibliothek, so daß die Anstalt etwa eine Million preußischer Thaler von der Familie Astor erhalten hat.

Das schöne und geräumige Gebäude steht in einem der ruhigsten und bestgelegenen Theile der Stadt auf der östlichen Seite vom Lafayette Platz und ein paar hundert Fuß vom Astor Platz. Seine innere Einrichtung ist elegant und bequem. Eine breite Marmortreppe von achtunddreißig Stufen führt in die beiden luftigen, fünfzig Fuß hohen, sechszig Fuß breiten und hundert Fuß tiefen Bibliotheksäle, welche ihr Licht von Oben empfangen. Längs der Wände laufen Gallerien, welche die Bücher enthalten und mit vergoldeten Eisengittern versehen sind. Am 1. Februar 1854, dem Tage der Eröffnung, belief sich die Zahl der vorhandenen Bände auf 80,000; jetzt ist sie auf 128,000 angewachsen. Ausgegeben für Bücher sind bisher 215,000 Dollars, dazu kommen noch 30,000 Dollars, die von anderen Seiten geschenkt sind. Der jährliche Etat für neue Anschaffungen beträgt 15,000 Dollars.[211]

Die Astor Bibliothek ist das stolzeste Denkmal, welches der arm eingewanderte Deutsche sich errichten, die schönste Schenkung, welche er der

Stadt New-York machen konnte. Die Deutschen hatten sich bis vor kurzem in den Augen fremder Völker nur durch ihre Leistungen im Gebiete des Geistes und der Wissenschaft Achtung verschafft; ihr Ansehen unter den Nationen gründete sich auf die Druckerpresse und geschriebene Thaten. Sich selbst vielleicht unbewußt, vollzog Astor einen symbolischen Akt, wenn er für sein Adoptivvaterland die erste große Sammlung der geistigen Erzeugnisse aller Zeiten und Länder stiftete, eine Sammlung, welche im europäischen Sinne des Wortes auf den Ehrentitel Bibliothek Anspruch machen kann. Nicht daß es hier am Sinne, an der Erkenntniß, oder gar an den Mitteln zur Errichtung einer solchen Anstalt gefehlt hätte; nein, diese Mittel werden in Amerika leichter und freigebiger beschafft, als irgend anderswo, allein sie wurden hier bisher zu sehr zersplittert und verzettelt, in kleinen Inlandstädtchen vergraben oder verschwendet. Astor griff auch hier Bahn brechend ein, indem er dem Volke durch sein Beispiel zeigte, daß eine große Bibliothek alle Zweige des Wissens umfassen, daß sie universal sein muß, um allen berechtigten Anforderungen zu genügen. Die Astor Bibliothek ist die vorzüglichste und beste in ganz Amerika und wird voraussichtlich auch für spätere Zeiten ihren Rang behaupten.

New-York gab zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts den armen Pfälzern, was sie für ihre leiblichen Bedürfnisse brauchten. Astor, ursprünglich auch ein armer Pfälzer, dankte dem Lande für die seinen armen Landsleuten erwiesenen Wohlthaten durch eine Schenkung, welche die höchsten Blüthen des menschlichen Geistes in ihren stolzen Hallen vereinigt und welche einen der freiesten und liebenswürdigsten amerikanischen Schriftsteller, Washington Irving, als ersten Präsidenten an ihrer Spitze hatte.

Sechszehntes Kapitel.

Rückblick und Schluß.

Mit Astor schließt die Geschichte der ältern deutschen Einwanderung in New-York. Sie umfaßt einen Zeitraum von fast zweihundert Jahren, in dessen erster Hälfte ein paar bedeutende Männer besonders hervortreten, während in seiner letzten Hälfte das Schicksal der Massen fast ausschließlich die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Die vorhergehenden Kapitel haben die Mängel und Vorzüge, die Fehlschläge und Erfolge dieser Einwanderer ausführlich beschrieben. Von Peter Minnewit, dem ersten Gouverneur von New-York und dem Vertrauten der großen Pläne Gustav Adolfs und Oxenstierna's, wandten wir uns zu Jakob Leisler, dem unglücklichen Vorkämpfer der Volkssache, dessen Haupt in einem wichtigen Wendepunkte der new-yorker Geschichte der Rache der erbitterten Aristokraten zum Opfer fiel. Wenn auch keine Auswanderer im später gebräuchlichen Sinne des Wortes, so zogen diese Männer doch in die Fremde, weil sie zu Hause kein Feld der Bethätigung fanden, so prägen sie doch, wenn auch nicht mit deutschen Mitteln arbeitend, in ihrem amerikanischen Wirken, der eine den universellen und hochstrebenden, der andere den für seine Sache sich aufopfernden, aber unpolitischen und allzu bedächtigen Geist ihres Volkes aus. Sie waren die ersten Vorläufer der sich in die Fremde ergießenden Massenauswanderung, durch welche Bürger und Bauern dem in Folge der Unglücksschläge des dreißigjährigen Krieges hereinbrechenden Verderben zu entgehen suchten, im Uebrigen aber haben sie mit deren Motiven und Zielen nichts gemein.

Dieser unvermittelte Kontrast zwischen den einzelnen bedeutenden Persönlichkeiten und den Massen ist eine ganz natürliche, wenn auch betrübende Erscheinung, die sich leider aus dem geistigen Ruin Deutschlands zur Genüge erklären läßt. Während die Nation am Ende des Reformationszeitalters und noch im Beginne des dreißigjährigen Krieges einen Ueberschuß ausgezeichneter hochstrebender Männer erzeugte, ist die geistige Bildung und Produktivität nach diesem unglücklichen Kriege kläglich zusammengeschrumpft. Von der Führerschaft, welche Deutschland bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts ausübte, war es fast auf gleiche Stufe mit den Polen und Spaniern herabgesunken. Andere Völker übernahmen die Führung der Welt, ihnen fiel natürlich auch die Kolonisation der neuen Kontinente zu. Eben diese tiefe Kluft, diese Absonderung der höheren und gebildeten Klassen von den unteren ungebildeten, dieses Mißtrauen der armen Leute gegen die günstiger gestellten, diese Verachtung und mitleidlose Gleichgültigkeit der Höheren gegen das Elend des armen Volkes ist ein charakteristisches Symptom der Krankheit, der beginnenden Auflösung der Nation.

Für Deutschland legen fortan die Auswanderer in ihrer Person das Elend und die Verkommenheit der öffentlichen Zustände bloß, und in Amerika sehen wir sie, wenn auch frei von den einengenden Schranken der Heimath, doch arm und gedrückt in die Wildniß, in einen fast rousseau'schen Naturzustand versetzt. Wir lernen, was sie ohne fremde Hülfe, ohne Bevormundung aus sich selbst, aus ihrer eigensten Natur heraus zu leisten im Stande sind, und wir finden, daß sie auch unter den widerwärtigsten, möglichst ungünstigen Verhältnissen ein Kulturvolk im eminenten Sinne des Wortes bleiben, welches selbst in seinen untersten Gliedern nicht fähig ist, wie die Franzosen, zu verwildern, oder sich mit den Indianern zu vermischen. Das allmälige Durchmachen des menschlichen Entwicklungsganges von der ursprünglichen Hülfs- und Mittellosigkeit zur Wohlhabenheit, zu Lebensgenuß und endlich geistigem Erwachen, zur bewußten Betheiligung an den höchsten Aufgaben der erst werdenden Nation, das ist der vielfach abstoßende, jedoch überwiegend anziehende und immer lebendige Inhalt, das ist der unvergängliche Zauber dieser nationalen Robinsonade.

Aus den Massen aber erheben sich Männer, welche den Vergleich mit den Besten des Landes ihrer Wahl nicht zu scheuen brauchen. Der alte Weiser, welcher weder von würtembergischen Amtsleuten, noch von englischen Gouverneuren in seinem starren Rechtssinn gebeugt

werden kann, der junge Weiser, welcher als gründlicher Kenner der Sprache und mehr noch des Charakters der Indianer zu verschiedenen Malen das Verderben von den englischen und deutschen Niederlassungen abwendet, der unerschrockene Zenger, welcher die koloniale Preßfreiheit erfolgreich gegen die englische Krone durchsetzt, der tapfere Herckheimer, der bei Oriskany für die junge Republik fällt, aber durch seine Tapferkeit zuerst den Zagenden und Schwankenden Muth und Vertrauen für die noch unerprobte und schwache Sache der Freiheit einflößt, und endlich der große Handelsherr Astor, welcher die erste germanische Niederlassung am stillen Ozean gründete: das ist, der Kleineren hier nicht zu gedenken, eine stattliche Schaar tüchtiger und ausgezeichneter Männer, welche schlagend beweisen, daß selbst in seiner trostlosesten Zeit der Kern des deutschen Volkes noch nicht von der französelnden Verderbniß der höhern Stände angefressen war, und daß seine geistige und physische Gesundheit, seine Leistungsfähigkeit unter den schwierigsten Umständen, selbst beim besten Willen der Herrschenden, nicht zu Grunde gerichtet werden konnte. Theilen wir die durchlaufene Zeit in sieben Menschenalter, so haben wir für jede Generation auf den verschiedensten Gebieten politischer Thätigkeit einen ausgezeichneten Vertreter, deutsch durch Geburt und Charakteranlage, amerikanisch durch Bethätigung an den Kulturaufgaben des Landes.

Seit dem Revolutionskriege kamen wenig oder gar keine deutschen Einwanderer nach, allmälig versiegte der Zufluß ganz, und die bereits ansässigen Deutschen gingen, wie schon im vierzehnten Kapitel gezeigt ist, in der zahlreichern und gebildetern amerikanischen Bevölkerung auf. Es ist das eine Thatsache, welche von dem Einen beklagt, von dem Andern gepriesen werden mag, sich aber nicht ändern läßt, da sie die natürliche Folge eines Verhältnisses ist, welches irrthümlich oft auf Rechnung des angeblich stärker und höher entwickelten amerikanischen Volkscharakters gesetzt wird. Das hier zur Geltung kommende Gesetz kann kurz so ausgedrückt werden: Wo ein barbarisches Volk sich in einem gleichfalls von Barbaren bewohnten Lande niederlassen will, da entscheidet, wie in den Zeiten der Völkerwanderung, die Gewalt der Waffen den Besitz und die Herrschaft. Wo ein zivilisirtes Volk oder Bestandtheile eines solchen sich in einem entweder gar nicht oder nur von Barbaren bewohnten Lande niederlassen, da drücken sie diesem Lande den Stempel ihrer höhern heimischen Kultur und Zivilisation auf, wie die alten Griechen in Sizilien und Italien, die Deutschen in den Ostseeprovinzen oder die Engländer

in Amerika. Wo aber Bestandtheile eines zivilisirten Volkes, sich selbst ausscheidend oder von diesem ausgestoßen, neue Wohnsitze unter einem zivilisirten Volke suchen, da werden und müssen sie sich als die an Zahl und Kraft Geringeren der bereits bestehenden Nationalität oder dem staatlichen Organismus unterordnen, wie die französischen Hugenotten in Deutschland oder die Deutschen in den Vereinigten Staaten, und namentlich die Deutschen, welche, wie die Auswanderer des achtzehnten Jahrhunderts, den untersten Schichten der Gesellschaft angehörend nicht an die Durchschnittsbildung der Amerikaner heranreichten. Nicht allein die qualitativ, sondern auch die quantitativ größere Bildung nimmt die geringere in sich auf.

Unsere im vorigen Jahrhundert eingewanderten Landsleute kamen selbstverständlich nicht nach Amerika, um irgend welche Ideale zu verwirklichen, sondern um sich Ruhe und materielles Gedeihen zu sichern. Für sie hatte ihre Nationalität bereits in der Heimath allen Werth und jedwede Bedeutung verloren; sie hatten sie vor lauter Elend bereits aufgegeben, noch ehe sie Deutschland verließen. Sie nahmen deßhalb auch den älteren Einwanderern gegenüber keine selbstständige Stellung ein, sondern schoben sich, wie im ersten Kapitel angedeutet, in die bereits bestehenden Verhältnisse ein. Diese machten aus ihnen, was ihrer Anlage nach aus ihnen gemacht werden konnte; die Deutschen aber machten nicht etwas wesentlich Verschiedenes aus den hiesigen Verhältnissen. Ihre Mitwirkung an den amerikanischen Kulturaufgaben war anfangs eine nur unbewußte und wurde erst allmälig, als es ihnen materiell besser ging, eine bewußte. Sie führen nicht das Kommando, aber sie kämpfen tapfer und treu mit und stehen fest bis zum glücklichen Ende. Zwei Generationen müssen jedoch erst vom Schauplatz abtreten, ehe sich die Deutschen eins fühlen mit ihren Nachbarn und gemeinschaftlich mit ihnen arbeiten. Von diesem Zeitpunkte an sind sie aber Amerikaner.

Alte Chroniken erzählen von versunkenen Landschaften und Städten, welche die hereinbrechende See in ihren Fluthen begraben habe, und die fromme Sage fügt hinzu, daß man sie an einem klaren Abend, wenn das Wasser ruhig und die Luft rein, auf dem Meeresgrund erblicken, ja daß man ihre Glocken läuten hören könne. Eine solche, für Deutschland wenigstens, versunkene Landschaft sind die Niederlassungen im Staate New-York, deren Geschichte den Inhalt dieses Buches bildet. Wer jetzt auf Eisenbahnen an ihnen vorüber fliegt, der kann

sie kaum von jedem andern amerikanischen Dorfe unterscheiden; wer sich aber die Mühe giebt, sie mit dem Wanderstab in der Hand zu durchziehen und in einem alten Hause oder auf einem idyllischen Friedhofe gelegentlich Halt zu machen, der findet überall auf dem Grunde noch die Spuren deutschen Lebens, der entdeckt unter der Uniformität des amerikänischen Kleides, an den Häusern und an ihrer Einrichtung noch deutsche Eigenart und Sitte, der hört, wenn auch keine deutschen Glocken, doch hie und da noch die Anklänge deutschen Gemüthslebens. So traf der Verfasser einst in einem der Seitenthäler des Mohawk einen jungen Amerikaner an, der, obgleich er im fünften Gliede von einem Deutschen abstammte, die Melodie des alten Volksliedes sang: „Es waren zwei Königskinder.“ Doch wozu der Beispiele? Genug, die deutsche Seele ist längst todt, und nur der deutsche Typus ist zuweilen noch erkenntlich.

Seit den Zeiten, welche den Inhalt des vorliegenden Bandes bilden, hat die deutsche Einwanderung größere, massenhaftere Verhältnisse angenommen. Sie ist nicht mehr ausschließlich das Produkt und der Fluch heimathlichen Elends, und wenn auch zum größten Theil durch politische und soziale Mißstände bedingt, so umfaßt sie doch nicht mehr bloß die gedrückten und verarmten Theile einer politisch und geistig verkümmerten Nation, sondern alle Klassen eines wieder mächtig emporstrebenden großen Kulturvolkes. Natürlich ist dem entsprechend auch der Charakter der neuen Einwanderung ein anderer, ihr Inhalt ein reicherer und entwickelterer. Sie hat sich nicht bloß geduckt, wie ihre Vorgänger im vorigen Jahrhundert, sie hat theilweise den Kampf mit ihren Gegnern daheim aufgenommen und, wenn auch unterliegend, das Bewußtsein der eigenen Kraft, das Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit, den Glauben an sich selbst und an die Größe ihrer Nation mit übers Meer genommen. Sie bringt außer starken Muskeln und Sehnen alle Künste des Friedens und einer alten Zivilisation nach Amerika und arbeitet, den verschiedensten Berufszweigen angehörend, breiter und tiefer an der Entwicklung des amerikanischen Volksgeistes mit.

Gleichwohl ist ihr Einfluß viel geringer, als er es ihrer Zahl nach sein könnte, weil sie einer fester ausgeprägten Nationalität gegenübertritt, welche die Kulturelemente der ganzen alten Welt empfangend und verarbeitend, sich zugleich mächtig aus sich selbst heraus entwickelt und welche darum ihrem Wesen nach unendlich weniger als

der erst werdende Staat geneigt ist, sich von fremden Elementen beeinflussen zu lassen. Höchstens im fernen Westen, wo die neuen Gemeinwesen nach dem Vorbilde des Ostens erst entstehen, ist dieser Einfluß zu erkennen; bis an den Mississippi hinan verschwindet er täglich mehr. Das Leben des Volkes hatte sich vertieft, seine Ziele sind größer, seine animale und geistige Verdauungsfähigkeit, seine Assimilationskraft ist stärker geworden. Im vorigen Jahrhundert gelangte die Union zur Gründung des freien Staates; das gegenwärtige verlangt, daß er mit dem ihm entsprechenden freien Geiste erfüllt werde. Jedes europäische Volk, welches seine Söhne hierher sendet, bringt ihm in seinen physischen und moralischen Eigenschaften ein besonders werthvolles Kapital, welches es zum Gesammtvermögen der jungen amerikanischen Nation beisteuert, eine ihm eigenthümliche, am Baume seiner Geschichte gezeitigte Frucht. Die beiden verwandten germanischen Stämme, der angelsächsische und deutsche, treffen sich nach fünfzehnhundertjähriger Trennung wieder auf dem amerikanischen Kontinent zur gemeinsamen Arbeit, zur Erweiterung des Reiches der Freiheit. Der Deutsche giebt sein reiches Geistes- und Gemüthsleben zu den Kulturelementen, welche sich auf dem Boden der neuen Welt frei vermählen und stets höhere Bildung erzeugen.

Noch gilt es auf dem großen Gebiete der Vereinigten Staaten den gemeinschaftlichen Kampf des Geistes gegen die Naturwüchsigkeit, den Kampf der Zivilisation gegen die Rohheit. Es ist Platz für Alle, für jedes ehrliche Streben, für jeden denkenden Kopf, für jeden arbeitenden Arm, denn die Allen gemeinsame Arbeit wird nicht dadurch erreicht, daß der Eine den Andern zur Seite schiebt oder gar verdrängt, sondern daß ein Jeder mit Aufbietung aller seiner Kräfte, in Reih' und Glied kämpfend, das hohe Ziel erstrebt. Also nicht in der Absonderung von den amerikanischen Bildungselementen liegt das Heil der deutschen Einwanderung, nicht in phantastischen Träumen von einem in Amerika zu gründenden deutschen Staate, einer deutschen Utopia, kann sie gedeihen, nicht abseits vom Wege, sondern mitten im Leben und Streben ihrer amerikanischen Mitbürger ist ihr eine erfolgreiche und Segen bringende Thätigkeit vorgezeichnet. Eine deutsche Nation in der amerikanischen kann sie nicht sein, aber den reichen Inhalt ihres Gemüthslebens, die Schätze ihrer Gedankenwelt kann sie im Kampfe für die politischen und allgemein menschlichen Interessen in die Wagschaale werfen, und ihr Einfluß wird um so tiefer

gehen, ein um so größeres Feld der Bethätigung sich schaffen, je weniger tendentiös sie auftritt, je mehr sie aber zugleich an dem festhält, was Deutschland der Welt Großes und Schönes gegeben hat. Es hat also jeder Deutsche in seinem Kreise dafür zu so sorgen, daß über den Mitteln nicht der Zweck, über der Wirklichkeit nicht das Ideal, über der Arbeit nicht der Genuß und über dem Nützlichen nicht das Schöne verloren gehe, er hat darauf zu achten, daß im wirren Durcheinander so vieler großartiger Bewegungen sich der Mensch nicht selbst abhanden komme. Wenn sie ihre Stellung zum amerikanischen Leben in dieser Weise versteht, so wird andrerseits auch die deutsche Einwanderung die Vorzüge des Amerikaners auf sich wirken und sich von ihnen fördern lassen. Sie wird seiner rücksichtslosen Energie und Thatkraft nacheifern, sie wird sich seinen gesunden Realismus, seine straffe Mannhaftigkeit, seine von der deutschen Rechthaberei und Kritelei so glänzend abstechende Unterordnung und politische Zucht zu eigen zu machen suchen.

Sobald sich der deutsche und amerikanische Geist in diesem Sinne vermählen, hat das Aufgehen des Deutschthums im Amerikanerthum nichts Schmerzliches mehr, es wird sogar eine geistige Wiederauferstehung. Denn darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben: wer auswandert, der giebt sein Vaterland auf und geht ihm verloren. Man kann so wenig zwei Vaterländer als zwei Väter haben. Also entweder Deutscher oder Amerikaner, der Deutschamerikaner ist nur ein Uebergang, der in der zweiten Generation verschwindet. Wer deutsch sein will, der bleibe entweder zu Hause oder kehre in die Heimath zurück, denn die Auswanderung ist für den Einzelnen, welcher zu ihr greift, der nationale Tod.

Und die Zukunft? — Was sie auch bringen mag, sie wird die deutsche Massenauswanderung, die Tochter der Vaterlandslosigkeit, mit jedem Tage mehr einengen. Tausende werden nach wie vor auswandern und ihr Glück in der Fremde suchen; aber der Weggang von Hunderttausenden, der Verlust so vieler werthvoller und tüchtiger Kräfte wird bald eins der Dinge sein, welche der Vergangenheit angehören. Denn mit den großen Ereignissen des Sommers 1866 ist endlich die breite, gesunde Grundlage für den Wiederaufbau des deutschen Staates gewonnen. Die Nation schickt sich eben an, wieder ein einiges Volk zu werden und die ihm gebührende Stellung unter den Weltmächten von neuem einzunehmen. Wenn das Herz von Europa erst wieder frei und ruhig schlägt, dann, aber nicht eher, wird eine neue Aera des Friedens und der Kulturarbeit

für die Menschheit anbrechen. Und der einzelne Deutsche wird stolz darauf sein, endlich wieder ein Vaterland zu haben; er wird das köstlichste Gut, welches das Schicksal zur Ausrüstung des Mannes zu verleihen vermag, nicht mehr so leichtsinnig von sich werfen und vor allem nicht mehr in der Zerfahrenheit und Zwecklosigkeit seines Einzeldaseins verkümmern; er wird nicht mehr jeden kleinen Schlag des Schicksals als eine Aufforderung zur Flucht aus der Heimath betrachten, sondern trotz aller Widerwärtigkeiten an seinem Vaterlande, dem nationalen Staate, mit allen Fasern seines Herzens festgewachsen sein und da, wo die Wurzeln seiner Kraft sind, sich auch mannhaft bethätigen.

Noch ahnt die Nation erst diese glorreiche Zukunft, noch steht sie mitten in unnützem „Erinnern und vergeblichem Streit," noch zaudert sie, die durch die Kühnheit eines einzigen Mannes geglückte Revolution rücksichtslos im eignen Interesse auszubeuten; aber glücklicher Weise sind die Dinge so angelegt, daß sie sich unvermeidlich zu ihren letzten Kosequenzen entwickeln müssen, und daß Deutschland, selbst wenn es wollte, gar nicht mehr auf halbem Wege stehen bleiben kann. Der Tag der Auferstehung ist nicht mehr zu bannen, und mit Faust mag jeder Deutsche, nicht verzagend, sondern froh und freudig in den jungen Ostermorgen seiner nationalen Wiedergeburt hineinrufen:

„Ins hohe Meer ward ich hinausgewiesen,
Die Spiegelfluth erglänzt zu meinen Füßen,
Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag!"

Quellen

und

Dokumentarischer Anhang.

1. Quellen.

---

1. France and England in North America by Francis Parkmann, Vol. I. Boston 1861, pp. VII—IX.

2. Das deutsche Ordensland Preußen in „Historische und politische Aufsätze" von Heinrich v. Treitschke, Leipzig 1865. S. 1—69.

3. Bilder aus der deutschen Vergangenheit von Gustav Freytag, Leipzig 1859. Zweiter Theil; und: die Hansa als deutsche See- und Handelsmacht von Johannes Falke. Berlin. B. Brigl.

4. History of the State of New-York by John Romeyn Brodhead. First Period 1609—1664. Second Edition, New-York, Harpers 1859. s. Kapitel 2, 3 und 4.

5. The Documentary History of the State of New-York. Vol. III. Albany 1850. pp. 52—68, unter der Ueberschrift Early Immigrants to New-Netherland 1657—1666.

Der Staat New-York hat mit bedeutenden Kosten zwei große Sammlungen über seine Colonialgeschichte veröffentlicht, deren erste als die Documentary History of the State of New-York, Albany 1849—1852, in vier starken Oktav-Bänden mit Illustrationen und Karten vom Bibliothekar E. B. O'Callaghan herausgegeben wurde, während die zweite unter dem Titel: Documents relative to the Colonial History of the State of New-York, procured in Holland, England and France, in zehn großen Quart-Bänden von John Romeyn Brodhead, dem rühmlichst bekannten Geschichtsschreiber des Staates, besorgt ward. Beide Werke ergänzen einander; das erstere enthält die in den hiesigen, das zweite, wie sein Titel sagt, die in europäischen Archiven gefundenen Materialien. Brodhead brachte drei Jahre in Europa zu (1841—1844), um seine Aufgabe zu lösen. Der erste Band erschien 1856, der letzte, welcher ein ausführliches Inhaltsverzeichniß von O'Callaghan enthält, 1861 in Albany. Es ist ein Glück für die Geschichte der Ver. Staaten und ihre Darsteller, daß zwei so tüchtige Quellenforscher, wie Brodhead und O'Callaghan, sich während zweier Jahrzehnte dieser

mühevollen Arbeit mit so viel Einsicht, Ausdauer und Liebe unterzogen haben. Auch das vorliegende Werk ist ihnen für die vielfach gewährten Aufschlüsse zum größten Dank verpflichtet.

6. Brodhead l. c. 162. 164. 184; Documentary History l. c. pp. 42 u. 46. Colonial History, II. 764. Smith's History of the late Province of New-York. 2 vols. New-York 1829. Vol. I. p. 6., Anmerkung ꝛc., wo Minnewit nach einem alten holländischen Autor Minnewits genannt wird.

7. Geijers, E. G., Geschichte Schwedens (deutsche Uebersetzung). Hamburg bei Perthes. III, 56. 57.

8. Der vollständige Titel der Argonautica, welcher auch die obigen Angaben über Usselinx entlehnt sind, lautet: Argonautica Gustaviana | Das ist: | Nothwendige Nach Richt | Von der Newen Seefahrt vnd | Kauffhandlung; | So von dem Weilandt Allerdurchlauchtigsten, Großmäch | tigsten vnd Siegreichesten Fürsten vnd Herrn, Herrn Gvstavo | Adolpho Magno, der Schweden, Gothen vnd Wenden König, Groß | Fürsten in Finnlandt, Hertzogen zu Ehesten vnd Carelen, Herren zu Inger | manlandt ꝛc., Allerglorwürdigsten Seeligsten Andenkens | durch anrichtung einer | General Handels-Compagnie, | Societet oder Gesellschafft, | In dero Reich vnd Landen, zu derselben sonderbahrem Auff | nehmen vnd Flor, auß hohem Verstandt vnd Rath vor wenig Jahren | zu stifften angefangen; | Anietzo aber der Teutschen Evangelischen Nation, insonder | heit denjenigen welche sich in S. K. M. Freundschafft devotion oder Ver | bündnuß begeben, vnd sich dieses grossen Vortheils, bey so stattlicher Gelegen | heit gebrauchen | wollen, zu vnvermeßlichem Nutz vnd Frommen auß Königlicher Mildigkeit, zuneigung vnd Gnade, | mitgetheilet worden; vnd mit dem förderlichsten, vermittelst gnädiger verleihung deß | Allerhöchsten, fortgesetzet vnd völlig zu Werk gerichtet | werden soll.

Darauß denn jedweder claren, gründlichen vnd zu seinem Behuff satsamen | Bericht vnd Wissenschafft dieses Hochwichtigen Werks einnehmen, vnd wie dasselbe nicht al | lein an sich selbst sondern auch diesesorths, Christlich, hochrühmlich, Rechtmäßig vnd hochnützlich, | auch practicirlich und ohne große difficulteten sey, zur genüge verstehen kan, | dabey auch vernünfftig erachten vnd ermessen mag: Ob ihme vnd den seinigen, weß | Standes oder Condition er immer seyn möchte, dieses hiemit ihme angewiesene vorhabens, zwischen | diesem vnd dem, geliebts Gott, nächst kommenden Neven Jahrs Tage, durch einschreibung seines Namens vnd einer gewissen Post Geldes, es sey so viel es wolle, sich theilhafftig zu machen rathsam und thunlich | erfunden werden möchte.

Was aber für allerhand vnterschiedene Schrifften, diese Sache betreffendt, | allhier beisammen vorhanden; solches wird die nächstfolgende Seite zeigen.

I. Regum 9.

Vnd Salomo machte auch Schiffe zu Ezeon Geber, die bei Eloth liegt am Vfer deß Schilff | Meeres im Lande der Edomiter. Vnd Hiram der König zu Tyro sandte seine Knechte | im Schiff, die gute Schiffleute vnd auff dem Meer erfahren waren, mit den Knechten Salo | mo, vnd kame

gen Ophir, vnd holeten daselbst Vierhundert vnd zwantzig Centner | Goldes, vnd brachtens dem König Salmo.

Gedruckt zu Frankfurt am Mayn, bey Caspar Rödteln, | Im Jahr Christi 1633. Mense Junio. | Mit der Kron Schweden Freyheit.

9. Brodhead l. c. p. 281; Colonial History I. 291. 588. 592. 598.

10. Anrals of Pennsylvania by Samuel Hazard, 1609—1682. Philadelpia, Hazard & Mitchel, 1850, p. 43.

11. Ibidem, p. 44.

12. Brodhead l. c. p. 321.

13. Es giebt kaum einen Abschnitt in der amerikanischen Geschichte, über welchen die Materialien so vollständig vorhanden und gesammelt wären, als über dieses Kapitel. Sie finden sich vorzüglich in den bereits angeführten: The Documentary History of the State of New-York by E. B. O'Callaghan, Vol. II. pp. 1—438. und in Colonial History of the State of New-York, Vol. III. 585 - 875, sowie im 2. und 4. Bande desselben Werkes an verschiedenen Stellen. Jared Sparks' Library of American Biography, Second Series, Vol. III, Boston 1844, enthält pp. 179—238 einen Aufsatz: The administration of Jacob Leisler, a chapter in American History by Chas. F. Hoffman, ein begeistertes und einseitiges Plaidoyer. Außerdem ist Leisler in Dramen und Gedichten, und zwar meistens nicht sehr glücklich, verherrlicht worden.

14. Documentary History II. 1. 57. 250.

15. Hoffmann l. c. p. 194.

16. Colonial History III, 585. 637.

17. Documentary History II. p. 11.

18. Ibidem, 56.

19. Ibidem, 23.

20. Colonial History III. 614.

21. Ibidem, pp. 629—633.

22. The History of the late Province of New-York by Wm. Smith, N. Y. 1829. Vol. I. p. 82.

23. Colonial History III, 665—684, enthaltend den Wiederabdruck der aristokratischen Beschwerdeschrift: A Modest and Impartial Narrative of several Griavances and Great Oppressions That the Peaceable and most Considerable Inhabitants of Their Majesties Province of New-York in America lye under By the Extravagant and Arbitrary Proceedings of Jacob Leisler und his Accomplices. Printed at New-Nork und Reprinted at London 1690.

24. Documentary History II. 128—130.

25. Smith, l. c. p. 85.

26. Colonial History III. 606.

27 u. 28. Documentary History II. 60—63.

29 u. 30. Documentary History II. 227; 225—227. 280. 295. 297 Colonial History III. 692—699.

31 u. 32. Documentary History II. 267; 263.

33. Wm. Smith, History I. 96.

34. Documentary History II. 365.

35. Ibidem, 374. 375.

36. Smith l. c. p. 104.

37 u. 38. Colonial History of New-York IV. 400. 322. 325.

39. Smith l. c. p. 141.

40. Colonial History IV. 324. 508. 509.

41. Die in diesem Kapitel gegebenen Thatsachen sind vorzugsweise der Geschichte der Pfalz von L. Häusser (zwei Bände, Mannheim 1845) entnommen. Für einen ausschließlich deutschen Leserkreis würde es vielleicht genügt haben, auf dieses verdienstliche Werk selbst zu verweisen; dem amerikanischen Leser ist es dagegen unbekannt und unzugänglich, weßhalb ich wegen seiner durchaus nicht sparsamen, meistens wörtlichen Benutzung gerechtfertigt zu sein glaube. Die würtembergischen und badischen Hofgeschichten habe ich theilweise aus Vehse geschöpft, theilweise sind mir die Quellen nicht mehr erinnerlich.

Die Darstellung der Ursachen, welche zur Auswanderung führten, ist — ich gestehe es offen ein — der schwächste Theil meiner Arbeit. Es war für mich schwer und unmöglich, in meinem gegenwärtigen Aufenthalte die erforderlichen Materialien beizutreiben. Auch existirt in Deutschland selbst verhältnißmäßig wenig Gedrucktes über diesen Abschnitt. Die betreffenden Fachschriftsteller machen es sich leicht und schreiben einer vom andern ab. Ich selbst habe es nicht besser machen können. Gerade die ökonomische Seite dieser Frage sollte noch ins Detail ausgearbeitet werden. Die Kirchen- und Gemeindebücher, sowie die Lokalgeschichte der betreffenden Landstriche müssen noch eine reiche Ausbeute enthalten. K. F. Hansers Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege und Inama-Sterneggs kulturgeschichtliche Untersuchung über die volkswirthschaftlichen Folgen des dreißigjährigen Krieges (in Raumers historischem Taschenbuch IV. Folge, 5. Jahrgang 1864) haben ein nicht zu bestreitendes Verdienst in Zusammenstellung und Bearbeitung der gedruckten Quellen, zeigen aber durch das, was ihnen fehlt, dem Leser erst, was auf diesem Felde noch zu thun ist. Es wäre eine schöne Aufgabe für einen jungen deutschen Historiker, dieses Gebiet weiter an- und auszubauen.

Für die Geographie und Statistik der Pfalz im vorigen Jahrhundert ist Theodor Traiteurs „Ueber die Größe und Bevölkerung der Rheinischen Pfalz," Mannheim 1789, 8vo. 100 S. an einzelnen Stellen benutzt.

42. Documents relating to the Colonial History of the State of New-York. V. 44.

43. Journals of the House of Commons. XVI. 597.

44. Colonial History V. 53. 62.

45. Ibidem, 52, und Documentary History of the State of New-York III. 543.

46. Colonial History V. 67.

47. Documentary History III. 588. Das königliche Patent steht wörtlich abgedruckt in Samuel W. Eger's History of Orange County, Newburgh 1846—1847, pp. 101—108.

48. Documentary History III. 545.

49. Ibidem, 550
50. History of the Town of Newburgh by E. M. Ruttenber, Newburgh 1859. gr. 8. pp. 28—30.
51. Ibidem, 33. 34.
52. Ibidem, 264, und Documentary History III. 580.
53. Ruttenber, p. 31.
54. Documentary History III. 586—603.
55. Eager's History, 110—127, Jackson's Reports III. 115 ff.
56. Journals of the House of Commons XVI. 596. Sitzung vom 14. April 1710.
57. Ibidem, im Komite-Bericht.
58. Ibidem, XVIII, p. 248. Jahr 1709, später XIX. 674.
59. The History of England from the Revolution to the Accession of George II. by N. Tindal. 4 vols. London 1745. IV. p. 148, später 200.
60. Relationis Historicae Semestralis Autumnalis Continuatio. Jacobi Franci historische Beschreibung der denkwürdigsten Geschichten, so sich in Hoch- und Nieder-Deutschland, auch Italien, Hispanien, Frankreich, Ungarn, Dänemark ꝛc. Sodann in Preußen, Siebenbürgen, Moskau, Türkei, Barbarei, Tartarei: wie nicht weniger in Ost- und Westindien ꝛc. vor und zwischen jüngst verflossener Frankfurter Oster-Meß dieses lauffenden 1709. Jahres hin und wieder in der Welt zu Land und zu Wasser zugetragen. Frankfurt a. M. bei den Engelhardischen Erben und Johann Balthasar Graupizer zu finden. 1709. p. 90.
61. The Tatler, No. 171, Saturday May 13. 1710, und The Spectator Letters 324 und 327, ferner: Nachrichten von den vereinigten Deutschen Evangelisch-Lutherischen Gemeinden in Nordamerika, absonderlich in Pennsylvanien. Halle. Buchhandlung des Waisenhauses 1769, enthaltend Mühlenbergs Berichte, p. 974. Mühlenberg war der Schwiegersohn des jüngern Weiser und erzählt auf Grund von dessen Darstellung den Sachverhalt.
62. Tindal l. c. pp. 149. 200, und Komiteberichte im Parlament.
63. Hansard-Cobbet, Parliamentary Debates VI. 1088.
64. Komite-Bericht vom 14. April 1710 in den Parl. Debates, und Colonial History V. 171, 189.
65. Colonial History V. 87 ff. 117, 158.
66. Documentary History III. 551—572.
67. Colonial History V. 553—555.
68. Documentary History III. 568.
69. Colonial History V. 117.
70. Documentary History III. 560, 645.
71. Ibidem, III, 660, 667.
72. Ibidem, III. 566.
73. Ibidem, III. 562.
74. Colonial History V. 289
75. Documentary History III. 629—637.
76. Colonial History V. 196.

77. Documentary History III. 676.
78. Colonial History V. 264.
79. Ibidem, 168, 169, 172, 175. 189.
80. Documentary History III. 668.
81. Ibidem, 659.
82. Colonial History V. 211—217.
83. Ibidem, 239.
84. Ibidem, 240 und Documentary History III. 661—666.
85. Colonial History V. 250.
86. Documentary History III. 672.
87. Ibidem, 719.
88. Ibidem, 673.
89. Colonial History V. 462 und Documentary History III. 717—719
90. Documentary History III. 683.
91. Colonial History V, 347.
92. Ibidem, 479, 515.
93. Documentary History III. 721.
94. Ibidem, 724.
95. Documentary History, 839—841 und Karte daselbst.
96. Ibidem, 715.
97. The Historical Magazine N. Y. 1865, IX. (June No.) und French's Gazetteer. pp. 276, 277.
98. History of Schoharie County and Border Wars of New-York by Jephta R. Simms, Albany 1845, p. 601 ff. und Gazetteer of the State of New-York by J. H. French, Syracuse, N. Y., 1860, pp. 600—608.
99. Documentary History III. 709 ff.
100. Colonial History V. 575.
101. Brief Sketch of the First Settlement of the County of Schoharie by the Germans, being an Answer to a Circular Letter addressed to the Author by the Historical and Philosophical Society of the State of New-York by John M. Brown. Schoharie, Printed for the Author by L. Cuthbert 1823. 8vo., 23 p. Diese interessante, äußerst seltene Schrift ist fast die ausschließliche Quelle aller späteren amerikanischen Geschichten von Schoharie County geworden; der Verfasser, 1745 geboren, erzählt theilweise nach den Schilderungen und Mittheilungen von Augenzeugen und Betheiligten.
102. Ibidem, pp. 10. 11.
103. Documentary History III. 687.
104. Ibidem, 688.
105. Brown l. c. p. 12.
106. Ibidem. Gouverneur de Witt Clinton, der Brown zur Abfassung einer kurzen Geschichte aufgefordert hatte, fand die Stelle so anstößig, daß er den Verfasser bat, sie umzuschreiben. „Unter keiner Bedingung," entgegnete dieser entrüstet, „das ist die geschichtliche Thatsache." Als Clinton sich Browns Ansicht nicht fügen wollte, zog der letztere sein Manuskript zurück und ließ es auf eigene Kosten drucken. (Mündliche Mittheilung von

John Gebhard jr. in Schoharie, dem verdienten und freundlichen Antiquar seines Geburtsortes und County).

107. Documentary History III. 712 ff.

108. Colonial History V. 575. Mühlenberg in den Halleschen Nachrichten 975, 976.

109. Colonial History V. 634. Simms l. c. p 94.

110. Peter Kalms Reise nach dem nördlichen Amerika, II. 409 (Voller Titel weiter unten sub. 186).

111. Die Einzelheiten über die beiden Weisers finden sich außer in den obigen bereits angegebenen Quellen in Collections of the Historical Society of Pennsylvania I, 1—6; Colonial History V. 575, in den Halleschen Nachrichten von den lutherischen Gemeinden in Nord-Amerika, Halle 1737 ꝛc.; siehe daselbst Mühlenbergs des ältern Berichte pp. 161—163; 209, 270, 973 ff.

112. Documentary History III. 566 und Collections of the Historical Society of Pennsylvania, Vol. I., Philadelphia 1853, pp. 1—6, enthaltend Aufzeichnungen von Konrad Weiser über seine Familie, welchem interessanten Aufsatz viele der folgenden Angaben über Vater und Sohn entnommen sind.

113. Hallesche Nachrichten, pp. 973 u. 974, und Simms l. c. p. 64.

114. Life of Sir William Johnson I. 67, 160, 161, 437, 458 und in den sub 112 angeführten Collections: Narative of a Journey made in the year 1737 by Conrad Weiser from Tulpehocken to Onondaga, p. 6—25. Journal of the proceedings of Conrad Weiser in his journey to Ohio, pp. 24–34.

115. Simms l. c. pp. 619, 642.

116. French's Gazetteer, pp. 604, 605.

117. Colonial History V., p. 582 ff.

118. Ibidem, pp. 579, 580.

119. Ibidem, 634.

120. Ibidem, 656.

121 The History of Herkimer County including the Upper Mohawk Valley by Nathaniel S. Benton, Albany, J. Munsell 1856, gr. 8. 497. Die Namen der Beliehenen finden sich daselbst pp. 44—46; der Uebertrags-Akt des Landes selbst pp. 473—475.

122 The Life and Times of Sir William Johnson. Bar., by Wm. L. Stone, 2 Vols. Albany 1866, Vol. I., pag. 31.

123 u. 124. French's Gazetteer, pp. 413, 414.

125. Benton's History of Herkimer County. p. 59.

126. Wm. W. Campbell's Annals of Tryon County, or the Border Warfare of New-York during the Revolution. New-York, Harpers 1831, p. 11.

127. Colonial History VI., 60, 72, 90.

128. Colonial History VII., 629.

129. Smith' History of New-York I. 247.

130 Johnson's Life by Wm L. Stone I 117.

131. Ibidem, I. 257.

132. Colonial History X. 672.

133. Johnson's Life II. 62.

134. Ibidem, II. 171.

135. History of Herkimer County by Nath. S. Benton. 476—479.

136. Johnson's Life II. 281, 282, 323, 496.

137. Ibidem, II. 177—184, 352—354.

138. Documentary History II. 564.

139. Ibidem, p. 553.

140. Ibidem, pp. 566, 567.

141. An Adress delivered at the Celebration by the New-York Historical Society May 20. 1863 of the Two Hundredth Birthday of Mr Wm. Bradford by John William Wallace, Albany, C. Munsell 1863, pp. 12 und 20—100.

142. The Sons of Liberty in New-York by Henry B. Dawson 1859, pp. 33—36.

143. An Adress before the New-York Historical Society on its Sixtieth Anniversary by Frederic de Peyster. N. Y. 1865, pp. 26—30.

144. William Smith's History of the Province of New-York II. pp 4—10.

145. de Peyster l. c. pp. 31, 32.

146. The Forum or forty years full practice by David Paul Brown, Philadelphia 1856. Vol. I. pp. 279—290 und 293, wo sich auch eine gute Charakteristik Hamiltons findet.

147. Die Gerichtsverhandlungen und besonders die Rede Hamiltons sind dem vielfach gedruckten Berichte des Prozesses gegen Zenger entnommen. Ich habe die 1784 in London gedruckte und Thomas Erskine gewidmete Ausgabe benutzt; ihr Titel lautet: The Trial of John Zenger of New-York, Printer; For a Libel against the Government on the fourth of August 1735. Inscribed to the Honorable T. Erskine. London, Printed for Flexney, Holborn; Davies, Russelstreet, Merril, Cambridge; and Eddows, Shrewsbury 1784.

148. William Smith's History of the late Province of New-York II. 29 (Edition of 1829).

149. Thomas Erskine May's Constitutional History of England. Vol. II. pp. 120—122 (American edition, Boston 1863).

150. Thomas, History of Printing und J. H French, N. Y. Gazetteer, p. 431.

151. Zinzendorf und die Brüdergemeinde von G. Burkhardt. Gotha, Besser, 1860, p. 11.

152. Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter der Indianern in Nordamerika durch Georg Heinrich Loskiel, Barby 1789, 8vo., 783 Seiten.

153. J. H. French's Gazetteer of New-York, p. 274.

154. Documentary History III. 1020, 1021.

155. Ibidem. 1022—1027; überhaupt findet sich hier S. 1022—1030

die im Text erzählte Verfolgung der Herrenhuter in englischer Lesart wieder.

156. Bancroft's History of the United States IX. 34.

157. A. L. Schlözers Briefwechsel IV., Heft 24, S. 357.

158. Campbell's Annals of Tryon County 30 u. 31, das überhaupt in der folgenden Erzählung vorzugsweise benutzt ist.

159. Benton's History of Herkimer County p. 71.

160. Simms' History of Schoharie County, pp. 260 - 310.

161. Bancroft l. c. p. 377.

162. Die Materialien über die hier erzählten Ereignisse und besonders über die Schlacht bei Oriskany sind sehr zahlreich und finden sich vor allen in Campbells, Bentons und Simms bereits zitirten Werken, sowie in Jones' History of Oneida County p. 342 ff. Sie gehen meistens auf mündliche Mittheilungen der Betheiligten zurück.

163. Aus den Manuskripten und Papieren des General Ph. Schuyler im Besitze seiner Familie, mir von Herrn Geo. Bancroft mitgetheilt.

164. J. H. French's Gazetteer, 343. Der Grabstein, der Herckheimers Ueberreste deckt, ist so gut wie neu und kann erst vor wenig Jahren errichtet sein. Der Verfasser sah ihn Ende August 1865. Die Bewohner des nahe gelegenen alten herckheimerschen Hauses behaupteten, daß er an derselben Stelle gesetzt sei, wo Herkheimer ursprünglich begraben wurde. Es ist kein Grund vorhanden, das Gegentheil anzunehmen

165. Bancroft l c. p. 381.

166. Benton l. c. p. 85.

168. Life of Joseph Brant-Thayendanegea: including the Border Wars of the American Revolution by Wm. L. Stone in two Volumes, gr. 8. 425 u. 537. New-York, Alexander V. Blake 1838, ein verdienstliches, nur zu breites Werk, das sehr reiche, wenn auch mit wenig Kritik zusammengestellte Materialien auch über die Geschichte des Mohawk-Thales enthält.

168. Benton l. c. pp. 76 und 88 und Stone l. c. Vol. I, pp. 363—368.

169. Simms l. c. pp. 224, 229.

170. Ibidem, p. 254.

171. Ibidem, p. 290.

172. Benton's History of Herkimer County, p. 92.

173. Stone's Life of Brant II. 96 und Campbell's Annals 163 u. 164.

174. Campbell, Stone und Benton erzählen die Schell'schen Heldenthaten sehr ausführlich und in der Hauptsache ganz übereinstimmend. Während die übrigen Gewährsmänner nur von einer Lieblingshymne Luthers sprechen, die dieser gegen den Papst gedichtet habe, erwähnt Stone (II., 165) ausdrücklich als das von den Schells gesungene Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott" und bringt im Anhang sub III. sogar eine englische Uebersetzung davon.

175. Simms l. c 364 ff. 398—410.

176. Campbell l. c. 153—167.

177. Life and Adventures of Timothy Murphy, the Benefactor of Schoharie, Schoharie, July 1863, 23 Seiten, gr. 8., zuerst gedruckt im Jahre 1839 von Wm. H. Gallup, dem Herausgeber des Schoharie Republican, und seitdem mehrere Male neu aufgelegt.

178. Benton l. c. p. 409—413.

179. Campbell l. c. p. 176 und Benton l. c. pp. 106. 109 und 110.

180. Simms l. c. p. 531.

181. Campbell l. c. pp. 67—70 im Anhang.

182. Gottlieb Mittelbergers Reise nach Pennsylvanien im Jahr 1750, und Rückreise nach Deutschland im Jahre 1754. Enthaltend nicht nur eine Beschreibung des Landes nach seinem gegenwärtigen Zustande, sondern auch eine ausführliche Nachricht von den unglückseligen und betrübten Zuständen der meisten Teutschen, die in dieses Land gezogen sind, und dahin ziehen. Frankfurth und Leipzig 1756, 8vo., 110 S.

183. Schlözer A. L. Staatsanzeigen I., 1. S. 1–24 Göttingen 1782. Artikel: Vom Rheinhandel.

184. Die hier und später folgenden Fälle sind, wenn nicht eine andere Quelle angeben ist, den Büchern der deutschen Gesellschaft in Philadelphia entnommen, deren Durchsicht mir 1858—1859 von dem Vorstand derselben freundlichst gestattet wurde.

185. Nachrichten von den vereinigten Deutschen Evangelisch-Lutherischen Gemeinen in Nord-Amerika, absonderlich in Pennsylvanien, Halle 1787, klein 4., 15 Fortsetzungen und 1518 S. pp. 996—1009. Auch abgedruckt in Schlözers Briefwechsel, Heft IV., pp. 218—224.

186. Des Herren Peter Kalm's Beschreibung der Reise, die er nach dem nördlichen Amerika unternommen hat. Deutsche Uebersetzung in drei Theilen, Göttingen 1757, II., 181. (Zehnter Theil der Sammlung neuer und merkwürdiger Reisen zu Wasser und zu Land.)

187. D. v. Bülow; Der Freistaat von Nord-Amerika in seinem neuesten Zustand, 2 Theile, Berlin 1797, 12. II., 86—101.

188. Schlözer, A. L. Briefwechsel, Theil I., Heft 4, p. 208.

189. Brief von Henry Frey Yates, mitgetheilt in Simms' History of Schoharie County, p. 110 ff.

190. Schlözer, A. L. Staatsanzeigen Band VI., Heft 22, p. 214.

191. Ein Beitrag zu der Geschichte der Metamorphose der eingewanderten Deutschen in Amerikaner von C. L. Bernays in den deutsch-amerikanischen Monatsheften, N. Y. 1867, Februar-Heft, pp. 91—108, welchem geistvollen Aufsatze ich obige Stellen entnehme, da sich das betreffende Verhältniß überhaupt nicht besser und erschöpfender charakterisiren läßt.

192. Simms' History of Schoharie County, p. 78.

193. Benton's History of Herkimer County, pp. 188–190.

194. Simms l. c. 156—165 und mündliche Mittheilungen des Herrn Pfarrers G. A. Lintner, eines gebornen Mohawk Deutschen, der seit 1819 protestantischer Prediger in Schoharie ist.

195. Benton l. c. p. 409.

196. Simms l. c. pp. 155, 156 u. 211.

197. Simms l. c. p. 164, 298.

198. Documentary History III., 1129.

199. Die bereits vielfach angeführten Halleschen Nachrichten geben das beste Bild von Mühlenberg und seinen Werken; über Schlatter vergl. the Life of Michael Schlatter by H. Harbaugh, Philadelphia 1857. 8. XXXI, 375; auch die Herrenhuter-Literatur, namentlich in den verschiedenen Biographien Zinzendorfs, ist sehr reich über diesen Gegenstand.

200. Aus dem gemeinschaftlichen Schreiben von Mühlenberg, Peter Brunnholtz und John Friedrich Handschuh d. d. Philadelphia 9. Juli 1754 in den Halleschen Nachrichten pp. 662—689

201. Documentary History III., 975—984.

202. Hallesche Nachrichten 233, 264, 265 u. 358.

303. The Lutheran Magazine, Schoharie 1827, pp. 6 - 9, sowie mündliche Mittheilungen der Herren Pfarrer Lintner und Belfour in Schoharie.

204. Historical Magazine, N. Y., X., 6. Nummer vom Juni 1865.

205. Benton l. c. 401—403. 408 u. 409.

206. Die Quellen über die im Folgenden besprochenen new-yorker deutschen kirchlichen Verhältnisse finden sich in den Halleschen Nachrichten an verschiedenen Stellen: Documentary History III., 1193; Jonathan Greenleaf's History of the Churches of all denominations in the City of New-York (N. Y. 1850. 12. 430 S., und hier besonders pp. 24—29, 52—57, 78, 382, 383.) und in dem 1844 im Dezember entschiedenen Prozesse Cammeyer vs. Korporation der vereinigten deutschen lutherischen Kirchen in der Stadt New-York und Georg Tiemann. Ein Referat dieses Prozesses, als Broschüre gedruckt, wurde mir von Herrn Schmitthenner, dem Schatzmeister dieser Gemeinde, freundlichst zur Benutzung mitgetheilt.

207. The Life of Frederick William von Steuben by Friederich Kapp. N. Y. 1859, p. 604.

208. Mittheilungen aus dem Verein deutscher Freimaurer, zweites Heft. Leipzig 1863; Artikel: Geschichte der deutschen Logen in Amerika von Dr. R. Barthelmeß, p. 94 ff.

209. Bücher der deutschen Gesellschaften von Philadelphia und New-York, die ich im Original durchgesehen und theilweise benutzt habe.

210. Die Einzelheiten über Astors Leben finden sich in: Johann Jakob Astor, ein Lebensbild aus dem Volke von W. O. v. Horn, Wiesbaden bei Kreidel & Niedener, welches für die Jugendjahre Astors zuverlässig ist; ferner in: Life of John Jacob Astor by James Parton, New-York 1865, ursprünglich in Harper's Monthly erschienen, 8., 121 S., und in Washington Irving's Astoria or Anecdotes of an Enterprise beyond the Roky Mountains, N. Y. 1849, und später vielfach aufgelegt. Der berühmte Verfasser war ein langjähriger Freund Astors.

211. Gefällige Mittheilung des Superintendenten der Astor-Bibliothek, Herrn Francis Schroeder in seinem Schreiben vom 1. Oktober 1867.

2. Dokumente.

---

1. Convenants for the Palatines' Residence and Implоyment in New York.

Whereas wee the underwritten Persons Natives of the Lower Palatinate of the Rhine, have been subsisted, maintained and supported ever since our Arrival in this Kingdom by the great and Christian Charity of Her Majesty the Queen, and of many of her good subjects; and Whereas her Majesty has been graciously pleased to order and advance a Loan for us, & on our behalf of several very considerable sums towards the transporting maintaining & settling of us and our respective Families in Her Majesty's Province of New York in America, and towards the Imploying of us upon lands, for that intent and purpose, to be allotted to us, in the production and Manufacture of all manner of Naval Stores, to the evident benefit and Advantage of us and of our respective Families, and Whereas her Majesty has been likewise graciously pleased to give her Royal Orders to the Honble Collonel Robert Hunter, who has now Her Majesty's Commission to be Captain General and Governor in Chief of the said Province, and to all Governors of the said Province for the time being, that as soon as we shall have made good and repaid to Her Majesty, her Heirs or Successors, *out of the Produce of our labours in the Manufactures we are to be Employed in,* the full sum or sums of mony in which we already are, or shall become, indebted to Her Majesty, *by the produce of our labour in the Manufacture of all manner of Naval Stores on the Lands to that end to be allotted to us,* that then he the said Colonel Robert Hunter, or the Governor or Governors of the said Province for the time being shall give and grant to us and to our Heires for Ever, to our own use and Benefit, *the said Lands so allotted as aforesaid,* to the proportion or amount of Forty Acres to each Person free from all Taxes, Quit Rents, or other maner of services

for seven years, from the date of such Grant, and afterwards subjected only to such Reservations as are accustomed and in use in that Her Majesty's said Province.

Now Know all Men by these Presents that we the said underwritten Persons in a grateful sense justRegard and due consideration of the Premises, do hereby severally for ourselves, our Heirs, Executors and Administrators, covenant, promise and grant to and with the Queen's most Excellent Majesty, her heirs and Successors, that We with our respecective Families will *settle ourselves in such place or places as shall be allotted to us in the Province of New-York on the Continent of America,* and abide and continue Resident upon the Lands so to be allotted to us as aforesaid, *in such Bodyes or Societys as shall be thought usefull or Necessary either for carrying on the Manufacture of things proper for Navall Stores or for the Defence of us and the rest of her Majesty's Subjccts against the French or any other of her Majesty's Enemies,* and that We will not upon any Account, or any manner of Pretence quit or desert the said Province, *without leave from the Governor of the said Province first had and obteyned for so doing,* and but that we will to our utmost power employ and occupy our selves and our respective families in the producing and Manufacturing of all manner of Naval Stores upon the Lands so to be allotted to us, or to such other Lands as shall be thought more proper for that purpose *and not concern ourselves in working up or making things belonging to the Woollen Manufacture,* but behave ourselves in all things as becomes dutifull and loyall subjects and gratefull and faithfull Servants to Her Majesty, Her Heires and Successors, paying all due Obedience tho the said Honourable Colonel Roberd Hunter or to the Governor or Governors of the said Province for the time being, and to all Magistrates and other officiers who shall from time to time be legally appointed and set over us; and *towards Repayment of her Majesty, her heirs and Successors, all such sums of money as she or they shall at any time disburse for our support and maintenance till we can reap the Benefit of the Produce of our labours, We shall permit and suffer all Naval Stores by us Manufactured to be put into Her Majesty's Store houses which shall be for this purpose provided, under the Care of a Commissary, who is to keep a faithful Account of the Goods which shall so be Delivered, and We shall allow out of the neat Produce thereof so much to be paid Her Majesty, her heires and Successors as upon a fair account shall appear to have been Disbursed for Subsistance of us, or providing Necessaries for our families.* In Wittness, &c.

(Colonial History V. 121.)

2. Indian and Burnetfield Patents.

(Council Minutes XIII, page 162.)

At a Council held in Albany, the 9th day of September, 1721. Present His Excellency, William Burnet, Esq.; Capt. Walter; Mr. Cadwallader Colden; Mr. James Alexander.

The petition of several Palatines in behalf of themselves and others at Skohere, praying his Excellency's leave to purchase a Tract of Land on the Mohacks River for their use and settlement, which his Excellency communicated to this Board.

It is the opinion of the Council, that the Palatines have leave to purchase a certain Tract of Land, in the name of his Majesty, upon the Mohacks River, above the fall, about forty miles beyond Fort Hunter, and that the said purchase be made within a year after date of the Lycense, to be in pursuance hereof, a Patent will be granted to them, their heirs and assigns, under the same Restrictions and Reservations as other vacant lands are granted to his Majesty's subjects in this Government, they taking care the said Land be not grandet, Purchased or Patented to any others from the Government heretofore.

INDIAN DEED.

To all christian people or Indians to whom these presents shall come at any time, Know ye that we being some of the principal sachems or chiefs of the five Nations of Indians, belonging to the crown of England, do for ourselves; to and with the consent of all other Indians belonging and proprietors of a certain tract, parcell or parcells of land lying and being on both sides of the Mohawks river, beginning at the first carrying place, being the easter-most bounds, called by the natives Astenrogen, running allong on both sides of the said river westerly unto Garrendagarew, or the upper end of it, it being about twenty-four English miles long on both sides of the said river, Together with all the woodland northerly and southerly of the said meadow land as far as the said Palantines or High Dutchmen please to take, containing about in acres we know not, do of our own free will, and for the respect we have for the Government of New York, and likewise we have taken into consideration of the number of Christians that came from England called Palantines or High Dutch men, which now want land to manure to maintain their familys; and we having land enough that cannot use, Do for ourselves, our heirs, executors and administrators, that is our children and children's children for ever, Do give and grant, sell, alien, enfeoffe and confirm, and by these presents Do give and grant, sell, allien, enfeoffe and confirm all the aforementioned premises, unto John Conradt Wiser Jun., Jacob Kop, John Jose Petres, Conradt Rygerds, Nicholas Fuller, Henry Major, Ausorian Smith, Rut-

les Karing, Peter Spice, Peter Waggoner, Peter Connift Kerne, Jacob Warynoo, &c. with all other High Dutchmen or Pallantines in this Government, for a settlement, and we have heard that it is his Excellency's desire, and do grant it for a small consideration of payment, the whole premises above mentioned unto the said Pallantines or High Dutch men now under the crown of England, and to their heirs, executors, administrators and assigns for ever, all and singular the above mentioned premisses with the appurtenances thereunto belonging; To have and to hold all the aforesaid lands with the woods, underwoods, pasture ground, meadows, lowlands, uplands, rivers, rivulets, islands, the grass, the timber and timber woods, and all the appurtenances and privileages in the said bound belonging or in anywise appertaining unto the afore mentioned High Dutch men or Pallantines of this Government under the crown of Great Britain, and to their heirs, executors admts and assigns for ever, To their sole and only proper use and behoofe for ever. In witness whereof, we the native owners and proprietors of the aforementioned premises, Do set our marks and take of the seale, that our children's children may know from this day, being the ninth of July, anno Domini 1722, and we do likewise impower and authorize to sign, seale and set the mark belonging to us the five nations, as they are our chief Sachems one, two or three of every nation, Freryoris, a Mohawk, his hand mark and seal (L. S.) Kahyawgahrotun, being the mark of the Undogos, and seal (L. S.) (L. S.) Kaneegarah, the Senkes mark and seal (L. S.) Odossectoh, the mark and seal of the Onido (L. S.) (L. S.) The mark and seal of the Cawyogos (L. S.) (L. S.) Signed and delivered in the presence of us, Interpreter Lawres Clasens, Leo Stevens (L. S.), her mark, Interpreter, Josa Sanderse Glen, Justice; Adam Vrooman, Justice; Jan Wemp, Justice.

(Council Minutes XIV., p. 81.)

At a Council held at Fort George, in New York, January ys 17th 1722—3 Present: His Excellency, William Burnet, Esq, &c,, Collo Beekman, Mr. Van Dam, Mr. Barberie, Mr. Harrison, Doctor Colden.

Petition of John Jost Petrie and Conradt Rickert, in behalf of themselves and others, the Palatines, concerned in the Purchasing of Lands of the Indians, setting forth, That in pursuace of his Excellency's Lycence, the 9th of September, 1721, they had purchased of the Indians a tract of land lying above the fall of the Mohacks River, which is about forty miles to the westward of Fort Hunter, and praying that the same may be surveyed according to the Indian purchase now produced to this Board in order that they may obtain his Maties Letters Patent was read.

Ordered, that the said petition, together with the Indian purchase, be referred to the Gent. of this Board, or any five of them.

His Excellency returning to te Council Chamber, took his place at the Board.

Then the Gentlemen of the Committee, to whom was referred the petition of John Jost Petri and Conradt Rickert, Palatines, in behalf of themselves and others, reported that they had considered of the same, and were of the opinion that his Exellency may grant to the Petitioner and such other Persons as are now desirous to settle the Limits of the Tract Petitioned for so much of said Land as they shall be willing to take up in the following manner vizt. That every person, Man, Woman and Child be entitled to one hundred acres each, and that before the survey be made, the number and names of all the Persons to be concerned be certified to the Surveyor General or his Deputy before the Survey be made, which Report was approved of by the Board, and this Board does advise and consent that his Excellency may Grant the said Land under such quit rent, Reservations and Restrictions as is and are directed in his Excellency's Instructions from his Majesty.

It is the opinion of this Board, that, considering the number of People for whom this Tract is Petitioned; it will not be contrary to the meaning and design of the said Instructions if the whole Tract should extend in its greatest length upon the Mohacks River, since the Tract to be allotted to any particular Person or Family is not to do so.

Ordered, that this Opinion of the Board be exprest in the Warrant to the Surveyor General.

(Aus: A History of Herkimer County including The Upper Mohawk Valley from the earlist Period to the Present Time, by Nathaniel S. Benton. Albany, J. Munsell, 78 State Street, 1856. S. 473—475.)

3. Die Schlacht von Oriskany.

Ins Deutsche übersetzt von Marie Blöde.

When through dense woods primeval bower'd,
A perfect hail of bullets shower'd,
Where bold Thayendanega tower'd—
Good old Harkeimer prov'd no coward,
Commanding at Oriskany.

True to his Teuton lineage,
Foremost amidst the battle's rage,
As bold in fight, in council sage,
Most glorious as he quit the stage
Of life, by the Oriskany.

Altho' he felt the mortal wound,
Though fell in swathes his soldiers round,
Propp'd 'gainst his saddle, on the ground,
He calmly smok'd, gave counsel sound,
'Mid war-whirl at Oriskany.

War never fiercer sight has seen
Than when Sir Johnson's cohort green
Charg'd on the Mohawk Rangers keen:
The sole such strife Almanza* 'd been
As that on the Oriskany.

New York's bold yeomen, Watts at head,
Breasted meet foes—New Yorkers bred,
There, eye to eye, they fought, stabb'd, bled'
Bosom to bosom strove, fell dead
In ambush of Oriskany.

Alone can Berwick's shudder tell,
What fury rul'd that moment fell
When Frenchman's steel hiss'd Frenchman's knell:
Horrent made the sole parellel
To battle of Oriskany.

Teeth with like frantic fury set,
There Frank died on Frank's bayonet—
Here neighbor death from neighbor met,—
With kindred blood both fields were wet,
Almanza and Oriskany.

Als durch des Urwalds laub'gen Gang
Einst prasselnd Kugelregen drang —
Wo Thayendanega's Ruhm erklang —
Da ward auch Harkeimer nicht bang',
Dem Führer von Oriskany.

Treu dem teutonisch=edlen Blut
Voran in des Gefechtes Wuth,
Im Rathe klug, im Kampf voll Muth
Und ruhmreich, da er endlich ruht
Vom Streite bei Oriskany.

Er saß getroffen, todeswund,
Ein Heer von Todten um ihn rund,
Im Sattel aufgestützt am Grund,
Gab rauchend Rath, der kerngesund,
Im Kriegs=Sturm von Oriskany.

Nie schlug ein Herr so grimmig d'rein,
Als da Sir Johnsons grüne Reih'n
Wild drangen auf die Mohawks ein!
Es kann Almanza's* Streit allein
Sich messen mit Oriskany.

New=Yorker Landvolk zieht ins Feld
Von Watts geführt und dicht gesellt,
Dort Brust an Brust zum Kampf gestellt,
Manch ein New=Yorker blutend fällt
Im Vorhalt von Oriskany.

Nur Berwick's Schauder sagt es klar,
Wie graus der Tag des Schreckens war,
Da Franzmann schlug die eig'ne Schaar,
Horrent nur bot ein Gleiches gar,
Wie die Schlacht von Oriskany.

Hier Zahn um Zahn, gleich zornentbrannt,
Der Franzmann starb durch fränk'sche Hand,
Der Nachbar fiel, wo Nachbar stand,
Und Bruderblut durchnäßt den Sand,
Almanza und Oriskany.

* Die Schlacht von Almanza, auf welche hier Bezug genommen wird, fand 1707 zwischen den Truppen Ludwigs XIV. unter dem grausamen Herzog von Berwick gegen die Camisarden unter Cavalier statt.

And, ceas'd the storm whose rage had vied,
With ruthless shock of fratricide,
There lay the Mohawk Valley's pride
Just as they fought, stark, side by side,
Along the red Oriskany.

Though neither force could triumph claim
In war's dread, dazzling, desp'rate game,
Enkindled there, the smould'ring flame
Of Freedom blaz'd, to make thy name
All glorious, Oriskany!

Und als des Sturmes Toben ruht,
Der Brudermord entfacht mit Wuth,
Lag Mohawk Thales Stolz im Blut,
Dicht wie sie fochten, stark und gut,
Längs dem rothen Oriskany.

Ob Keinem ward des Sieges Ziel
Im wirren Kampfes Schauerspiel,
Der Freiheit Flamme, die verfiel,
Erstand und machte ruhmreich viel
Den Namen von Oriskany.

---

4. Das Lied von Christian Schell.

Ins Deutsche übersetzt von Marie Blöde.

A story, a story
Unto you I will tell,
Concerning a brave hero,
One Christian Schell.

Who was attacked by the savages
And tories, as is said,
But for this attack
Most dearly they paid.

The sixth day of August
He went to his field,
Determined, if the enemy
Came, never to yield.

Two sons he had along with him,
Resolved were the same,
About the middle of the afternoon
These invaders they came.

He fled unto his blockhouse,
For to save his life,
Where he had left his arms
In the care of his wife.

The enemy took prisoners
Two sons that were twins
About eight years of age,
Soon the battle it begins.

They advanced upon him
And began to fire,
But Christian with his blunderbuss
Soon made them retire.

Ein Mährlein, nicht erdichtet,
Mach' ich Euch jetzt bekannt,
Einen Helden betrifft es:
Christian Schell genannt.

Einst fielen Wilde und Tories,
So sagt man, über ihn her,
Doch mußten sie die Unbill
Dann auch bezahlen schwer.

August, am sechsten Tag war's,
Hinaus ins Feld ging er,
Entschlossen, wenn der Feind käm',
Zu weichen nimmermehr.

Zwei Söhne waren mit ihm
Von gleicher Tapferkeit;
Und wirklich kam die Rotte
Just zur Nachmittagszeit.

Er floh nach seinem Blockhaus,
Dem baaren Leben zu lieb,
Weil dort bei seinem Weibe
Sein Waffenzeug verblieb.

Gefangen nahm der Feind bald
Das Zwillingsknaben=Paar,
Sie waren erst acht Jahr' alt,
So die Schlacht begonnen war.

Sie stürmten ihm entgegen
Und feuerten auf ihn,
Doch Christian mit der Muskete
Macht bald sie rückwärts zieh'n.

He wounded Donald McDonald And drew him in the door Who gave an account: There was strength sixty-four.	Er traf den Donald McDonald Und hat ihn ins Haus geschafft. Der gab dann ab sein Zeugniß: Da war für vierundsechszig Kraft.
They fought from two in the afternoon Until the closing of the light, Schell's son was slightly wounded Before that it was night.	Sie fochten von zwei Uhr Nachmittag Bis zum Sonnen-Untergang, Schell's Sohn war leicht verwundet, Eh' die Nacht herniedersank.
The old woman she had spoiled Five guns, as I have been told, With nothing but a chopping axe Which shows that she was bold.	Die Mutter, sie hatte verdorben Fünf Flinten, wie man erzählt, Nur mit der Axt, das zeigte, Daß der Muth ihr nicht gefehlt.
Six there was wounded And eleven there was killed, Of this said party, Before they quit the field.	Sechs, die verwundet waren, Elf Todte schon man wies, Von denen, die gekommen, Eh' man das Feld verließ.
The Indians were forty-eight, And tories full sixteen, By old Schell an his sons Oh, the like was never seen.	Indianer achtundvierzig Und Tories noch sechszehn dazu, Waren bei Schell und Söhnen — Nie trug sich Gleiches zu.
Not like to get assistance Nor any body's help, They thought for to affright him By setting up their yelp.	Da sie ihn hülflos wußten — Kein Nachbar kam herbei — Wollten sie ihn erschrecken Durch ihr gelles Kriegsgeschrei.
But God was his assistant, His buckler and his shield, He dispersed this cruel enemy And made them quit the field.	Doch Gott war selbst sein Beistand, Seine Rüstung uud sein Schild, Den grimmigen Feind zerstreut er Und trieb ihn vom Gefild.
Come all you Tryon County men, And never be dismayed, But trust in the Lord, And he will be your aid.	Kommt, Männer von Tryon County, Und nie verliert den Muth, Empfehlt Euch Gottes Schutze, So macht er's mit Euch gut!
Trust in the Lord with all your might, And call upon his name, And he will help you as he did Schell To his immortal fame.	Vertraut dem Herrn mit aller Macht, Ruft seinen Namen an, So hilft er Euch zu ew'gem Ruhm, Wie Schell, dem braven Mann.

5. Kaiser Josephs Auswanderungs-Verbot.

I. Wien, 7. Juli 1768.

Wir Josef der Andere, von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Merer des Reichs, in Germanien und zu Jerusalem König, Mit-Regent und ErbThronfolger der Königreiche Ungern, Böheim, Dalmatien, Kroatien und Slavonien; ErzHerzog zu Oesterreich, Herzog zu Burgund, und zu Lothringen, GroßHerzog zu Toskana, GroßFürst zu Siebenbürgen, Herzog zu Mailand, Bar rc. Gefürsteter Graf zu Habsburg, Flandern, und Tyrol rc. rc.

Entbieten allen und jeden Kurfürsten, Fürsten, geist- und weltlichen Prälaten, Grafen, Freien, Herrn, Rittern, Knechten, Landvögten, Hauptleuten, Vicedomen, Vogten, Pflegern, Verwesern, Amtleuten, LandRichtern, Schultteissen, BürgerMeistern, Richtern, Räten, Gemeinden, und sonst allen unsern und des Reichs Unterthanen und Getreuen, in was Würden Stand oder Wesen die sind, denen dieses unser kaiserl. Edict vorkömmt, unsern Freund-, Vetter- und Oheimlichen Willen, kaiserl. Huld, Gnade, und alles Gutes, und fügen Ewr. Liebden Liebden, Andacht Andacht, Liebden Liebden, und Euch hiemit zu wissen:

Uns ist von den ausschreibenden Fürsten der vordern ReichsKreise verschiedentlich angezeigt worden, was massen, seit dem, vor kurzen Jaren geendigten Krieg, das Emigriren der deutschen ReichsUntertanen im Schwung gehe, und dieses bedenkliche Unwesen so zuneme, daß dadurch das deutsche werte Vaterland einen merklichen Verlust vieler Diensttauglichen Leute erleiden, und nicht wenig entvölkert werde. Die von gedachten KreisAusschreibAemtern zum Theil durch Edicte gemachte Vorkerungen, hätten aber um deswillen entgegen diese Entvölkerung die hinlängliche Wirkung nicht verschaffen können, weil in merern unsern und des h. Röm. Reichs Städten, die VersammlungsNiederlage und die TransportirungsGelegenheit, zumal zu Wasser, gestattet, sonderlich aber den verfürerischen Anwerbern und Unterhändlern in solchen unsern und des Reichs Städten, die größte Handbietung geleistet wird; Uns dahero dieselbe KreisAusschreibende Fürsten wiederholt angelegentlich und bittlich ersucht haben, damit wir, als Römischer Kaiser, durch unser kaiserl. OberstHauptliches Amt eine allgemeine Verordnung in das gesammte Reich, wider die annoch täglich fortdauernde Auswandrung, besonders an unsre und des Reichs Städte, wo der gemeinschädliche Unfug sothaner Werbungen am häufigsten getrieben werde, vorzüglich und namentlich an die ReichsStädte Lübeck, Bremen, und Hamburg, zu gänzlicher derselben Abstellung, zu erlassen.

Wie wir nun dieses an uns gelangte Suchen, zur Wolfart des Reichs vorträglich, auch deshalb eine weitere ausgiebige Hilfe erforderlich zu seyn, ansehen; nicht weniger in alt- und neuern Gesetzen mermalen, auch in unserer königl. WalCapitulation, verschiedentliche heilsame Vorsehung enthalten zu seyn befunden, auf was Weise der Anwerbung und dem Auszuge

einiges Volks außerhalb Reichs, wenn dadurch zumalen dasselbe der Mannschaft entblöset werde, vorgekommen werden solle: So wollen Wir auch, aus warer dem Reiche geeigneter Reichväterlichen Liebe, mit unserm kaiserl. Amte, dem obgedachten so allgemein schädlichen und unersetzlichen Uebel der Entvölkerung abzuhelfen, mithin alles Ausziehen deutscher ReichsUntertanen in fremde, mit dem Reiche in keiner Verbindung stehende Länder, unter allen Gattungen des Fortwanderns, welche den gänzlichen Verlust so vieler deutschen Inwoner, und dadurch dessen Entblößung und Entkommung von aller vaterländischen Beihilfe, verursachen, abzustellen, nicht länger anstehen;

Gesinnen und begeren daher an Ewr. Liebden Liebden, Andacht Andacht, und Liebden Liebden, Freund-Vetter-Oheim- und gnädiglich, andern aber befelen Wir hiermit gnädigst und ernstlich, besonders Euch BürgerMeistern und Rat unserer und des Reichs Städte, vornämlich denen zu Lübeck, Bremen, und Hamburg, aus kaiserl. Macht und unserem ernstlichen wohlbedachtlichen Willen, daß Sie und Ihr I. niemanden, wer der auch sein möge, ohne die den Reichs Satzungen gemäße Wege und Mittel, in andere mit dem Reiche in keiner Verbindung stehende Länder, außer des h. Röm. Reichs Gränzen, den Auszug verstatten: II. gegen jene, so sich heimlich fortzumachen unternemen, genaue Obacht halten, solche auf Betreten gefänglich anhalten, dieses Frevels halber nach Befund mit gemessenen Strafen belegen: III. keinem die Veräußerung seiner Güter und Habschaft, in sträflicher Absicht solch verbotenen Auszugs, mittelst dagegen vorkerenden genugsamer Verfügung, zugeben: IV. auf die sich irgendwo aufhaltenden oder herumziehenden Anwerber, Emissarien, Verfürer, Unterhändler, und deren Helfer, allenthalben die genauste Kundschaft ausstellen, selbe bei entstehendem Verdachte gefänglich anhalten, sohin dem Befinden nach, mit Leibs- oder allenfallsiger Lebens-Strafe ansehen: V. unter keinerlei Vorwande einiger Orte einen Sammel-Platz vorgedachter Leute, weder heimlich, weder öffentlich, dulten, mithin mit genauer öfterer Visitirung scharfe Obsorg tragen, die befindenden Versammlungen stören, die darunter wissentlich Schuldigen einziehen, die andern aber zu ihren Geburts- oder Wohn-Stätten zurücksenden: VI. allen Fuhrleuten zu Wasser und Lande, Boten und Wegführern, Wirten und Gastgebern, dieses unser kaiserl. öffentliches Gebot und Verbot, nebst der allgemeinen Verkündung, zur besondern Wissenschaft bringen: sodann VII. wie Sie und Ihr solches vollzogen, oder was für eine fernere Hilfe zur Erreichung dieses Endzwecks erforderlich seyn möge, Uns oder den KreisAusschreibenden Fürsten, welchen Sie und Ihr zugehören, gebürend und zeitlich anzeigen, damit bei einiger, wider vorgedacht- Unsre kaiserl. Verordnung erfolgenden Versäumnis, Nachgiebigkeit, oder Versehens, nicht nöthig sei, dieserhalben gegen die Orts-Obrigkeiten selbst, unmittelbares schärferes und unausbleibliches Einsehen zu gebrauchen.

Wir wollen alles solches, vermittelst dieses unsers kaiserl. Edicts, also hiermit ins Reich öffentlich verkündigen, und zu Männiglichens Wissen bringen. An alles dessen Beförderung und genauer Beobachtung, tun und vollziehen Ewr. (ut supra) ein gutes und annehmliches, und Uns benebens zu gnädigem Gefallen gereichendes Werk, als andre hingegen erfüllen andurch

unsern gnädigsten Willen und Meinung. Gegeben zu Wien (ut supra) unsers Reichs im 5ten.

Josef (L. S.)

Vt RFürst *Colloredo*

Ad Mandatum *Sacra Caes. Maj.* proprium Franz Georg Leykam.

(Aus: Schlözers Stats-Anzeigen VI S. 215.)

---

6. ADVERTISSEMENT.

[**Formular eines holländischen SeelenVerkäufers LockZettels** (der Name des Amsterdamers kommt unten vor) **gedruckt auf 2 Quart-Seiten, eingesandt aus Frankfurt am Mayn.**]

Da vor dreyssig Jahren eine grossemenge von arbeitzleuthen, Mans Weibs persohnen und Kinder sich aus Teutschland und andre Ohrter nach Holland begeben haben mit der intention sich daselbst ein zu Schiffen nach Philadelphia, Stad in der Provintz Pensylvanien in der nunmehro ohnabhangliche Nord Amerikanische Staat belegen, und manch tausend von solche Leuthe in diese blühende Staat unter die geniesung von alle Bürgerliche vorrechten, und ohnverhinderte exercition der Religion welche ein jeden ihrer zu gestanden, zu ein ziemliches fortüu gekommeu ist.

So ergehet dieses bericht an alle Landbaueren, Handwerks und andre ArbeitsLeuthen, das, weil in die Monathen April, May und Juny das beste Saison sey zu diese reise, ein gewisses renommirtes Handels Haus in Amsterdam intentionirt ist umb gegen der bevorstehenden frühling von Ao. 1784 expedition von starckgebauete und schnellseegelende Schiffen nach obgedachten, und auch andre Ohrter von besagtes gezegnetes und berühmtes Land zu thun, Schiffen wohl versehen um Passagiers zu empfangen und von das nöthige zu ihren unterhalt Wahrend der reize zu versorgen.

Allerhand Arbeitsleute konnen versichert sein, in Nord America, freundlich auf und angenommen zu werden, und soll es an keine animo fehlen, besonders werden Jungeleuthen von 7 Jahr an bis 27 Jahr alt zu, gewis reussiren ihr gluck daselbst zu machen.

Die Kosten der Passage dahin, wahr unter mit begriffen das nöthige Unterhalt Wahrend der reise, ist Zehen Guinees oder deren wehrt, für jeden Persohn, zahlbar hieselbst wann einen anbord des Schiffs komt.

Die jenigen welche zu diese bezahlung ohnvermögend sind, sollen den noch anbord des Schifs zugelasen und auch übergeführt werden, unter diese Condition aber das sie sich verbinden, das Passagegelt in Nord America zu bezalen, an den Schifs Capitain oder an den Eigener des Schifs innerhalb 20 tagen nach ihre ankunfft, ohne zu vermögen von bord zu gehen so lange solche zalung nicht würcklich geschehen sey.

Ein jeden kan auf seinen ankunft daselbst in employ kommen zu der arbeid, wozu er sich bequem befindet bey die jenigen Leuthe welche ihres

dienstes begehren, diese machen ein beding mit ihm auf eine gewisse zeit, sind sie es dahruber mit ein ander einig so bezahlet dieser das Passagegeld, versehen ihm von Essen, Trincken, ein Wohnung, Kleider und Wassche, und wen der veraccordirte Dienstzeit verlauffen, so ist der Meister oder Herr verbunden ihm ein gantsche Kleidung zu geben, und denn ist der bediente frey und kan thun und lasen was er guthfindet.

Handwerksleuthen sollen Meisters finden die gegen eine zwey Jährige dienst, das Passagegeld vorschiessen, andere Arbeitsleuthe konnen das nehmliche für eine 2 bis 3 Jährige dienst geniesen alle auf obgedachte Conditiones. Jungens und Mädgens pro rata gedachter zeit, nach dehm sie groß und starck sind, inzwischen lernt ein jeden die sprache und die gewohnheit des Landes umb sonst.

Zu encouragement von die jenigen welchen es an hinreichliche Kleydung zu die reise fehlet, sollen diese wenn sie an bord des Schifs gekommen sind von ein hembde oder andere nötbige Kleidern versehen werden, bis auf den wehrt von eine Guinee zu, unter der beding das diese vorschus nebst das Passagegeld in Nord America soll restituirt werden.

Alle Jungeleuthe gesunder complexion und guther gestahlte dann, geneigt um auf solchen fus ihr gluck zu befoderen, werden ersucht sich ins frühjahr so bald es möglich sey, und zwar auf das spateste vor Primo Mertz Ao. 1784. anzumelden in Amsterdam bey Mr. Jacob Buytink, wohnhafft auf die Zeedyk, gegen über die weyde Steeg, welche die liebhabern nähere anweisung geben wird, damit man in die aus und zurüstung der Schiffen sich nach die anzahl der Passagiers richten, und endes gedachter monaths aufreize gehen kan.

Amsterdam July 1783.

(Aus: Schlözer's Stats-Anzeigen VI. S. 217—219.

---

7. Dienst-Vertrag eines Auswanderers.

In Nomine Dei.

Zwischen Herrn William Berczy, als Bevollmächtigten der Genesee-Association, von London und *Johann Gottlob Schellenberg aus Wurtzen bei Leipzig* gebürtig, seiner Profession ein *Landmann,* 20 Jahr alt *ledigen* Standes, ist nachfolgender Dienst-Contract auf sechs nach einander folgende Jahre verabredet und unter heutigem Dato, unter folgenden Bedingungen, von beyden Seiten geschlossen worden.

1mo

Johann Gottlob Schellenberg gebürtig aus *Wurtzen bei Leipzig* vermiethet sich als Knecht auf dem Lande, freiwillig und wohlbedächtlich bey Herrn William Berczy, als Bevollmächtigten der Genesee-Association von London, in Dienst besagter Association und verpflichtet sich, mit demselben oder auf dessen Anweisung nach dem Genesee-Distrikt, in der Provinz Neuyork der vereinigten Staaten von Nordamerika, zu reisen, und dort von

dem Tage an, wann er in besagtem Genesee-Distrikt angelangt sein wird, auf sechs nach einander folgende Jahre, alle ihm anzuweisende Knechtsdienste treu und rechtschaffen zu leisten, und auch binnen diesen Sechs Jahren, unter keinem Vorwand, diesen Dienst loszukündigen, noch weniger, ohne Bewilligung des Herrn William Berczy, als Bevollmächtigten der Genesee-Association, aus dem Dienst zu treten. Dagegen

2do

Verspricht Herr William Berczy, als Bevollmächtigter der Genesee-Association von London, für sich und im Namen besagter Genesee-Association dem *Johann Gottlob Schellenberg* ihn auf sechs nacheinander folgende Jahre in Dienst zu nehmen; und

a) Ihm seine Reisekosten dorthin, nebst allen dabei vorfallenden Bedürfnissen, auch vor seiner Abreise zur See, wenn er es verlangt, acht spanische Thaler baar vorzustrecken.
b) Von dem Tage an, wann er in den Genesee-District wird angelangt seyn, ihm jährlich, während der Sechs Jahre seines Dienstes, Sechs und dreyßig spanische Thaler Lohn zu bezahlen, auch ihn (außer Kleidungsstücken) mit Essen, Trinken und Wohnung, frei von allen dazu erforderlichen Kosten, zu versehen und zu unterhalten.

Jedoch muß er alle die zur Reise und sonstigen Bedürfnisse und auf ihn verwandte Kosten, auch etwanigen baaren Vorschüsse, so dort vor Antritt seines Dienstes auf ihn verwandt worden sind, nach und nach aus seinem Lohn folgendergestalt abtragen: von der ganzen Summe seiner Schuld soll ihm eine gerechte und billige Rechnung, nebst den nach Ende des ersten Jahres darauf fallenden Zinsen, vorgelegt, und selbe in fünf gleiche Theile getheilt werden, und eines dieser Fünftel soll jedes der ersten fünf Jahre seines Dienstes vom Lohn abgezogen werden, nebst dem Interesse des Rückstandes, mit Vorbehalt, daß wenn er eigenwillig jedes Jahr eine grössere Summe als besagtes Fünftel abtragen wollte, er dazu berechtigt sein soll. Auch da man zum Nutzen der teutschen Knechte und Mägde, einen eigenen teutschen Prediger, wie auch einen Wundarzt aufnehmen wird; so muß er jährlich **einen** spanischen Thaler und für den Wundarzt **einen halben** spanischen Thaler sich vom Lohn kürzen lassen, ist aber dagegen frey von jeder andern Beysteuer sowohl zur Kirche als Medicin; ferner muß er sich jährlich vom Lohne für reine Wäsche zum Behuf der Weiber die für ihn waschen, einen halben spanischen Thaler kürzen lassen.

3tio

Schließlich machet Herr William Berczy, als Bevollmächtigter der Genesee-Association sich verbindlich, wenn *Johann Gottlob Schellenberg* als Knecht, von seinem ersparten Lohn jährlich vier spanische Thaler zurücklassen wird, so soll er nach Ablauf der Sechs Jahre, wenn er seinen Dienst treu und redlich vollendet, für diese Vier und zwanzig spanische Thaler Fünf und zwanzig Morgen oder Amerikanische Acker Landes für sein freyes Eigenthum erhalten, und selbes mit allen Gerechtsamen besitzen, die jeder Landes-

Eigenthümer in Amerika geniesset, und noch ausserdem, als ein freyes Geschenke zur Errichtung seiner Wirthschaft, eine Kuh mit Kalb, eine Schweinsmutter mit Jungen und einiges Hausgeflügel zu geniessen haben.

Zu mehrerer Versicherung ist dieser errichtete und begottespfennigte Mieth-Contract, so in Duplo ausgefertigt worden ist, von beyden Theilen, in Beysein eines kayserlichen geschwornen Notarii, eigenhändig unterschrieben und besiegelt worden. So geschehen *Hamburg* den 28. *April,* 1792.

Johann Gottlob Schellenberg. *William Berczy.*

in fidem subscriptionumque attestor ego, L. S.

Johann Vincent Hasse.

Notar: Caesar: publ: ac jud:

L. S.

(Original im Besitz des Verfassers.)

---

8. Einige deutsche, amerikanisirte Namen in New-York.

Bauch in Bouck; Braun in Brown.
Demuth in Demot, Dimouth, Damoth, Damotte.
Erhard in Earheart, Earhart.
Eisenmann in Eysaman; Eisenhauer in Ironcutter.
Feuerstein in Flintstone.
Franz in France.
Freimeier in Frimire und Fremire.
Fritz in Frets, Freats.
Fuchs in Fox.
Gülch in Gillis.
Hecht in Pike.
Heiß in Hayes.
Herckheimer in Herkimer, Harkeimer, Erghemar.
Ittig in Editch; Jung in Young.
Junghans in Younghance.
Kappe in Cap.
Keßler in Casler und Keslaer.
Klehe in Clay.
Klein in Kline.
König in King.
Kreisler in Cryslaer.
Krug in Pitcher.
Küfer in Cooper.
Kuhn in Coon.
Kuntz in Coons.
Landmann in Countryman.
Lauer in Lawyer.

Löwenstein in Livingston.
Mathes in Mattice.
Merkle in Merkley und Marklee.
Michle in Meghley.
Neumann in Neyeman.
Pfannkuchen in Pancake.
Richtmeyer in Rightmyer.
Salbach in Salbagh.
Schmitt oder Schmidt in Smith.
Schuhmacher in Shoemaker.
Schulkraft in Schoolcraft.
Schütz in Shutts.
Schwarz in Black.
Stein in Stine und Stone.
Uhl in Ewell.
Volz in Folts.
Wagner in Wagenaer oder Waggoner.
Weber in Weaver.
Weiß in White.
Wohlleben in Welleber, Wolleaver, Wollever.
Zimmermann in Carpenter.

Die Amerikanisirung geschah meistens ohne Sinn und Verstand; maßgebend sind gewöhnlich Gleichlaut und Unkenntniß der englischen Sprache, hie und da kommt wörtliche Uebersetzung vor. Der Klee wird Lehm (Clay), der Lauer ein Advokat (Lawyer) u. s. w. Noch heute begegnet man auf Schritt und Tritt ähnlichen Thorheiten. Am komischsten tritt diese Uebersetzungswuth in folgendem Falle auf, welchen J. D. Rupp in seiner „Collection of thirty thousand Names," Harrisburg 1856, p. 8 im Anhang erzählt. Zu Anfang des Jahrhunderts war ein Deutscher nach Dayton in Ohio gekommen. Er hieß Feuerstein und hätte kein ungebildeter Mann sein müssen, um nicht sofort seinen Namen wörtlich ins Englische, in Flint zu übersetzen. Ein Sohn von ihm siedelte nach Marion County in Indiana über. Was, hieß es da unter seinen das englische mit dem deutschen Wort verwechselnden Nachbarn, wie kann man Flinte heißen? Um also auf der Höhe der Zeit zu stehen und seine Kenntniß des Englischen zu beweisen, verwandelte der junge Flint sich in Gun (das englische Wort für Flinte). Also Feuerstein, Flint, Gun, drei verschiedene Namen auf der Umsiedlung von einem Staat in den andern! Wenn die Familie so fortgefahren hat, so wird sie wohl, bis sie an den Pazifik gelangt ist, ihren Namen noch ein paar Dutzend Mal gewechselt haben. Bei einem Volke von entwickeltem Nationalbewußtsein und starkem individuellem Charakter können derartige lächerliche, aber in ihrem innersten Wesen betrübende Erscheinungen gar nicht vorkommen.

Druckfehler-Verzeichniß.

Seite 38 Zeile 3 lies an statt: ein

„ 59 wolle man nach Zeile 17 die folgende Stelle einschalten:

Raubstaat ist jedes politische Gemeinwesen, welches sich nicht auf die ihm innewohnende Kraft stützt, sondern als eine selbstständige Macht, an einen fremden Willen anlehnt, welches höchstens in friedlichen Zeiten sein Scheinleben fristen kann, aber beim bloßen Gerücht einer Gefahr schmeichelnd und bittend bei einem wirklichen Staate unterkriegen muß, um sein bischen Dasein noch um eine Spanne zu verlängern. Der Staat ist Macht und Ehre, Größe und Selbstständigkeit, Heimath und Vaterland; der Raubstaat bedeutet Ohnmacht und Ehrlosigkeit, Armuth und Abhängigkeit, Kirchthurmpolitik und Polizeipferch. Der Staat ist der Inbegriff aller Bürger, welche in ihm und durch ihn das Feld für die Bethätigung ihrer Kraft finden; der Raubstaat ist eine oft größere, oft kleinere Zahl von Unterthanen, welche gar keinen politischen Gesichtskreis haben können und dürfen. Der Staat ist die souveräne Gesellschaft und als solche unzerstörbar; der Raubstaat ist im günstigen Falle, wie das englische Recht sagen würde, ein estate at sufferance, d. h. ein bloß geduldeter Grundbesitz, der trotzdem, daß der ursprünglich darauf erworbene gute Rechtstitel längst erloschen ist, sich, so lange der Souverän es erlaubt, noch in der faktischen Gewalt des Erwerbers oder seiner Erben befindet. Der Staat ist das Volk; der Raubstaat ist der vertausendfachte Junker, der potenzirte Stegreifritter und Krippenreiter, der sich beim Volke einlegt und so lange schmarotzt, als die Geduld oder die Vorräthe seiner Opfer vorhalten. Sein Wesen ist Hungerleiderei und Bettelhaftigkeit, Abwesenheit selbst der bescheidensten Einsicht in die ökonomischen Grundgesetze des bürgerlichen Lebens; seine bloße Existenz ist ein Raub, ein Verbrechen an der Nation.

Ein Raubfürst aber ist jeder Herrscher über ein solches Gebiet, heiße es nun Königreich oder Landgrafschaft, sei er nun Herzog von Würtemberg, der heute von seiner Maitresse den Goldbrokat stehlen läßt, um morgen darin auf dem Hofball zu glänzen, oder sei er Kurfürst von der Pfalz, der das Geld, welches die Franzosen seinen Bauern für ihre verwüsteten Felder zahlen, als Landesvater in seine Tasche steckt und seinen Unterthanen das leere Nachsehen läßt oder sei er ein von Napoleon fabrizirter König, der sich dem Schöpfer seines Glückes nur demüthig mit entblößtem Haupte zu nahen wagt und froh ist, wenn er, wie ihrer Zeit die Könige von Bayern oder Sachsen, eines Blickes gewürdigt wird.

Seite 65 Zeile 18 lies Philipp Wilhelm († 1690) statt: Carl Philipp (1685–1690)
„ 326 „ 14 v. u. lies Belfour statt: Balfour.
„ 240 „ 2 lies 15 New-Yorker statt: New-York
„ 242 „ 18 „ Mittags statt: Morgens
„ 243 „ 18 lies entdeckte statt: ausfand
„ 246 „ 15 „ der Hauptmann statt: die Hauptleute
„ 247 „ 18 „ der Bote statt: die Boten
„ „ „ 18 „ hatte statt: hatten
„ „ „ 19 „ seines statt: ihres
„ 247 „ 2 v. u. lies nun statt aus
„ 254 sind die letzten 5 Zeilen ganz zu streichen, das Kapitel schließt mit „verrichtet wird.“